LUDWIG RENN

KRIEG

KRIEG

LUDWIG RENN: KRIEG

RAV ϕ 151616 an

833.9
REN

LUDWIG RENN

KRIEG

FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H.
ABTEILUNG BUCHVERLAG, FRANKFURT AM MAIN

ENTWURF DES EINBANDES UND SCHUTZUMSCHLAGS VON ALBERT FUSS

101.—125. TAUSEND

ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1929 BY FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H.
PRINTED IN GERMANY
FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H.,
FRANKFURT AM MAIN

DANK AN FRITZ HERBERT LEHR

VORMARSCH

Vorbereitungen

Ich war am Tage der Mobilmachung Gefreiter geworden. Zu meiner Mutter hatte ich nicht mehr fahren können und hatte ihr Abschiedsgrüße geschrieben. Am Tage des Ausmarschs bekam ich ihre Antwort:

Mein Junge! Bleibe treu und halte Dich recht, das ist alles, was ich Dir schreiben kann. Wir haben hier sehr zu tun. Dein Bruder ist auch eingezogen, und wir beiden Frauen müssen alles allein machen. Mit den Enkeln ist noch nicht zu rechnen. Ich schicke Dir ein Paar warme Socken mit. Leb wohl! Deine Mutter.

Ich steckte den Brief in meine Brieftasche und ging in die Kantine, mir noch etwas Briefpapier zu holen. Leute liefen auf den Gängen. In der Kantine standen sie vor dem Schanktisch.

„Du, Ludwig!" Ziesche schob mir grinsend ein Schnapsglas hin. „Auf den ersten Russen!"

Ich stieß mit Ziesche an.

Max Domsky, die „Perle", saß auf einem Tisch und baumelte mit den Beinen. Er sah einen nach dem andern an und freute sich.

Im Hintergrund hielt ein bärtiger, dicker Gefreiter eine Rede: „Die sollen sehen, was deutsche

Hiebe sind, die Hunde!" Es stieß ihn auf. „Ich kenne das Gelichter! — Ich war nicht umsonst drei Jahre in Paris! — Wenn nur ein deutscher Landstürmer kommt, laufen sie schon davon! —"

Ich hatte das Briefpapier gekauft und ging hinaus. Die Perle kam mir nachgelaufen. Ich sah ihn nicht einmal an.

„Freust du dich nicht?" fragte er.

„Doch!" sagte ich frostig.

„Du bist nicht unten geblieben?"

„Ich kann das Gerede nicht leiden!"

Er schwieg. Ich merkte, daß er mir etwas sagen wollte.

Als wir in unsrer Stube waren, setzte ich mich auf einen Schemel und fragte: „Nu, was hast du denn?"

Er setzte sich an den Tisch und sah mich an, als erwartete er etwas von mir. Meine Frage schien ihm gar keine Frage gewesen zu sein.

„Fürchtest du dich vor dem Kriege?" fragte ich.

„Die freuen sich doch alle."

Ich dachte nach. Sicher hing das, was ihn gerade beschäftigte, mit dem Kriege und der Todesgefahr zusammen.

„Ludwig!"

Ich erschrak. Er hatte mich noch nie Ludwig genannt.

„Ich habe keinen Vater." Er sagte das, wie man jemand ein Stück Brot hinlegt. Was sollte ich damit tun? — Ihm die Hand geben? — Dieser Mensch war gar nicht rührselig.

„Max," sagte ich, „du hast aber einen Bruder!" Ich schämte mich.

Er sah mich ganz ruhig an. Er hatte mich verstanden! Und dabei verstand er sonst oft die einfachsten Dinge nicht.

Er zeigte keinerlei Freude. Sagte auch nichts, sondern machte sich fertig zum Antreten. Ich nahm den schweren Tornister auf den Rücken. Ich erwartete auch von ihm nichts mehr. Einige kamen hereingepoltert. Ich ging noch einmal auf den Abort und dann die Treppe hinunter zum Antreten. Ich hatte das Gefühl, daß meine Augen ganz außer mir umher sähen, während ich selber ganz in mir war. Meine Beine bewegten sich, das Gepäck war schwer, aber das hatte mit mir nichts zu tun.

Bahnfahrt

Wir traten auf dem Kasernenhof an. Hinter uns wurden die Wagen bespannt. Der Leutnant Fabian kam vergnügt gegangen, einen kleinen, schwarzlackierten Tornister wie einen Schulranzen auf seinen breiten Schultern. Er trat vor uns hin und sagte:

„Ich brauche euch keine Rede zu halten. Wir sind ja eine Familie! Und eine Perle haben wir, Gott sei Dank, auch in unsrer Familie!"

Wir lachten. Das war gut, dachte ich; jetzt wissen die Reservisten auch gleich, was unser Leutnant für einer ist. Denn fast alle liebten die Perle, wenn er auch als Idiot galt.

„Dritte Kompanie — stillgestanden! — Mit Gruppen rechts schwenkt — marsch! — Halt! — Kompanie — marsch!" Die Musik setzte ein. Die Pauke dröhnte von den Kasernenwänden. Ich

marschierte in der vordersten Gruppe. Vor dem Kasernentor war eine Menschenmenge aufgestaut und machte uns Platz.

„Mach's gut, Emil!" rief jemand.

„Hurra!" schrien ein paar Jungen.

„Wie 1870!" hörte ich leise sagen und begegnete einem alten Herrengesicht, aus dem mich zwei graue Augen freundlich ansahen. „So ging ich damals auch hinaus," sagte er zu mir, und ich war vorüber und sah andre Menschen.

Ein Nelkenstrauß flog mir an die Brust. Ich fing ihn gerade noch und sah mich um. Am Straßenrand stand eine und lachte mich unter einem tief sitzenden Hut an.

Helle Sonnenschirme waren aufgespannt, darunter Damen mit großen Hüten. Auf einmal sah ich rechts meinen Onkel aus der Menge ragen. Er schwenkte den Hut über seinem Kopf und lachte mich an. Ich wußte nicht, wie ich wieder grüßen sollte, und war verlegen. Aber ich freute mich.

Wromm, wromm, wromm dröhnte die Pauke unter der Eisenbahnbrücke und wurde dahinter wieder Wumm, wumm, wumm.

Wir rückten auf den Güterbahnhof. Dort legten wir das Gepäck ab und warteten.

Ein paar Damen gingen umher mit blumengeschmückten Körben und verteilten Brötchen und Schokolade.

Langsam rollte der Zug heran. Es waren Güterwagen, an deren Schiebetüren Birkenäste steckten. Für die Offiziere war ein Wagen dritter Klasse. An die Wagenwände waren mit Kreide Inschriften

und Bilder gemalt, kleine Männer mit großen Köpfen und Franzosenkäppis darauf.

Ungewöhnlich günstiges Angebot!!!
Freie Fahrt!
Einziges Risiko ein paar Schüsse!
Dafür direkt nach Paris!

Ein Signal wurde geblasen.

„Dritte Kompanie an die Gewehre! Gepäck und Gewehr in die Hand nehmen! Einsteigen!"

Sie drängten sich, zuerst hineinzukommen, wegen der günstigen Plätze. Bänke ohne Lehnen standen in den Wagen. Ich hatte gar keine Eile. Die Leutnants liefen am Zuge entlang. Irgend jemand rief aus dem Wagen etwas. Eine Lokomotive kam mit schwarzen Rauchballen, die sich drehten, langsam die Schienen her. Wieder rief einer etwas. Ich fuhr in die Höhe. Hatte nicht die Perle schon mehrmals nach mir gerufen?

Er reckte den Kopf aus dem Wagen: „Ich hab'n Platz für dich!" Er fuhr zurück und hatte drin einen Streit mit einem. Sie schienen es darauf abgesehen zu haben, den Platz immer wieder zu besetzen, sobald er nach mir schrie.

„Na," rief der Leutnant, „wie lange soll denn das noch dauern?"

Die Perle hatte mir einen Platz an der linken Wand offen gehalten. Da konnte ich mich an die Wand lehnen, aber ich konnte nicht hinaussehen.

Draußen wurde Verschiedenes gerufen. Die Lokomotive pfiff, und der Zug rollte langsam fort. Wohin ging es? — Nach Rußland, sagte man. Wie sieht Rußland aus? Hier scheint die Sonne. Rußland konnte ich mir nur als graue Oede denken.

„'s geht nach dem Westen!" rief einer an der offnen Schiebetür. „Wir sind eben abgebogen. Es geht nach Paris!"

„Hurra! Hurraaa!" schrien Kinderstimmen draußen.

An der Tür sangen sie „Deutschland, Deutschland über alles" ins Stoßen der Räder hinein. Der Gesang wurde allgemein. Im Nachbarwagen sangen sie schwermütig langsam:

Marie, Marie, das ist mein Nam,
den ich vom Regiment bekam.
Ich tausch mit keiner Fürstin nich,
sie lebt nicht glücklicher als ich.

Wieder brüllten Kinder Hurra, und wieder wurde mit einem Lied geantwortet. Der Sonnenschein wurde auf den Gesichtern der an der Tür Stehenden rot. Ziesche sah ich mit seinen weißen Zähnen lachen, aus lauter Freude, daß etwas geschah.

Dann wurde es schnell dunkel. Im Wagen war es heiß von der Sonne, die den Tag über auf dem Dach gebrütet hatte. Wir fuhren langsamer und hielten.

Ein Lichtschein fiel auf die rechte Wagenwand.

„Aussteigen zum Essenempfang!"

Man regte sich, wurde wach, stand auf. Im Dunkeln kramte man nach Kochgeschirr und Eßbesteck. Elektrische Taschenlampen gaben grelle Blitze.

Wir stiegen über die Bänke, traten draußen an und wurden in eine große Holzbude geführt. Karbidlampen standen auf Tischen von frischem Holz. Hinter einer Tafel gaben Damen Rindfleisch mit

Nudeln aus. Ein uralter Mann in Oberstenuniform ging auf und ab. Unter der niedrigen Mütze hing sein weißes Haar bis auf die dicken Achselstücke.

Die Fahrt ging weiter. Gleichmäßig schlugen die Räder. Von der Tür her wurde es kühl. Die Perle war ganz auf mich gesunken. Schließlich schlug sein Kopf auf meine Knie. Davon wachte er halb auf und begann wieder zu sinken. Ich schlief noch nicht. Ich dachte auch nicht. Aber ich war nicht ruhig.

— — — — — — — — — —

Ich wachte von einer Unruhe auf. Jemand drängte sich von hinten an mich.

„Laß mich mal durch. Ich kann's Wasser nicht mehr halten."

Ich zog die Perle an mich heran. Er wachte nicht auf. Der andre mußte einen nach dem andern wecken. Als er zurückkehrte, waren die meisten schon wieder eingeschlafen und mußten noch einmal geweckt werden. Es war dunkel und recht kalt. Rings war Unruhe.

— — — — — — — — — —

Ich wachte wieder auf. Es war Dämmerung. Die Perle schlief noch. Er sah schmutzig und elend aus. Einige dehnten sich gähnend.

Es wurde noch kälter, obwohl die Sonne kam. Die Perle wachte auf und lachte mich verschlafen an.

„Ich hab Hunger," sagte er und öffnete den Tornister unter der Bank. Dabei stieß er mit dem Kopf an den vor ihm.

„Laß einen doch schlafen!" knurrte der, ermunterte sich und fing auch an zu essen.

Der Zug hielt.

„Aussteigen zum Kaffeeholen!"

„Da kann man doch seine Knochen wieder sammeln!"

Wir stiegen aus, reckten uns und liefen umher. Auf einem offnen Wagen thronte unsere rauchende Feldküche. Die Köche in Mänteln gaben mit der Kelle den Kaffee in die Feldkessel.

Wir fuhren wieder. Manchmal sah ich etwas von vorbeilaufenden Bäumen oder Häusern. Ich versuchte aufzustehen. Aber das Gepäck lag überall am Boden umher und ließ einen nicht fest stehen.

Draußen schrien Kinder Hurra. Wir sangen. Ein paar spielten auf den Knien Skat.

Der Abend kam und die Nacht. Die Bänke wurden immer härter. Ich lehnte immer links an der Wand und fühlte mich schief gebogen.

„Da ist der Rhein!"

Man drängte sich nach der Tür. Ich gab es nach einem kurzen Versuch auf, dahin zu kommen. In andern Wagen sangen sie schon die „Wacht am Rhein". — Bin ich nicht glücklich daran, einen Krieg zu erleben! Es ist doch irgendeine Loslösung. Wie schlimm für die, deren Jugend ohne das vergeht!

Ich zündete mir eine Zigarette an. Die Nacht war endlos. Ich lag seitlich eingeknickt an der rüttelnden Wagenwand und versuchte, mich besser zu setzen. Aber die Perle rutschte bei meinem Versuch vornüber und ich zog ihn mühsam wieder einigermaßen zurecht. Ich wachte mehrmals von dem Schmerz in der Seite auf. Mein Kopf schlug mit etwas zusammen. Das war der Kopf der Perle, der mir über den Knien hing.

Am nächsten Morgen tauschte ich meinen Platz mit der Perle, um einmal etwas anders zu sitzen. Draußen schien wieder die Sonne. An der Tür sprachen sie davon, was sie sahen. Weinberge sollten da sein und Burgruinen. Ich schlief bald wieder ein und wachte erst zu Mittag völlig auf.

Was sahen alle schmutzig und unrasiert aus! Aber sie waren auf ihre Weise vergnügt...

Auf einer Station gab es Mittagessen. Dann fuhren wir weiter. An der Tür sagten sie, wir führen durch ein enges Waldtal.

Wir hielten.

„Aussteigen!"

Wir kletterten über die Bänke hinaus. Ein Stationsgebäude und mehrere kleine Häuser. Jenseits stieg ein Waldberg auf. Wir waren steif und setzten das Gepäck zusammen.

„Wo mögen wir sein?" fragte ich den Ziesche.

Der lachte nur.

„Wir können gleich mal nachsehen," sagte ein älterer Unteroffizier sehr deutlich. Er war wohl Lehrer. „Da habe ich eine Karte. — Ich denke, wir müssen hier in dieser Gegend sein."

Seine Karte war augenscheinlich aus einem Schulatlas gerissen und war nicht sehr genau. Aber ich sah doch, daß wir noch weit von Frankreich entfernt waren.

Unterdessen wurden die Feldküchen und andere Wagen losgebunden und auf den Bahnsteig gezogen. Ohne darauf zu warten, bis sie fahrbereit wären, marschierten wir ab. Es ging an einem Bach entlang. Die Sonne schien noch heiß. Aber das Marschieren nach dem langen Sitzen belebte. Nach

anderthalb Stunden kamen wir in ein Dorf. Am Eingang warteten die Quartiermacher auf uns.

„Erster Zug hier in die Scheune!"

„Hier ist aber wenig Stroh!"

„Sie sagen, sie hätten jetzt keins."

Wir legten das Gepäck ab und gingen wieder auf die Straße. Wir waren vergnügt und kauften uns Wein, der hier billig war. Ich setzte mich mit Ziesche damit auf den Bock eines Wagens, der hinter unsrer Scheune stand. Der Mond schien schon. Eine feuchte dünne Luft kam vom Bach herauf. Wir gingen noch ein Stück spazieren in der hellen Nacht. Als wir in die Scheune zurückkamen und tastend unsre Plätze suchten, schnarchten schon alle.

Märsche

Am nächsten Tag begannen die Märsche. Die Tage waren heiß, und wir waren nicht ans Gebirge gewöhnt. In den ersten Tagen blieben viele an der Straße liegen, im Schatten einer Eberesche, mit aufgerissenem Rock und dem Taschentuch auf dem Kopf. Dann gewöhnten sie sich daran. Wir überschritten mehrere Höhenzüge und tauchten in ein tiefes Tal. Jenseits ging es in einem Birkengrund steil aufwärts. Schon von den Höhen, von denen wir kamen, hatten wir gesehen, daß das Dorf, nach dem wir sollten, auf der höchsten Kuppe lag. Die ersten Märsche waren kurz gewesen. Heute mutete man uns schon eine große Leistung zu.

Wir mußten mehrmals rasten. Die Sonne brannte in das Tälchen, in dem wir uns schon seit

Stunden aufwärts schoben. Endlich wurde es flacher. Die Straße wandte sich rechts um. Da lag das Dörfchen gedrängt auf der Kuppe. Kanonen und Munitionswagen standen auf der Straße.

Wir bogen auf einen Acker und schlugen Zelte auf. Noch brannte die Sonne. Wir zogen uns ganz aus, hängten das durchschwitzte Zeug draußen auf und legten uns ins Zelt. Ich schlief nicht. Es war zu heiß dazu. Durch die Zeltbahn über mir drang ein braunes Licht. So lag ich wohl eine Stunde.

„Die Feldküche ist da!"

Wir zogen uns halb an und holten Essen und Kaffee.

Später saß ich mit Ziesche und der Perle am Hang, wo man weit über das Tal hin und die Bergzüge sah. Ich fühlte mich leicht und still. Schatten krochen die Berge hinauf. Es wurde immer dunkler um uns. Aber das Licht auf den Höhen blieb.

Da kam ein sonderbar murrender Ton wie ein leiser Trommelwirbel und wurde immer stärker. Auf einmal hinein ein Bläserakkord! Von unsern Zelten liefen sie nach dem Dorf. Auch Ziesche lief dahin. Wahrscheinlich spielte unsre Regimentsmusik.

Wir marschierten gegen die belgische Grenze. Ich hatte mich seit dem Ausmarsch nicht rasiert und hatte eine Krause ums Kinn, fast durchsichtig blond und ganz weich. Das kam mir ziemlich schlapp vor. Einige wollten sich nicht rasieren, bis der Krieg zu Ende wäre. Ich hätte es schon gern getan, aber ich dachte: vielleicht kommt man dann längere Zeit nicht dazu und muß den Bart stehen

lassen; und dann sind einem die andern mit dem Bart voraus.

Nach einem kurzen Marsch saßen eines Nachmittags die Offiziere unter einem breiten Baum an der Straße. Einige spielten Skat. Unser dünner Hauptmann, der allgemein verhaßt war, saß im Grase, und der große, dicke Leutnant Fabian hatte eine Haarschneidemaschine in der Hand und hatte dem Hauptmann die eine Seite des Kopfes schon geschoren. Er machte alle möglichen Schwünge mit den Armen dazu und klapperte mit der Maschine in der Luft.

„Jetzt müssen mir Herr Hauptmann gehorsamst parieren!" rief er. „Sonst laß ich Herrn Hauptmann gehorsamst so."

„Ich werd' Ihnen schon helfen!"

„Ich schere Herrn Hauptmann nur weiter, wenn mir Herr Hauptmann gehorsamst einen Wunsch erfüllen!"

„Die Hälfte meines Königreichs können Sie gern kriegen!"

„Ich bitte Herrn Hauptmann gehorsamst, nicht zu spaßen!"

„Ja, was wollen Sie denn haben?"

„Das muß ich mir erst mal überlegen."

„Das wäre ja noch schöner! Wenn Ihnen nichts einfällt, dann darf ich wohl so bleiben?"

„Herr Hauptmann werden einem armen Leutnant doch etwas Bedenkzeit gewähren!"

Da fiepten auf einmal Querpfeifen, und Trommeln schlugen ganz in der Nähe. Der Leutnant sprang auf und rief: „Da kommt das zweite Bataillon!" und lief mit der Haarschneidemaschine davon.

Der Hauptmann saß im Gras und schimpfte: „Spitzbube! — Sie kriegen 'ne Flasche Sekt! — Der Halunke hört nicht!"

Unser Bataillonskommandeur saß daneben, und es stieß ihn vor Lachen.

Wir kamen an die belgische Grenze. Da gab es einen Aufenthalt. Sie haben die Straße aufgerissen und Sperren gebaut, hieß es.

Wir marschierten weiter. Ein Zollhaus. Dann ein französisch beschriebener Wegweiser.

„Wo ist denn die Straße aufgerissen?" fragte ich ungeduldig.

„Nu, du latschst ja eben drüber!" lachte Ziesche.

Wie, das war alles? Ein paar Steine aus der Straßenpflasterung gerissen! An der Straßenseite standen die Stümpfe von Bäumen, in über ein Meter Höhe abgehackt, und die Bäume lagen auf der Wiese, Fichten, so gleichmäßig gewachsen und so hoch und gerade, wie ich noch nie welche gesehen hatte. Damit hatten sie die Straße gesperrt? Es tat mir um das schöne Holz leid.

Von den Telegraphenstangen hingen zerschnitten die Drähte, damit wir nicht telephonieren könnten. Rechts stand ein kleines Haus. Ein Mann lehnte an der Tür, die Mütze tief ins Gesicht gezogen, und stierte uns an. Der Mann haßte uns. Weshalb muß man sich hassen, wenn man gegeneinander Krieg führt?

Etwas entfernter von der Grenze wurden die Einwohner freundlicher. Aber immer blieben mir die Belgier unheimlich. Wir stellten in den Nächten sorgsam Wachen aus. Auch die Offiziere schliefen

nie einzeln in Häusern; denn man erzählte sich von nächtlichen Morden, und daß die Belgier schrecklich grausam wären.

Das Land wurde immer bergiger. Wir marschierten durch große Laubwälder. Dann kam ein Tal mit Landhäusern und eine Stadt. Und dahinter ging es steil auf einen Berg, weil wir abseits der Straße übernachten sollten.

Sonderbar war manchmal das Sonnenlicht zu Mittag auf den kahlen Bergrücken. Nackt waren die Rücken und das Licht darauf gelbbraun, aber nicht traurig, sondern mit einem Schimmer, der mich fremd stimmte.

Wir näherten uns der Maas. Dort gibt es eine Schlacht, sagte man. Eines Abends kamen wir in ein Dorf und wußten alle: das ist das letzte Quartier vor der großen Schlacht.

Auch am nächsten Tage blieben wir dort. Wir hatten uns gemeinsam von dem Bauer, bei dem wir lagen, ein Schwein gekauft und kochten es in kleinen Kochlöchern in seinem Obstgarten. Unteroffizier Zache setzte sich zu uns. Er war schon in den letzten Tagen gedrückt gewesen. Jetzt saß er am Feuer und hing zwischen seinen Knien.

„Ich komme nicht zurück," sagte er.

Was sollte ich dazu sagen? Daß Ziesche und die Perle nichts dazu sagten, war selbstverständlich. Er erwartete nur von mir etwas, oder erwartete er nichts?

Der Einjährige Lamm saß auch dabei. Der sah Zache mit großen, ruhigen Augen an. Lamm war mir vom ersten Tag an, wo ich ihn gesehen hatte, lieb gewesen. Aber ich hatte eine Scheu vor ihm.

Und er hatte, wie es schien, eine Scheu vor allen Menschen, besonders aber vor Zache, den er, glaube ich, haßte. Und Zache behandelte ihn auch sehr schlecht. Lamm war nämlich sehr ungeschickt in allen körperlichen Dingen, dazu schwächlich. In seinen, übrigens sehr ausdrucksvollen Augen war fast immer eine Aengstlichkeit, die Zache zu ärgern schien, mir aber gefiel. Daß Lamm aber durchaus kein Kommando richtig abgeben konnte, das mißfiel auch mir an ihm.

„Renn!" rief der Leutnant Fabian vom Hause her. „Machen Sie eine Patrouille mit?"

„Jawohl, Herr Leutnant!"

„Ich will auch mit!" sagte Ziesche ruhig.

Wir gingen zu Fabian.

„Gut!" sagte er. „Kommen Sie auch mit! Aber jetzt beeilt euch! In weniger als einer Stunde ist es schon dunkel. Und bis dahin müssen wir noch weit!"

Auf Patrouille

Wir waren sieben Mann mit dem Leutnant.

„Gewehr umhängen! Ohne Tritt — marsch!"

Die Perle kam uns nachgelaufen.

„Da hast du ein Stück Wellfleisch!" flüsterte er. „Aber 's tropft!" Er gab mir das warme, wabblige Stück in die Hand.

„Ich danke dir," sagte ich. „Aber was soll ich jetzt damit tun?"

„Steck's doch in den Feldbecher!" sagte er und blieb zurück.

Ich hakte den Feldbecher vom Brotbeutel ab,

drückte es hinein und steckte den Becher aufrecht in die rechte Rocktasche. Es wärmte mein rechtes Bein. Ich lächelte in mir, wegen des warmen Gefühls, und auch weil er mir das nachgebracht hatte. Aber dann wurde ich aufmerksam.

Wir gingen an dem vordersten Posten vorbei in den schon dämmrigen Wald. Der Weg war steinig und ging steil abwärts in einen Grund. Der Leutnant schritt eilig voran. Vielleicht wußte er schon Genaueres über die Stellung der Franzosen. Wir bemühten uns, nicht so laut zu gehen, aber es ging bei den Zweckenstiefeln nicht anders. Dunkel standen die Fichten in der stillen, klaren Luft.

Eine schmale, halb verfallne Brücke führte über eine Schlucht, in deren Tiefe ein dünnes Wasser rauschte. Der Weg ging steil aufwärts. Zwischen den Bäumen war es unheimlich schwarz, während der Himmel in der Weglücke noch leicht strahlte.

Der Leutnant blieb stehen und winkte mit der Hand, still zu sein. Wir standen. Beim Atmen knirschte das neue Lederzeug.

Es ging weiter. Wir mußten uns schon dem nächsten Bergkamm nähern. Der Leutnant blieb öfter stehen. Kein Geräusch war zu hören, nicht einmal ein Flügelschlag oder ein Rascheln im gefallenen Laub. Der Wald hörte rechts auf. Eine Höhe war vom Himmel begrenzt. Wir verließen den Weg nach links und schlichen am Waldrand entlang. Unter uns war kurzes Gras. Links fiel der Wald in ein dunkles, tiefes Tal. Einige hundert Meter vor uns hing schon ein Nebelstreifen an einem Waldvorsprung. Dort hielten wir. Es war

schon ziemlich dunkel. Der Leutnant winkte uns um sich herum.

„Jenseits der Höhe fließt die Maas. Ob die Franzosen auf unserm Ufer sind, weiß ich nicht. Aber wenn sie auf unserm Ufer sitzen, dann sitzen sie nicht unmittelbar davor. Hier am Waldrand ist es gefährlich weiterzugehen, wegen Ueberraschungen. Rechts auf der Höhe läuft eine Straße, da sind wahrscheinlich Posten und Patrouillen. Also in der Mitte. Die Leute auf der Straße müssen wir gegen den Himmel sehen, dagegen können sie uns gegen den Wald nicht sehen."

Wir gingen in einem Haferfeld vor. Es hatte stark getaut. Die Halme bogen sich um die Beine und ließen knallend los. Meine Hosen waren schon bis zum Rockschoß durchnäßt.

Zwei Spuren im Getreide! Die Halme lagen in derselben Richtung, in der wir gingen. — War das eine Patrouille gewesen? Zwei Mann wären dafür reichlich wenig. Es müssen schon Zivilisten gewesen sein. Daß die durch den Hafer gegangen sind, ist verdächtig. Die haben sicher spioniert.

Surrrr! fährt es vor uns auf! Mein Herz stockt. Wir stehen. Nur ein Rebhuhn! Ich schämte mich. Der Leutnant lachte etwas verlegen.

Wir schritten weiter in die graue Dämmerung und kamen auf eine flache Höhe. Auf einmal stockte der Leutnant. Er winkte mit der Hand nach unten. Ich kniete nieder.

Ein sonderbares Geräusch kam von vorn, wie ein Klirren von Draht.

„Was ist das?" flüsterte der Leutnant.

Die Hufe vieler Pferde im Galopp auf uns zu!

Ich entsichre das Gewehr. Der Leutnant knackt an seiner Pistole. Die Hufe immer näher! Ich bringe das Gewehr in Anschlag. Jähes Halten drüben! Drähte klirren. Durchschneiden sie jetzt den Drahtzaun? — Nichts ist zu sehen als unbestimmtes Grau. Sie können nur fünfzig Schritt vor uns sein. — Die Drähte klirren immer noch. Mir läuft eine Gänsehaut über den Rücken. Was ist das nur? — Ich setze das Gewehr ab. Der Leutnant beginnt gebückt vorzuschleichen. Wir gehen mit, das Gewehr bereit. Er bleibt stehen und schleicht weiter. Er kniet nieder und zeigt nach vorn. Undeutlich bewegt sich etwas vor uns. Es sind Rinder. Der Leutnant steckt die Pistole ein.

„Da haben wir uns aber nasführen lassen! Es sind Rinder, die sich am Drahtzaun schaben, und Pferde, die herumgerannt sind."

Wir bogen nach rechts am Drahtzaun entlang. Ein paar Bäume und Häuser erschienen. Nirgends Licht. Wir schlichen links an den Häusern hin. Ein kurzer Weg zwischen Steinmauern. Dann fiel die Wiese sanft ab. Wir kamen an den Rand, wo es steil in die Tiefe ging, in der es stark rauschte. Dicker, weißer Nebel hing unten.

„Dort unten fährt wohl eine Eisenbahn?" sagte ich.

„Es ist nicht gut möglich, daß hier noch Züge fahren. Das muß die Maas sein. Aber ich wundre mich auch, daß sie so laut rauscht. — Jetzt müssen wir versuchen, hinunterzukommen."

Er tastete vorwärts. Geröll war am Hang. Er kam ins Rutschen. Ich faßte ihn am Arm. Aber er

rutschte weiter. Ziesche faßte mit an, und wir zogen ihn herauf. Er zitterte etwas, sagte aber nichts.

Wir gingen nach links am Hang entlang, einen Pfad zu suchen. Die Wiese hob sich wieder. Wir kamen auf eine kleine Kuppe, von der es nach drei Seiten steil abfiel. Wir blieben an einem wilden Rosenstrauch stehen.

„So viel ist sicher," sagte der Leutnant, „daß man hier nicht mit Truppen hinunterkann. Das sollten wir nämlich feststellen. — Wir werden hier rasten. Vor Ueberraschung sind wir ja sicher."

Ich breitete meine Zeltbahn aus und setzte mich mit dem Leutnant und Ziesche darauf. Der Becher war in der Rocktasche umgefallen. Die ganze Tasche war von der Brühe fettig. Glücklicherweise war sonst nichts in der Tasche gewesen.

Ich teilte das Fleisch mit dem Taschenmesser, und wir aßen es zu dritt. Ziesche gab Brot und Fabian hartgekochte Eier.

Es fing leise an zu regnen.

„Wir müssen bis zum Morgen hier bleiben," sagte der Leutnant, „um uns noch einmal bei Tage die Gegend anzusehen. Aber hier wird es elend kalt und naß. Wir werden mal sehen, ob wir nicht im Dorf unterkommen können."

Mir kam das Uebernachten im Dorf bedenklich vor. Die Belgier sollten ja schon mehrfach in der Nacht welche umgebracht haben. Und zudem konnten wir nicht wissen, ob nicht im Dorf sogar feindliche Soldaten steckten.

Wir kamen an den ersten Gutshof. Er war von einer hohen Mauer umgeben, fast wie eine Burg.

Das Tor stand offen. Mehrere Hunde schlugen im Hause an. Fabian ließ zwei am Tor zurück.

„Sofort, wenn Gefahr ist, schießen!" flüsterte er.

Wir schlichen in den Hof. Da ist es unheimlich düster, in der Mitte ein schwarzer Misthaufen. Die Hunde bellen. Der Leutnant klinkt an der Tür. Sie ist verschlossen. Er klopft. An einem Fenster erscheint ein Licht und verschwindet. — Der Leutnant schlägt mit dem Pistolengriff an die Tür, dreimal. Die Schläge dröhnen aus dem Hause zurück. Die Hunde bellen. Ein entferntes Fenster wird erleuchtet, dann das nächste. Jemand kommt schlürfend und öffnet. Wir dringen hinein. Der Leutnant öffnet die Tür gegenüber. Zwei große Männer und eine Frau stehen drin und sehen uns stumm an.

Der Leutnant macht eine Handbewegung nach rechts: „Nach Waffen durchsuchen!"

Ich sehe noch, wie die Frau ihm zu Füßen fällt, und trete in die Stube rechts. Da ist es dunkel. Ich gehe zurück, Licht zu holen. Die Frau hat die Beine des Leutnants umfaßt und schreit etwas immer wieder.

„Haben Sie etwas gefunden?" fragt er.

„Nein, Herr Leutnant, es ist dort dunkel."

„Dann hinaus!"

Wir standen draußen.

„Wir müssen etwas andres suchen," sagte der Leutnant, noch wie unbewußt. Jetzt vorsichtig sein! Die denken ja alle noch zurück an den unheimlichen Hof. Und wir stehen hier auf der Dorfstraße ohne jede Vorsicht.

„Da war was nicht in Ordnung," sagte Fabian. „Weshalb hatte die Frau solche Angst?"

Wir gingen langsam die Straße entlang. Das Dorf schien nur aus drei großen Höfen zu bestehen. Links kam ein nach drei Seiten offener Schuppen.

„Hier werden wir die Nacht zubringen," sagte der Leutnant.

Mir erschien der Platz ziemlich sicher; denn links war eine Mauer, und nach den übrigen Seiten war es frei.

Wir schleppten Stroh herbei.

„Renn, Sie stehen Posten."

Ich hängte die Zeltbahn um und ging vor dem Schuppen auf und ab.

Was die Frau entsetzt war! Was das unheimlich war, da drin! Das muß schon irgendeinen Grund gehabt haben. Ob sie vielleicht da drin ein paar von unsren Husaren umgebracht haben? Es sollen doch welche verschwunden sein. — Ich stand auf einmal vor einem Gedanken: die Pferde vorhin? Die schweren belgischen Pferde rennen doch nicht auf einmal in der Nacht so herum. Das waren Kavalleriepferde.

Ich hörte leise Schritte hinter mir und wandte mich um. Es war der Leutnant.

„Hören Sie," flüsterte er, „Sie machen mit Ihren Nagelstiefeln zu viel Lärm. Da sich das nicht vermeiden läßt, solange ein Posten steht, kommen Sie lieber mit unter das Dach, und wir wachen abwechselnd. Ich fange damit an; ich kann so wie so noch nicht schlafen."

Ich legte mich, das Gewehr im Arm, neben Ziesche hin. Unter dem Stroh waren irgendwelche

eisernen Geräte verborgen, auf denen ich liegen mußte, weil sonst kein Platz mehr war. Gerade unter meinem Kreuz lag schräg eine Stange.

Ich lag. Der feuchte Wind strich mir übers Gesicht und kroch auch hie und da durch die Falten der Zeltbahn. Ich lag und konnte nicht einschlafen. Der Punkt hier war mir doch nicht recht geheuer. Immer zog es mich, in die Gegend zu sehen. Aber der Leutnant hätte es gemerkt.

Schritte? — Jemand berührt mich. Ich fahre auf.

„Die andern wecken," flüstert der Leutnant. Er hat schon die Pistole in der Hand.

Ich packe Ziesche am Arm. Er richtet sich auf. Die Tritte sind schon nah. Ueber zehn Mann, schätze ich. Einer schnarcht. Das Lederzeug knirscht bei jedem Atemzug. Ich stoße den Schnarcher in die Seite. Er schnarcht auf und schläft weiter. Ich höre Ziesche das Gewehr entsichern. Vielleicht dreißig Schritt von uns stehen sie jetzt und flüstern. Zu sehen ist nichts. Wir sind nur fünf zur Abwehr bereit. Sie müssen uns bemerkt haben. Wenn man nur ein Wort verstehen könnte!

„Guten Abend, Reichart!" ruft Fabian und steht auf.

„Guten Abend," ruft es zurück, wie erlöst. Es war eine andre Patrouille unsres Regiments.

Die Offiziere sprachen miteinander. Dann ging die Patrouille Reichart nach rechts weiter.

„Verflucht," sagte Fabian. „Hier bleiben wir nicht."

Wir zogen uns wieder nach links, wo wir vorhin versuchten, hinabzuklettern.

Auf einmal war auf der dunkeln Wiese ein rötlicher Schein. Wir wandten uns um. Drüben brannte eine Scheune, vielleicht schon jenseits der Maas, vielleicht aber auch auf einer vorgeschobenen Höhe unsres Ufers.

Auf der Höhe mit dem wilden Rosenstrauch, wo wir vorhin saßen, setzten wir uns auf die Zeltbahn. Der Regen machte ein feines Geräusch im Gras. Ueber die Höhe strich gleichmäßig der Nebel in dünnen Streifen. In der Ferne knallten ein paar Gewehrschüsse. Zwei schliefen schon wieder. Drüben schlugen die Flammen aus dem Dach, links mit heller Flamme, rechts düster rot und qualmig. Das Dach brach ins Innere. Funken stoben in den schwarzen Himmel, und eine lange Flamme wurde herausgezogen, riß ab, und unten blieben kleinere Flammen, züngelnd, unruhig. Balken fielen funkensprühend herab. Die Glut wurde düsterer. Es regnete nicht mehr. Nur der Nebel näßte noch. Da kam langsam der Tag. Der Leutnant schlief nicht. Manchmal regte er sich ein klein wenig. Einer wachte auf, dehnte sich mit den Ellbogen und strich sich mit den Händen über die Augen. Dann wurde er lebhafter und schnitt Brot.

„Es hat keinen Sinn, noch länger hier zu bleiben," sagte Fabian. „Der Nebel geht in den nächsten Stunden nicht weg und wir müssen bis zehn Uhr hinten sein."

Wir gingen nach dem Dorf und kamen auf die Höhe. In der Mulde dahinter wurden Geschützstellungen geschanzt.

„Was soll denn das heißen?" sagte Fabian. „Es sind wohl noch viel mehr als unsre Patrouillen hier

vorn gewesen? Sonst könnten die doch hier nicht so friedlich schanzen."

Wir gingen durch die Mulde. Auf der nächsten Höhe tauchte ein Reiter auf. Das war unser Adjutant.

„Ihre Kompanie kommt gleich hinter mir! — Unsre Armee greift an!"

Die Schlacht an der Maas

Unsre Kompanie kam über die Höhe, voraus zu Pferd der Hauptmann.

„Guten Morgen!" rief er. „Heute gibt's das Eiserne Kreuz oder den Heldentod!"

Wir setzten uns an den Anfang unsres Zuges. Die Perle sah mich an, blaß und schmutzig.

„Wie kommt ihr denn schon jetzt hierher?" fragte ich.

„Wir sind in der Nacht alarmiert worden," sagte er nüchtern.

Wir marschierten über ein Rübenfeld. Die Strünke waren regennaß und gingen bis an die Knie. Auf den Rüben glitt man aus.

Wir kamen zu dem Dorf und hielten an dem Schuppen, in dem wir in der Nacht gelegen hatten. Die Sonne begann durchzudringen. Ueber uns war schon blauer Himmel.

Der Hauptmann kam geritten, sprang vom Pferde und gab dem Pferdehalter, der angerannt kam, die Zügel.

„Wir greifen an!" rief er. „Der erste und der zweite Zug gehen vor, der dritte bleibt hier zu meiner Verfügung!"

Wie sollen wir nur über den Fluß kommen? dachte ich.

„Erster Zug schwärmen!" kommandierte Fabian.

Wir gingen vorwärts und auseinander. Ich mußte links um den unheimlichen Hof herum. Vorn über dem Nebel kam schon ein Bergrücken des jenseitigen Ufers im Sonnenschein heraus. Rechts knallten ein paar Schüsse. Wir kamen auf eine mäßig fallende Weide mit Drahtzäunen. Rechts hatte Fabian schon den stärker fallenden Hang erreicht. Einzelne Felsblöcke und flaches Geröll ragten aus der Wiese. Wir stiegen über einen Stachelzaun. Vor uns standen einige breite Bäume auf einem Vorsprung. Das war der Rand eines Steinbruchs, in dessen Tiefe ein Haus stand, und rechts und links noch mehrere. Links stand eine Fabrik mit rotem Schornstein an der Straße, vor der ein Streifen Wiese lief. Dann kam der Wasserstreifen der Maas. Drüben im Nebel, von der Morgensonne gefärbt, hob sich das andre Ufer mit Häusern, Gärten, Höhenrücken und einer aufwärts gebogenen Straße mit Bäumen.

Ein paar Gewehrkugeln kamen von drüben gezirpt.

„Der Nebel wird schon dünner," sagte Ziesche.

„Wir teilen uns hier," sagte ich. „Ich gehe mit denen hier rechts, geht ihr links um den Steinbruch."

Ein Blick des Unteroffiziers Zache traf mich. Er ging, wie ich gesagt hatte. Ich wunderte mich darüber. Ich lief mit dem Einjährigen Lamm, Ziesche und der Perle an einem Gebüschstreifen auf einem schmalen Pfad abwärts. Eine Kugel zirpte hoch

über uns weg. Drüben die Franzosen mußten von der Sonne geblendet werden, die gerade hinter uns stand. Der Pfad wurde immer abschüssiger und hörte auf einer steilen Wiese auf. Zwischen dem Steinbruch und dem nächsten Hause rechts kamen wir auf die Straße. Das andre Ufer lag friedlich im Sonnenschein.

Da! Wir fahren herum. Aus dem Steinbruch platzt und knallt Gewehrfeuer, so rasend —, es pfeift dicht um uns. Ich reiße das Gewehr hoch und knalle in den Steinbruch.

„Dort aus dem Haus!" schreit Ziesche.

Das Haus hat zwei Fenster im obern Stock nach uns heraus. Unsre Schüsse gehen alle in die Hauswand statt in die Fenster. Aber die Fensterscheiben müßten Löcher haben, wenn es von dort heraus schösse.

„Hinter das Haus hier!" schreie ich und renne in den schmalen Gang zwischen Haus und Felsen, an den ein Kaninchenstall angebaut ist. Die andern sind auch da. Das Gewehrgeknalle hört auf. Ich deute hinaus.

„Wir Ochsen! Die haben doch vom andern Ufer geschossen, und wir sind so blöde, denen den Rücken zuzukehren und gegen eine Wand zu schießen, weil dort die Einschläge knallen!"

Sie sahen zu Boden. Ich wußte, daß ich jetzt auf sie rechnen konnte. Aber was nun? Ueber den Fluß konnten wir nicht. Wo waren die andern vom Zuge?

Das Haus im Steinbruch lag etwas zurück und hatte eine Mauer nach uns zu. Dahinter, etwas rechts, lag ein Haus an der Straße, dahinter die

Fabrik mit der roten Esse. Zwischen den beiden Häusern erschien einer auf der Straße und sah sich um. Drei kamen hinterher und standen da. Rasselnd setzte das Feuer ein. Sie warfen sich auf die Straße. Die machen's noch dümmer als wir! Soll ich brüllen? Sie würden's ja nicht hören! Mir zittert es in der Brust. Sie bleiben liegen. Es klatscht und patzt von Schüssen.

„Ich muß da hinüber!" sagte ich.

Die Perle sah mich blaß an.

„Wie willst du denn da 'nüber?" fragte Ziesche.

„In den Straßengraben, und darin entlang."

„Der ist zu flach," sagte Ziesche trocken.

„Es muß aber sein!" sagte ich und konnte mich doch nicht entschließen.

Da sprang einer drüben auf und kam die Straße entlang gelaufen.

„Hierher!" schrie der Einjährige.

Der andre lief auf der Straße, den linken Unterarm vorm Gesicht, um sich gegen die Schüsse zu decken. Plötzlich lief der Ziesche hinaus.

„Hierher!" schrie er aus vollem Halse und blieb stehen.

‚Ziesche!' wollte ich rufen, aber er zuckte zusammen und kam eilig zurück. Der andre humpelte hinterher. Es war Lehmann.

„Ich hab eins ins Bein," sagte er.

„Setz dich mal auf den Holzklotz," sagte Ziesche und kniete vor ihm hin. „Was ist denn mit den andern?"

„Die liegen dort auf der Straße. Zache ist tot, und der Handow Emil wollte, daß ich ihn mitnehme,

aber er konnte nicht laufen, und die schossen immer aus der Fabrik."

Aus der Fabrik? Ich sah hinüber. Sollte das wieder so eine Täuschung sein? Nein, kaum. Sollten dort Truppen sitzen? Ausgeschlossen! Die hätten ja sonst den Fluß hinter sich und keine Fähre. Also diese verfluchten Belgier! Wenn noch mehr Leute von uns da herunterkommen?! Aber die müssen ja die Toten auf der Straße liegen sehen.

„Renn!"

Ich war bei der plötzlichen Anrede zusammengefahren.

„Was wollen wir denn hier tun?" fragte der Einjährige Lamm.

Habe ich mich etwa feige benommen? dachte ich plötzlich. Ich sah dabei die Oberschenkelwunde des Lehmann. Hätten wir dort vorn liegen bleiben müssen und hinüberschießen? Wir waren doch hinter das Haus ausgerissen! Und Lamm mußte mich daran erinnern, daß wir uns im Gefecht befänden und ich Pflichten hätte. Aber was hier tun?

„Wir müssen hier ins Haus," sagte ich, „Wir wissen ja gar nicht, was die übrige Kompanie macht. Vielleicht können wir aus einem Fenster nach rechts hinübersehen. — Dein Ohr blutet ja, Ziesche! Soll ich dir's verbinden?"

Er schüttelte grinsend den Kopf: „Das bißchen!" Er wickelte dem Lehmann ein Verbandpäckchen um den entblößten Oberschenkel. Das Hosenbein hing aufgeschlitzt herunter.

Die Perle stand am Kaninchenstall und hatte

einen Finger durchs Gitter gesteckt, an dem ein weißes Kaninchen schnupperte.

Ich fuhr auf. Draußen Schritte. Ein Offizier läuft von oben kommend vorbei, hinter ihm etwa dreißig Mann. Wenn sie uns sehen, hier hinter dem Hause versteckt?!

„Wir müssen mit vor!" sagte ich hastig. Ziesche war mit Verbinden fertig.

„Laßt mich nicht hier allein!" sagte Lehmann.

„Jetzt kommt's auf andres an!"

Der fremde Zug ist schon vor dem Hause im Steinbruch. Wir rennen hinaus. Lehmann humpelt auch mit. Knallen rings! Sie werfen sich auf die Straße. Ein paar wollen umkehren.

„Dorthin!" schreie ich und deute um die Ecke des Steinbruchhauses. Ein Heuwagen steht quer vorm Eingang.

„Dort aus dem Hause schießen sie!" schreit einer. Schon wieder die Belgier! Ich reiße das Gewehr hoch und schieße. Neben mir schießen sie auch. Welche laufen hinter mir nach dem Steinbruchhaus, auch Lehmann. Ich drücke wieder ab. Es knipst. Verflucht! ich hatte keine Patrone mehr im Lauf! Es prasselt.

„Nimm mich mit, Kamerad!" schreit einer. „Faß mich unter der Schulter!"

Ich werfe das Gewehr in die linke Hand und packe ihn um den Leib. Ob es ihm wehtut, ist jetzt gleich! Er ist schwer. Es knallt gegen die Hauswand. Er tritt mit dem linken Fuß auf und sinkt wieder ein. Zwischen Haus und Wagen ist nur ein schmaler Gang. Etwas reißt an meiner Mütze. Der Kopf summt mir. Ich zerre ihn vorwärts. Er stöhnt.

Wir sind schon am ersten Fenster vorbei. Er beginnt mir aus dem Arm zu rutschen. Seine Hüfte ist weich. Ich kralle mich in seinen Rock. Der sitzt straff. Ich kann nur eine kleine Falte machen. Jemand stürzt an uns vorbei und um die Ecke, ohne Gewehr.

Jetzt herum! Wir sind hinter dem Haus.

Ich lehnte das Gewehr an die Wand, faßte den Verwundeten mit beiden Armen und setzte ihn gegen die Rückwand des Hauses neben einen, dem das Blut dick aus der Nase lief.

„Dorthin!" hörte ich einen aufgeregt sagen.

Ich wandte mich um: „Seid ihr verrückt! Hierbleiben!"

Es war ein fremder Unteroffizier. Ich erschrak. Aber er sah mich flehend an.

„Wir stellen hier Posten aus!" sagte ich und dachte es untergeben stramm zu tun, aber es kam barsch heraus. „Heh, Ziesche! Du beobachtest dahinüber! Wenn sich was an einem Fenster zeigt, drauf schießen!"

Der Unteroffizier faßte Mut: „Wir werden auch einen Posten ausstellen."

Ich sah mich um. Die Sonne schien auf den Hof. Etwa zehn Mann standen herum. Ebensoviel lagen am Boden und auf den umherstehenden Wagen und Geräten verwundet. Das war eine Schmiede hier.

Am Boden gerade vor mir lag Sander, der vorhin mit Zache herunterkam, und sah ohne Regung in den Himmel.

Ich kniete bei ihm nieder. „Wo hast du's denn?"

Er richtete seinen Blick auf mich, ganz schwarz: „Im Bauch," und sah wieder starr in die Höhe.

„Kann ich dir helfen?"

Er schüttelte kaum merklich den Kopf.

Ich stand auf. Mein Blick haftete über dem Steinbruch an den Baumkronen, die herübersahen, und da war alles da, was geschehen war. Als ich dort oben war, war ich noch nicht feige. Vorhin. — Feigheit ist es doch nicht! Ach, ist denn das keine Feigheit, wenn man den Kopf verliert vor ein paar Schüssen! Vorhin habe ich in den Steinbruch geknallt, und jetzt wieder gegen das Haus! Obwohl ich wissen mußte, daß das wieder nur Einschläge waren! Nicht einmal habe ich in meiner Angst gemerkt, daß ich keine Patrone mehr im Lauf hatte! — Jetzt liegt der fremde Leutnant dort vorn tot. Der ist nicht feige gewesen, der ist ehrlich gefallen. Und liegt dort tot! — Das war mir plötzlich so schrecklich.

Und ich habe meine Leute von dort drüben vorgelockt, und weshalb? Weil ich nicht feige aussehen wollte! Aussehen, aussehen! Als ob ich nicht die Feigheit, die Angst in mir gehabt hätte! — Die Gedanken peitschten in mir. Und ich war doch ausgerissen; denn wir hatten gelernt, daß man nicht zurückgehen darf, auch nicht hinter ein Haus. — Auf einmal gähnte in mir ein Gedanke: wären wir vorn geblieben, wären wir jetzt tot, und wofür? Ganz nutzlos. Dann hätte ich die Perle und die andern geopfert. — Ich mußte also schuldig werden, was ich auch tat!

Ich sah, wie die Perle etwas an Lamms Feldflasche untersuchte. Jetzt wurde mir auch bewußt, daß die Artillerie wohl schon seit einiger Zeit schoß. Es rauschte über das Tal, dröhnte und

stampfte breit und hallte ununterbrochen aus dem Steinbruch, ohne Unterscheidung, was von deutscher Seite kam oder den Franzosen.

Ich trat zu den beiden.

„Du," lachte die Perle, „ich hab eine durch den Hosenboden und dem Lamm hat's die Feldflasche zerlöchert."

Mir fiel ein, daß es vorhin an meiner Mütze gezerrt hatte. Ich nahm sie ab. An der rechten Seite war ein Stück an der Paspel aufgeschlitzt.

Die Perle lachte meine Mütze an und betastete die zerrissene Stelle. „Sieh mal meinen Hosenboden!" sagte er.

‚Ach,' dachte ich, ‚du weißt ja nicht, was hier vor sich geht, du Glücklicher!'

„Wo ist der Lehmann?" fragte ich.

„Dort hinter der Karre."

Ich wandte mich von ihnen ab. Man mußte doch hier irgend etwas tun! Aber wenn vorn noch Verwundete lagen, vorschicken, — daß vielleicht noch wieder welche verwundet würden?

Die Artilleriegeschosse rauschten über uns, barsten und stampften.

Dazwischen peitschten Gewehrschüsse oder ein Maschinengewehr ratterte. Auf einmal puffte es über uns im Steinbruch und prasselte daraus. Ich duckte mich unwillkürlich. Einer von den fremden Leuten griff sich an den Arm. Sein Aermel war zerfetzt. Einer machte sich um ihn zu schaffen.

„Das war ein Schrapnell," sagte der fremde Unteroffizier.

„Herr Unteroffizier!" sagte ich. „Sollten wir

nicht das Haus hier besetzen? Wir stehen doch ganz nutzlos dahinter."

„Aber wenn welche drin stecken, wie drüben?"

„Aus dem Nachbarhause hat es nicht geschossen, das waren nur Einschläge."

Er schüttelte den Kopf: „Der Mann dort hat einen Schuß quer durch die Nase, und er hat mir erzählt, daß er den erst bekommen hätte, als er schon zurückrannte."

„Jawohl, Herr Unteroffizier, das kann sein. Vorhin sagte schon einer, daß sie aus der Fabrik beschossen worden wären, gegen die wir hier durch das Nachbarhaus gedeckt sind. — Wenn wir hier das Haus besetzen, können wir wahrscheinlich alles übersehen und auch unsere Verwundeten besser unterbringen."

„Gut," sagte der Unteroffizier.

Ich holte Ziesche, Lamm und die Perle. Ziesche nahm ein Eisen, das am Boden lag, und ging gegen die Tür. Er versuchte sie aufzustemmen.

„Wir müssen erst die Schmiede erbrechen," sagte er.

Das Schmiedetor wich ein paar kräftigen Tritten. Er holte ein Beil und schlug damit auf das Türschloß los. Mir war beklommen zumut. Ich hielt das Gewehr bereit. Die Leute des Unteroffiziers sahen nur von ferne zu.

Ein neuer Schlag. Die Tür ging auf. Lamm trat rasch ein. Ich schämte mich und ging nach. Wir waren auf einem Gang, der durchs Haus nach der vorderen Tür führte, mit einer schmalen Treppe links. Die erste Tür rechts war verschlossen. Wir

gingen zur nächsten und kamen in eine leere Küche. Ziesche machte sich an den Herd.

„Das Haus ist bewohnt. Es ist noch Glut drin."

Im ganzen Erdgeschoß war kein Mensch. Wir stiegen die Treppe hinauf. Ich öffnete die erste Tür.

Eine Frau lag in einem breiten Bett und sah mich mit alten, leeren Augen an. Eine andre saß daneben und starrte mich an.

„Du brauchst dich nicht zu fürchten, Mutter," sagte ich.

Die neben dem Bett — sie war wohl erst zwanzig Jahre — begann schrecklich schnell mit Ausrufen zu plappern.

„Können Sie nicht Französisch?" fragte ich Lamm.

Er brachte stockend irgend etwas heraus.

Sie antwortete und hob flehend ihre Hände.

„Was sagt sie denn?"

„Die alte Frau läge im Sterben, und wir sollten sie in ihrer letzten Stunde in Frieden lassen."

„Sagen Sie ihr doch, daß wir nur ein Fenster nebenan besetzen müssen."

Aus dem Eckzimmer war nach links nur eine Ecke der Fabrik zu sehen.

Die Perle sah nach vorn hinaus. „Dort brennt's!"

Drüben schienen mehrere Häuser in Brand geschossen worden zu sein. Rechts verdeckte der Steinbruch die Aussicht nach der übrigen Kompanie. Ich ließ meine Leute oben und ging wieder hinunter. Im Herde machte einer Feuer, um Kaffee zu kochen. Andre trugen die Verwundeten herein. Auf dem Hof lehnte noch Lehmann sehr blaß an der Wand. Sander lag noch so da, den Blick nach

oben. Neben ihm hatte sich eine Lache Blut gebildet. Die Sonne schien ihm ins Gesicht. Die mußte ihn blenden.

Ich ging, die andern herunterzuholen, um unsre Verwundeten besser zu legen. Als ich wieder auf den Hof kam, sah ich jemand die Straße entlang rennen.

„Hierher!" schrie ich.

„Renn!" rief er vergnügt und kam auf den Hof gelaufen. Es war Eckold, die Ordonnanz des Leutnants. „Herr Leutnant fragt, wie's hier steht. Dort liegen doch welche auf der Straße. Wer ist denn das?"

Ich erzählte es ihm.

„Du," sagte er, „bei uns ist's auch nicht zum besten gegangen. Unser Hauptmann ist aus einem Hause hinterrücks erschossen worden. Ich kann dir sagen: die Wut, die wir hatten! Und dabei kamen wir erst an das Haus nicht ran, weil sie so schossen, und wir lagen unten. Aber dann haben sie's von oben her erstürmt und die Leute an die Wand gestellt und erschossen."

„Sage mal, hat's denn gar nicht geschossen, während du hier herüberliefst?"

„Doch, ein paar vereinzelte Schüsse. Aber viel schießen die von drüben nicht mehr, so wie unsre Artillerie 'neingefunkt hat!"

Er lief wieder davon. Wir faßten den Sander ganz vorsichtig an und trugen ihn in die Schmiede. Er gab keinen Ton von sich. Den Lehmann setzten wir zu ihm.

Unterdessen war das Artilleriefeuer noch stärker geworden und dröhnte im Tal ununterbrochen.

Als wir wieder die Treppe hinaufstiegen, plötzlich ein Krach und Prasseln irgendwo oben. Die jüngere Frau kam aus der Tür gestürzt und schrie irgend etwas. Wir liefen in unser Eckzimmer. Die Decke hing zerrissen mit Binsen und Kalk herunter. Eine Fensterscheibe war zerbrochen, und auf dem Tisch lagen Kalkstückchen und weißer Staub.

Lamm kam. „Drüben bei den Frauen ist nichts geschehen. Aber die Sterbende sitzt im Bett und will sich durchaus anziehen. Sie sah gräßlich aus."

Wir schwiegen. Vor dem Dröhnen des Artilleriefeuers war nichts nebenan zu hören. Ich beobachtete das jenseitige Ufer. Da war Rauch und Qualm, nicht zu erkennen, ob von Artillerieeinschlägen oder den brennenden Häusern.

Was sollten wir hier? Ich setzte mich auf einen Stuhl. Mir war elend zumute.

Nach einer Zeit raffte ich mich auf. Nur irgend etwas tun! Ich ging hinunter, nach den Verwundeten zu sehen. Dem Lehmann war der Kopf vornüber gesunken. Er schnarchte unruhig und blaß mit offnem Munde. Sander sah immer noch unbeweglich in die Luft. Der stirbt, dachte ich, und wollte beten. Aber ich konnte nicht.

Ich ging auf den Hof und sah um die Hausecke. Da lagen die Toten auf der Straße. Wenn Verwundete darunter wären? Jetzt könnte man helfen. Aber ich hatte keinen Mut mehr. Der Sonnenschein tat mir weh und das Kanonengedröhn.

Ich schlich wieder hinauf und setzte mich auf den Stuhl. Lamm stand am Fenster und beobachtete. Wie entsetzlich lang dieser Tag war!

„Da draußen kommen welche!" sagte Lamm plötzlich. „Der Vizefeldwebel Ernst mit Leuten."

Ich erhob mich. Wirklich! Daß die nur nicht zu weit marschierten! Merkwürdig genug, daß sie noch nichts auf den Pelz gekriegt hatten!

Ich lief hinunter. Er kam gerade mit zwei Gruppen auf den Hof.

„Wo ist das von Franktireurs besetzte Haus?"

Er protzte gern etwas mit seiner Bildung.

Ich zeigte es ihm.

„Die Fabrik nehmen wir! Führen Sie uns!"

Ich holte mein Gewehr und das Beil. „Herr Feldwebel, es wäre gut, einer hinter dem andern erst mal hinters nächste Haus."

Ich lief hinter dem Wagen und einem kleinen Gemüsegarten in den engen Gang zwischen Felswand und Haus. Ich sah den hinteren Flügel der Fabrik auf nur etwa hundert Schritt vor mir. Ich klinkte an der Tür. Sie war zu. Ich stellte das Gewehr an die Wand und schlug mit der Rückseite des Beils gegen das eiserne Schloß. Unterdessen kam schon Ernst mit den ersten gerannt.

„Vorsicht!" rief ich; denn ich holte zum zweiten Schlage aus, und es war wenig Raum auf dem Felsgang. Ich schlug mit beiden Händen. Es dröhnte. Die Türklinke fiel auf die Steine.

Ich holte zu einem neuen Schlage aus. Ein Schuß knallte scharf. Er mußte dicht hinter mir durchgefahren sein.

„Ihr verdammten Hunde!" schrie Ernst.

Noch ein Schuß. Irgendein Geräusch hinter mir. Ich schlug, aber diesmal schwach.

„Zersplittre doch die Tür!" rief einer.

Ich drehte das Beil um. Es krachte von mehreren Schüssen. Einer schoß mir dicht am Kopf ab, daß es in den Ohren gellte. Ich schlug. Das Beil faßte gut, aber die Tür war sehr stark. Ich wuchtete das Beil aus dem Holze. Schüsse!

„Dorthin!" schrie Ernst und rannte mit mehreren nach der Fabrik zu aus dem Gang. Ich drehte mich nicht um, sondern schlug weiter. Das Gewehrgeknalle wurde noch häufiger. Mir schien es auch, als ob Schrapnelle herüberkämen.

„Gib mal her!" sagte einer hinter mir. Ich gab ihm das Beil. Es schoß gerade nicht hierher. Von Ernst konnte ich nichts sehen.

„Stemmen!" rief der andre. Wir lehnten uns gegen die Tür, die schon einen Riß hatte. Sie knackte und ging auf. Ich griff nach meinem Gewehr und rannte hinein. Auf dem Flur standen ein Mann und eine Frau mit hochgehobenen Händen und versperrten so den Weg.

„Fort!" schrie ich, drückte den Mann mit dem Ellbogen beiseite und lief die Treppe hinauf. Ich riß eine Tür auf. Zwei Kinder standen darin und zitterten. Ich hatte keine Zeit für sie. Mehrere kamen mir nachgerannt. Ich lief ans Fenster. Da lag die Fabrik. Aber Obstbäume verdeckten sie zum Teil. Links hinter einem grasbewachsenen Wall lagen einige und schossen hinüber. Das mußte Ernst sein.

„Alle Fenster besetzen!" schrie ich. „Die verfluchten Bäume!"

Ich rannte hinaus. Die Kinder liefen mir in ihrer Angst gerade vor die Beine. Ich riß die nächste Tür auf.

„Hierher!" schrie ich zweien zu, die heraufkamen. „Auf alles schießen, was sich in der Fabrik zeigt!" Diese Leute waren alle so langsam!

Ich lief hinunter. Der Mann und die Frau standen noch mit erhobenen Händen und sahen mich ausdruckslos an. Ich lief unten zu den Fenstern, die nach der Fabrik gingen. Hier störten die Bäume nicht so sehr. Oben aus den Fenstern schoß es.

Drüben am Wall sah ich Ernst aufstehen und zu uns zurücklaufen. Zwei folgten ihm. Aber es lagen dort noch welche; wieviel, konnte ich nicht erkennen. Ich lief nach der Tür.

„Verdammtes Pack!" schrie Ernst. „Wenn wir die kriegen, dann wird ja kein Pardon gegeben!" Er war außer Atem und keuchte vor Wut.

Die beiden andern kamen hereingerannt, der eine mit zerschossenem Helm. Er nahm ihn ab. Blut lief heraus, über die Stirn und rechts der Nase nach dem Munde. Er streckte die Zunge heraus und leckte es auf. „Seht mal nach, was es ist!" Er beugte den Kopf vor. Die Haare waren in einer kurzen Linie mit Blut verklebt.

„Es ist nur ein Streifschuß," sagte Ernst.

„'s kam mir auch nicht so schlimm vor," lachte er.

„Herr Feldwebel!" sagte einer. „Hier scheint ein Kellereingang zu sein." Er zeigte auf ein viereckiges Brett im Boden. Der Mann und die Frau sahen hin und hielten noch immer die Hände hoch.

Ich zog an dem kleinen eisernen Ring die Klappe hoch. Es war eine enge Treppe darunter.

Ernst rief dem Mann ein Wort zu. Der lief fort und kam mit einer Kerze wieder. Ernst stieg mit

noch einem hinunter. Mir waren die Verwundeten am Erdwall wieder eingefallen. Es knirschte in mir vor Wut der Hilflosigkeit.

Da stieg aus dem Loch ein Zivilist böse lächelnd heraus. Ich hatte ein schlimmes Gefühl gegen ihn.

Er drehte sich um und sah höhnisch den Mann und die Frau mit den hochgehobenen Händen an. — Ach, ist das alles gräßlich! Weshalb hat ihnen noch niemand gesagt, daß sie die Hände herunternehmen sollen?

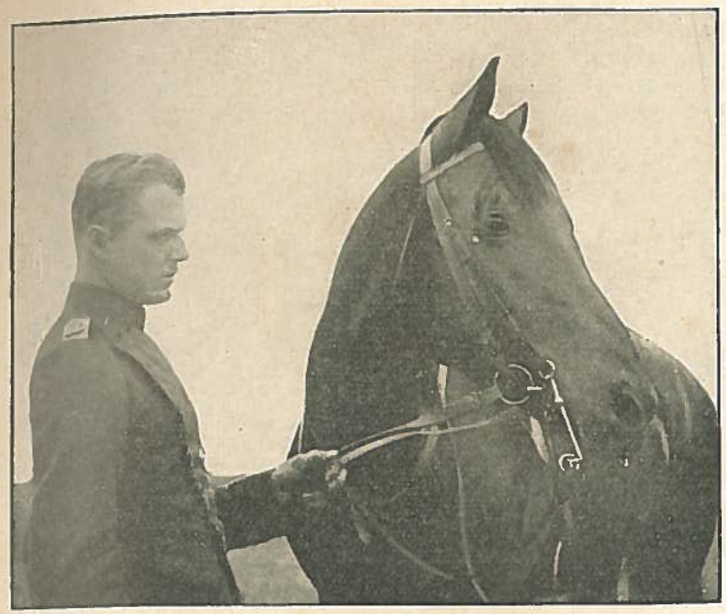
Ernst kam herauf und hielt dem lächelnden Mann einen Pack Patronen hin. Der zuckte die Achseln und sagte etwas. Ernst verhandelte mit beiden Männern. Der Mann aus dem Keller antwortete nur mit einem höhnischen Grinsen. Der andre bewegte seine Hände nach Stirn und Herzen und dazwischen hob er immer wieder die Arme. Meine Angst stieg.

„Hier gibt's nichts!" sagte Ernst auf einmal deutsch. „Sie werden nach Kriegsrecht erschossen!"

Davor hatte ich mich gefürchtet, aber jetzt war ich auf einmal ganz kühl.

„Verzeihen Herr Feldwebel!" sagte ich und wunderte mich über meine Ruhe. „Das ist vielleicht Kriegsrecht, aber wäre es nicht besser, ihnen zu sagen: wenn ihr die Verwundeten dort drüben holt, ist die Sache erledigt. — Auf der Straße liegen vielleicht auch noch Verwundete. Und die Belgier werden doch nicht auf ihre eignen Landsleute schießen."

Ernst sah mich überlegend an. „Verdient haben sie es ja nicht!" Er wendete sich an die Männer,



FRITZ VON UNRUH

OPFERGANG

EINE SCHILDERUNG

Geschrieben im Felde
vor Verdun

20.Tausend

Broschiert RM 3.50. Ganzlein. RM 5.-

Stärker als in aller Kriegsgeschichte ist der Eindruck der Riesenschlacht von Verdun in diesem Werk gestaltet. **„Berliner Tageblatt"**

Buchverlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt am Main

noch einem hinunter. Mir waren die Verwundeten am Erdwall wieder eingefallen. Es knirschte in mir vor Wut der Hilflosigkeit.

Da stieg aus dem Loch ein Zivilist böse lächelnd heraus. Ich hatte ein schlimmes Gefühl gegen ihn.

Er drehte sich um und sah höhnisch den Mann und die Frau mit den hochgehobenen Händen an. — Ach, ist das alles gräßlich! Weshalb hat ihnen noch niemand gesagt, daß sie die Hände herunternehmen sollen?

Ernst kam herauf und hielt dem lächelnden Mann einen Pack Patronen hin. Der zuckte die Achseln und sagte etwas. Ernst verhandelte mit beiden Männern. Der Mann aus dem Keller antwortete nur mit einem höhnischen Grinsen. Der andre bewegte seine Hände nach Stirn und Herzen und dazwischen hob er immer wieder die Arme. Meine Angst stieg.

„Hier gibt's nichts!" sagte Ernst auf einmal deutsch. „Sie werden nach Kriegsrecht erschossen!"

Davor hatte ich mich gefürchtet, aber jetzt war ich auf einmal ganz kühl.

„Verzeihen Herr Feldwebel!" sagte ich und wunderte mich über meine Ruhe. „Das ist vielleicht Kriegsrecht, aber wäre es nicht besser, ihnen zu sagen: wenn ihr die Verwundeten dort drüben holt, ist die Sache erledigt. — Auf der Straße liegen vielleicht auch noch Verwundete. Und die Belgier werden doch nicht auf ihre eignen Landsleute schießen."

Ernst sah mich überlegend an. „Verdient haben sie es ja nicht!" Er wendete sich an die Männer,

die unsrer Unterhaltung gespannt gefolgt waren, ohne doch augenscheinlich etwas davon zu verstehen.

Ernst schickte sie fort und stellte einen an die Tür mit der Weisung, sofort zu schießen, wenn sie einen Fluchtversuch machten.

Ich ging zu der Frau und bedeutete ihr, die Arme herunterzulassen. Sie tat es. Aber es kam einer aus einer Tür, und zitternd hob sie die Arme wieder.

„Die Hunde!" knirschte der Posten an der Tür. „Nehmt euch in acht!" brüllte er hinüber und hob sein Gewehr. Ich sah hinter ihm hinaus. „Die Bande," schimpfte er, „läßt dem Verwundeten die Beine auf dem Boden schleifen! Aber jetzt nehmen sie sich schon mehr in acht."

Das Haus war klein für die vielen Menschen. Draußen heulten und donnerten die Artillerien.

Die Belgier trugen die Verwundeten in die Stube rechts und gingen von neuem los.

Ich stieg die Treppe hinauf, um nach dem anderen Maasufer zu sehen. Der Fluß lag still im Sonnenschein. Es mußte schon Nachmittag sein. Ich zog die Uhr. Sie stand. Ja, ich hatte die letzte Nacht nicht geschlafen und daher das Aufziehen vergessen.

Nach einer Weile stieg ich wieder hinunter. Der Mann aus dem Keller hatte einen Verband um den Arm und schimpfte leise. Jetzt lachte er nicht mehr und sah kräftig und ernst aus. Durch eine offne Tür sah ich die Toten liegen. Da lag Zache mit wächsernem Gesicht und Händen wie aus Holz.

„Herr Feldwebel," sagte ich, „kann ich wieder hinübergehen?"

„Ja," sagte er. „Hier haben Sie einen Schnaps."

Ich trank ihn hinter. Mich verwunderte, daß er so leutselig war; in der Garnison war er stets unnahbar gewesen.

Drüben war alles unverändert. Ich ging hinauf. Ziesche und die andern begrüßten mich freundlich. Ich setzte mich auf den Stuhl in der Ecke. Es war ja gut, daß sie von all dem nichts merkten!

Um mich waren die andern geschäftig, aber ich wußte nicht, was sie taten. Der Kopf war mir zum Platzen. In meinen Ohren sauste es.

Ich weiß nicht, wie lange ich so gesessen habe. Jemand nahm mich an der Hand. Die Perle führte mich zum Tisch. Sie hatten Mehlklöße in Fett gebraten und gaben Brot und Kaffee dazu. Ich aß stumm und vornübergebeugt, um mir nicht ins Gesicht sehen zu lassen. Ich merkte, daß Lamm mich öfters ansah, als wollte er etwas Ermunterndes sagen. Ich sah auf und wollte abwehren. Aber als ich seine Augen sah, und daß sie freundlich waren, da drehte sich der Boden unter mir. Ich legte mich auf den Tisch und weinte. Die Perle streichelte mir die Schulter. Wenn sie sich nur nicht um mich kümmern wollten!

Nur halb bewußt merkte ich, daß die Perle hereinkam. Er mußte fortgewesen sein. Er brachte seinen Tornister. Ich war nicht imstande aufzupassen, was sie taten.

Nach einer Zeit faßte er mich am Arm und legte mich auf den Boden, den Tornister unter dem Rücken, und deckte mich mit seinem Mantel zu.

Ich dachte irgendwo weit weg: darf ich denn das in der Schlacht? Aber es war zu weit weg.

— — — — — — — — —

Ich wachte davon auf, daß die Perle neben mir kniete und mir Kaffee einflößen wollte.

„Was siehst du schmutzig aus!" rief ich. Er lachte und sagte:

„Ich hab Feuer gelöscht, oben." Er deutete mit dem Daumen nach der Decke.

Ich stand auf und setzte mich an den Tisch. Mir war sonderbar zumut. Ich hatte sofort, als ich aufwachte, alles gewußt, was geschehen war, und doch, es war anders. Die Geschehnisse waren weit weggerückt. Ich fühlte mich wunderbar rein und leicht, wie ein Kind.

Draußen war es still geworden. Nur im Hause hörte ich sprechen und umhergehen.

Bald darauf kam der Befehl, nach rechts zu sammeln. Es dämmerte schon. Die Straße war voll von marschierenden Menschen und Wagen. Hie und da brannten Häuser, vor allem am anderen Ufer. Dort zogen sich vor den glutroten Fensterhöhlen Kolonnen nach rechts und erschienen unnatürlich groß. Die jenseitigen Höhen hinauf gingen breite Schützenlinien. Wir hatten gesiegt.

Die Kompanie sammelte in einem Baumgarten und sollte dort warten, bis sie übergebootet würde. Auf der Straße daneben saß, die Stuhllehne zwischen den Beinen und das Kinn darauf gestützt, der General Hahne, unser Brigadekommandeur, und starrte in die Flammen eines brennenden Hauses.

Ich setzte mich nah dem Wasser auf einen schmalen Wiesenpfad neben den Lamm. Es wurde

immer dunkler. Drüben fiel eine geschmolzene Dachrinne auf die Straße. Ein feuchter Wind trieb Funken über die still fließende Maas, die sonderbar grau aussah, wie eine Schlange. Weiterhin, wo sie nach links bog, machten die Brände einen Feuerstrom aus ihr.

„Ich hatte gedacht," sagte Lamm, „man würde im Krieg hart. Bist du auch so widerlich weich?" Er stand auf, etwas schwankend, und legte sich schlafen. Hatte er mich mit Absicht du genannt?

„Kommst du nicht auch schlafen?" fragte die Perle. „Ich hab deinen Tornister von der Küche geholt. Sie hat euch Patrouillenleuten das Gepäck mit vorgebracht."

Wir tasteten uns nach unserm Platz. Der Leutnant schlief schon neben unserm neuen Gruppenführer, Unteroffizier Pferl. Ich legte mich zwischen Ziesche und die Perle und schlief ziemlich feucht und kühl.

Nach Frankreich

Am Morgen standen wir an der Feldküche herum und tranken Kaffee. Ich zeigte dem Eckold das Haus über dem Steinbruch. „Das ist wohl gestern auch abgebrannt? Das haben wir noch in der Nacht vorher durchsucht. Es war unheimlich da drin."

„Ihr habt doch nicht darin übernachtet?" rief Eckold.

„Nein. Weshalb fragst du denn?"

„Nu, da seid ihr ja in 'ner hübschen Mörderhöhle gewesen! Da drin hat man die Ausrüstungsstücke von zwei Husaren gefunden. Die Pferde hatten sie auf die Weide getrieben. Aber sie waren

mit ihren frischen Stempeln nicht unkenntlich zu machen."

„Und was ist aus den Leuten geworden?"

„Nu, totgeschossen, und den Hof angezündet."

So hatte ich mir in der Nacht die Sache gedacht. Aber gerade daß sie genau so sein sollte, war mir zu einfach. Ich traute dem Eckold nicht ganz, ob es auch wirklich gerade dieser Hof gewesen ist.

Wir wurden auf Fähren von zwei Pontons durch Pioniere übergebootet. Sie hatten schon die ganze Nacht durch gerudert und ruderten noch immer mit Macht.

Am andern Ufer standen gefangene Franzosen in ihren bläulichen Uniformen und sahen stumpf drein.

Wir traten an und marschierten erst ein Stück am Maasufer entlang. Am Bahndamm und in den Gärten waren Barrikaden mit Schießscharten errichtet. Wir hatten allerdings von unserm Ufer aus nichts davon sehen können.

Die Sonne brannte uns auf den Rücken. Auf der Straße lagen französische Tornister, Käppis und Gamaschen.

„Hier hat einer gar seinen Rock weggeschmissen!" sagte Ziesche.

„Und dort liegt ein Gewehr," sagte Unteroffizier Pferl. „Die müssen doch nur gedacht haben, wie sie fortkommen. So 'ne Truppe ist doch in der nächsten Zeit gar nicht wieder kampffähig."

Je höher wir kamen, desto mehr lag herum: Mäntel, Hosen, Schuhe, Gewehre, Bajonette und höckrige, blaue Feldflaschen. Das war doch ein Sieg!

„Hier liegen Patronenpäckchen," sagte der Leutnant. „Die hebt mal auf, daß wir sie in den nächsten Bach schmeißen. Sonst schießen nur die verfluchten Belgier damit, wenn sie mal einen einzelnen Mann treffen."

„Möchten wir nicht auch die Gewehre unbrauchbar machen, Herr Leutnant?" sagte Ernst.

Wir versuchten den Gewehren die Kolben abzuschlagen. Aber es war zu gutes Holz. Da versuchten wir die Korne zum Zielen abzuschlagen. Aber auch die saßen verflucht fest.

Rechts in einer Wiesenmulde standen vier Geschütze verlassen. Ein Munitionswagen stand auf der Straße, und davor lagen drei Pferde in verwirrten Strängen.

Wir wurden immer heißer vom dauernden Steigen und Sehen. Ich sah noch, was mich hätte freuen können, weggeworfne Artilleriemunition, ganze Gewehrhaufen, Schlafdecken. Aber ich konnte mich nicht mehr freuen. Von hinten kamen die Eindrücke von gestern angekrochen. War ich gestern so gewesen, wie ich mir mein Benehmen in der ersten Schlacht geträumt hatte? Hatte ich nicht von Heldentum geträumt, daß ich einen Offizier aus dem Feuer zurücktrage oder in furchtbarem Kampf einen Schwarzen niederstoße? — War denn das nötig, daß ich so etwas Gräßliches erlebte! Erst ausreißen, wenn auch nur hinter das Haus, aber das als erste Handlung im Felde! Und dann sich noch so lächerlich zu machen, gegen eine Steinbruchswand zu schießen! Wie war denn das nur möglich? Wie sollten denn hinter der Steinbruchswand Feinde sitzen?

Ich wollte nicht mehr daran denken. Ich wollte das alles vergessen. Aber das kam immer von unten her wieder, und jedesmal dumpfer.

Wir marschierten durch ein schon fast heruntergebranntes Dorf. In den Häusern glimmten noch Balken. Dort war ein Gestank. Ich hatte einmal als Kind einen Brand in einem Nachbardorf erlebt. Da war Vieh verbrannt. Aber das war es hier nicht. Das waren Menschen.

„Dort liegt einer drin," sagte Ziesche.

Als ich hinsah, waren wir schon vorbei.

Am Abend krachte auf einmal eine Kanone dicht vor uns. Die Marschkolonne hielt. Der Leutnant Fabian, der gerade zu Fuß ging, rannte vor. Nach wenigen Minuten kam er zurück.

„Die verfluchten Belgier haben aus einem Haus auf unsre Spitze geschossen. Der Leutnant und drei Mann sind tot. Die hatten sich in dem Haus so gut verbarrikadiert, daß eine Kanone auf der Straße aufgefahren ist und hat gleich im direkten Schuß das Haus in Brand geschossen."

Am nächsten Tag marschierten wir wieder. Wieder brennende Dörfer, aus denen die Belgier geschossen hatten. Wieder glimmende Balken, einstürzende Dächer und Geruch von verbrannten Menschen. Dieses Land ekelte mich an. Ich war nicht mehr wütend auf die Belgier, wenigstens meistens nicht, sondern mich grauste vor ihnen und vorm Kriege, diesem gräßlichen Kriege mit seinem Völkerhaß. Wie würde das erst in Frankreich werden, unsrem alten Feinde?

Wir näherten uns der französischen Grenze. Ein brennendes Dorf. Plötzlich brach ein Dach neben

mir herein. Funken stoben zu meinen Füßen hoch. Es war so heiß, daß wir anfingen zu rennen.

Dann kamen wir in einen kleinen Wald. Fabian betrachtete die Karte: „Am andern Waldrand ist die französische Grenze."

Wir traten aus dem Walde. Vor uns lag im Sonnenschein ein Dorf. Wir marschierten hinein. Die Leute standen an den Türen mit ganz freundlichen Gesichtern. So also ist Frankreich?

Le Mont

Rechts lag in einiger Entfernung ein Fichtenholz, viereckig und dürr. Sonst nur braune Fläche mit Sonnenschein, und vor uns die Marschkolonne im Staub. So war es seit dem Morgen.

Manchmal hielten wir. Dann ging es weiter.

In der Ferne murrten Kanonen.

Der Schweiß lief nicht, er machte nur den Staub feucht. Das Gewehr drückte auf die Schulter. Die Hände waren dick und ohne Falten.

Ein Haus stand an der Straße, Türen und Fenster offen. Drin ein zerwühltes Bett. Auf dem Tisch Geschirr und Gläser. Vor der Tür zerbrochene Flaschen und Stühle. Die Einwohner waren vor uns geflohen.

Wir kamen in einen Wald. Schnurgerade lief die Straße. Links kam polternd Artillerie vorgetrabt. Rechts hielt eine Munitionskolonne. Dazwischen torkelten wir mit heißen, weichen Füßen.

Die Artillerie blieb stehen, und die Munitionskolonne fuhr an. Von vorn kam ein Meldeoffizier

geritten und wollte durch. Artilleriefeuer war jetzt vor uns. Wir marschierten.

Die Sonne verschwand hinter den Bäumen. Der Wald hatte einen schwarzen, unregelmäßigen Mantel. Wieder trabte die Artillerie vor und dröhnte mit Eisen in unsre stumpfen Ohren. Im Dämmerlicht wurden die Pferde bewegte Klumpen.

Plötzlich hielt man vor uns. Wir prellten auf und standen. Man konnte sich nicht auf den Boden setzen, weil es so eng war zwischen den Wagen und Pferden in der Dunkelheit.

„Hast du noch was zu trinken?" fragte die Perle mit schwerfälliger Stimme.

Ich hakte meine Feldflasche ab und gab sie ihm. Dann trank ich auch. Das Wasser war dick und warm.

Wir standen. Man legte und setzte sich doch hin. Da ging es weiter.

Auf einmal rannte ich an meinen Vordermann an. Es wurde schon wieder gehalten. Wir sanken hin, und standen auf; es ging weiter.

Mein Gesicht traf eine kühle Luft. Ein rotes Licht schimmerte, um das es undurchdringlich schwarz war. Die Waldmauern wichen. Wir stolperten über Eisenbahnschienen weg. Links kam ein Haus. Dahinter bogen wir auf die Wiese.

„Die Herren Zugführer!" rief der Leutnant leise. „Meine Herren, wir übernachten dicht an den Franzosen. Vor uns stehen nur noch ein paar Posten. Wir müssen das Gewehr im Arm schlafen, kein Licht und kein Lärm!"

Unterdessen war die Feldküche herangekommen.

Auf ihrem Verdeck stand hinter einem Brett eine Oellampe.

Wir hatten einen Gefangenen zur Bewachung bekommen. Der saß in einem runden Strohhaufen und sah bewundernd auf unsre Feldküche. Der Mann war über dreißig Jahre alt, und jeder in der Kompanie wußte schon, daß er drei Kinder hatte, aus der Nähe von Paris stammte, und daß es schrecklich wäre für die Franzosen, immer auszureißen. — Ich dachte bei mir: eine richtige Stadtpflanze; weiß alles, aber versteht nichts. Ich hatte auf einmal so einen Haß gegen alle geschwätzigen Leute, auch gegen unsre, die ihn bedienten, um nur mit ihm schwatzen zu können. Ihm gefiel das in seinem Strohhaufen.

Der Leutnant kam zu mir: „Sie müssen noch eine Verbindungspatrouille machen, zum Nachbarregiment rechts. Ich möchte wissen, wo die nächsten Postierungen sind."

Ich ging mit Ziesche und Lamm. Es war leicht neblig und näßte. Rechts war der hohe Wald. Links fiel es nach den Franzosen zu ab. In geringer Entfernung hallte dort ein Gewehrschuß. Das mußte von einem unsrer Posten sein.

In einiger Entfernung vor uns sahen wir erleuchtete Fenster. Von dorther schallte Lärm. Als wir nahe herankamen, erkannten wir Stühle und einen Tisch vor dem Haus. Da wurde Skat gespielt. Aus dem Innern schallten laute Stimmen.

„Wo liegt die nächste Feldwache?" fragte ich.

„Hier im Hause," nickte einer und spielte weiter.

Ich ging hinein und prallte auf einen Hauptmann. „Als Verbindungspatrouille. Ich soll mich erkundigen, wo die nächsten Postierungen stehen."

„Das weiß ich nicht. Gehen Sie mal dort ins nächste Zimmer."

Im Nebenzimmer saßen und standen mehrere Leute, darunter ein Vizefeldwebel, und tranken Rotwein.

„Als Verbindungspatrouille. Ich soll mich erkundigen, wo die nächsten Postierungen stehen."

„Unsre Posten stehen etwa vierhundert Meter weiter vor, wahrscheinlich anschließend an Ihre Posten. Sie können ja selbst nachsehen." Er erzählte weiter. Die Leute lachten. Ich ging hinaus.

„Jetzt gehen wir zu den Posten vor." Vielleicht hätte ich mich noch vor zehn Minuten nicht so schnell entschlossen. Wie frisch die Süddeutschen hier den Krieg auffassen, hatte mir gefallen. Warum waren wir nur so schrecklich schwer?

„Sssst!" machte Ziesche und deutete nach links vorn. Ein Aufblitzen und ein Schuß, der ins Tal hinunterrollte.

Wir schlichen näher. Dort standen zwei.

„Worauf schießt ihr denn?"

„Dort vorn bewegte sich einer."

Ich versuchte, vorn etwas zu erkennen. Unten im Grunde brannte ein kleines Feuer. „Ist das eine französische Feldwache?"

„Ja, sie müssen sehr müde gewesen sein, daß sie nicht mehr weiter gekommen sind. Und sie müssen doch Feuer machen, weil sie keine Feldküchen haben."

Jetzt sah ich weiter links durch den Nebel noch einen Schein, größer, aber weniger bestimmt... Ein Geschoß von drüben zirpte über uns weg.

Wir wendeten uns zur Straße zurück. Ein großes dunkles Ding kam auf uns zu. Es brüllte gedehnt.

„Können wir die Kuh nicht melken?" flüsterte Lamm.

„Das geht nicht. Haben Sie nicht das Brüllen gehört? Die hat Euterbrand, weil sie nicht gemolken worden ist. Wenn Sie der an die Euter kommen, schlägt sie."

„Läßt sich da nichts mehr machen?"

„Nein, morgen oder übermorgen ist sie tot. — Das ganze Vieh geht hier so zugrunde, weil die Leute geflohen sind."

Ich meldete dem Leutnant Fabian.

Es war stockdunkel, neblig und regnete. Bei der Kompanie schnarchte es. Es stank. Ich tastete vorsichtig. Der hier mußte die Perle sein. Daneben fühlte ich eine Lücke, in der eine Zeltbahn lag, auf der sich eine Pfütze gesammelt hatte. Wahrscheinlich hatte sie die Perle abgeschnallt, damit das Stroh nicht naß würde. Ich drängte mich zwischen die zwei. Unter der Zeltbahn lag auch mein Mantel. Den zog ich an und knöpfte mich in die Zeltbahn. Das Gewehr legte ich in meinen rechten Arm. Worauf lagen wir nur, daß es so stank?

Der Regen tropfte mir auf die Augenlider. Eine Kuh brüllte in der Nähe. Vorn ein Schuß. Das Tropfen ins Gesicht störte mich. Wir hatten es doch bisher gut gehabt, daß es nicht regnete.

Ich drehte mich auf die Seite. Aber da tropfte

mir der Regen ins Ohr. Ich deckte meine Mütze darüber. Pfui, wie das stank!

— — — — — — — — — —

Ich wachte von einem Brüllen auf. Die Kuh mußte beinah auf uns treten. Das arme Tier hatte Schmerzen und suchte die Menschen auf.

Mehrere Schüsse knallten kurz hintereinander.

— — — — — — — — — —

Ein fahler Morgen mit dichtem Nebel. Ich bewegte mich. Da lief mir Wasser auf die Hand. Es war ganz still, und ich schlief wieder ein.

— — — — — — — — — —

Ich wachte wieder auf. Ziesche stand im Nebel hoch und war mit seiner Zeltbahn beschäftigt. Ich erhob mich. In den Falten meiner Zeltbahn stand Wasser. Man sah nur vielleicht acht Schritt weit. Meine Sachen waren steif und kalt vor Nässe. Dort lag eine Kuh tot mit emporgerecktem Bein und geblähtem Euter.

„Wir haben in den Scheißrinnen der Franzosen geschlafen," sagte Ziesche nüchtern.

Wir holten an der Feldküche Kaffee. Der Franzose saß noch in seinem Haufen. Man mochte sich nicht setzen und trat hin und her.

Ziesche hatte in einem Hause noch Platz für uns gefunden. Ich setzte mich in eine Ecke auf den Boden und schlief ein.

— — — — — — — — — —

Es krachte. Ich fuhr auf. In der Stube Hin- und Herrennen.

„An die Gewehre!" schrie es draußen.

Zwei Schrapnelle platzten über dem nächsten Hause. Pferde wollten umkehren und brachten die

Stränge durcheinander. Wir liefen zu Gewehr und Gepäck.

„Züge ausschwärmen!" schrie der Leutnant.

Lamm sah blaß und elend aus.

Wir schwärmten nach rechts über eine Wiese, die ganz hellgrün war. Oben in den Wolken war ein Glanz. Weit unten im Grunde hing noch etwas Nebel.

Schrupp! Schrupp! fuhr es über uns weg.

„Hinlegen!" schrie der Vizefeldwebel Ernst.

Wir warfen uns ins nasse Gras. Rechts stand ein Baum, hinter dessen breiten Stamm sich Unteroffizier Pferl, unser Gruppenführer, warf.

Ftt! Ftt! spuckten Schrapnelle über uns weg.

Links vor uns eine kleine Rauchwolke, vielleicht zehn Meter über der Wiese. Das Schrapnell liegt zu weit vor uns und spuckt seine Bleikugeln nur in die Wiese.

Da, vor uns das nächste! Etwas surrt über uns weg. Mein Bauch und die Oberschenkel sind schon naß vom Gras.

Rechts vorn wieder ein Wölkchen! Es macht einen Rauchring. Die Wiese ist leicht gewölbt, daß man nicht in den Grund sehen kann, wo die Franzosen liegen müssen.

Noch weiter rechts das vierte Schrapnell!

Links wieder eins, aber näher! Wenn sie so weiterschießen, von links nach rechts!

Da! Ich bekomme einen leichten Schlag an die Brust. Mein dritter Waffenrockknopf ist leicht eingebeult. Ich suche im Gras.

Rechts der nächste Schuß! Da ist die Kugel. Sie ist noch heiß.

Das vierte Schrapnell ganz rechts. Ich stecke die Kugel in meine rechte Rocktasche. — Was kommt jetzt?

Jetzt links! Das war ganz dicht. Einer winselt. Gleich muß es hier sein.

Bramm! Ich fühle einen heißen Hauch. Mir hat es nichts getan. Ich sehe nach links. Der Albert sieht mich an: „Ich bin verwundet am linken Bein. Soll ich zurückgehen?"

Rechts das Schrapnell!

„Warte mal, bis wir wissen, wo die nächsten Schrapnelle liegen."

Der vierte Schuß rechts! Jetzt muß sich's entscheiden. Ich sehe nach links.

Da, hinter uns!

„Bleib lieber noch hier."

Ich wende mich ganz zurück. Hinten auf der Straße fahren Geschütze auf. Da saust es in die Pferde hinein. Die Leute rennen durcheinander.

Unterdessen gehen die Schüsse hinten nach rechts.

Wieder ein Rauch links vor uns! Wie es vorhin anfing. Meine Angst steigt.

Vor mir Nummer zwei!

Dann drei!

Vier!

Jetzt näher! Eins!

Zwei!

Drei!

„Zug Ernst! Auf! Marschmarsch!" brüllt der Vizefeldwebel.

Ich reiße mich auf und vor. Dort ist ein Drahtzaun mit Stacheln. Ich hebe ein Bein darüber. Am

andern hakt es sich ein. Ich hinüber. Ein Dreieck hängt herunter. Wir kommen auf den stärker fallenden Hang.

„Hinlegen!" brüllt Ernst.

Ich sehe mich um. Wo liegen jetzt die Schüsse? Einzelne Gewehrkugeln schwirren aus dem Grunde.

„Geradeaus in den Büschen Franzosen! Visier neunhundert! — Schützenfeuer!" brüllt Ernst.

Die Büsche liegen unten noch im Nebel. Hier scheint schon die Sonne. In den Büschen ist nichts zu erkennen. Ich ziele auf einen besonders dichten Busch und schieße. Jetzt knallt es ringsum.

Ueber mir spuckt es! Das ging über uns. Während ich ziele, zähle ich:

Drei!

Vier!

„Unteroffizier Pferl!" schreit Ernst. „Vorkommen!"

Verflucht! Pferl liegt noch hinter dem Baum und rührt sich nicht.

Eins! Es ist wieder ein Stück vor uns.

„Unteroffizier Pferl!" brüllt Ernst, so laut er kann.

Zwei!

„Gruppenweise vorgehen!" brüllt Ernst.

Drei!

„Gruppe Lamm!" ruft der Einjährige links von mir. „Sprung! Auf! Marschmarsch!"

Wir rennen vor, Lamm voraus. Ein dünner Buschstreifen auf einem Steinwall liegt vor uns.

„Stellung!" schreit Lamm. „Visier achthundert!"

Wir werfen uns hinter die Steine. — Das ist ja ein Kerl, der Einjährige! Und in der Garnison

wurde er nicht einmal Gefreiter, weil er kein Kommando herausbrachte.

„Auf die zurückgehenden Franzosen!" schreit Lamm. „Visier tausend! Schützenfeuer!"

Wirklich! Aus den Büschen tauchen kleine Gruppen auf und schleichen zurück. Wir schießen hastig. Aber es scheint keiner getroffen zu werden.

Die Franzosen verschwanden in einem Walde. Unser Feuer hörte auf. Ich sah mich um. Rechts war eine Gruppe noch weiter vorgegangen. Ziesche lag neben mir. Wo ist die Perle?

„Marsch!" befahl Lamm.

Wir gingen dem Grunde zu. Links lief ein steiniger Weg, an dem drei Tote lagen. Einige waren dort mit Verwundeten beschäftigt. Die Perle war nicht darunter.

Im Grunde trafen wir die zweite Kompanie und schlossen uns ihr an. Wir marschierten durch verschiedene Waldstücke. Es wurde Abend und Nacht.

Der Hauptmann der zweiten Kompanie entließ uns, und wir suchten unsre Kompanie. Im Dunkeln kamen wir an verschiedene Trupps heran und fragten: „Dritte Kompanie?"

Auf einmal eine Stimme: „Ludwig?" Das war die Perle.

Ich blieb stehen und war ganz ruhig. „Wo hast du denn gesteckt?"

„Ich bin mit der Gruppe rechts von euch vorgegangen," lachte er.

„Wo ist Unteroffizier Pferl?" fragte Ernst.

„Ich weiß nicht, Herr Feldwebel."

„Sie führen jetzt die erste Gruppe. Und wenn er wiederkommt, er kriegt sie nicht wieder!"

Jemand zog mich am Aermel. Es war Lamm. Ich folgte ihm abseits. Ob er es übel aufnahm, daß ich jetzt sein Vorgesetzter war?

„Verzeih," sagte er, „daß ich heute statt deiner kommandierte."

„Ach was!" rief ich. „Das hat mir doch furchtbar gut gefallen! — Uebrigens, nennst du mich absichtlich immer du?" Ich schämte mich ein bißchen.

„Nein, das habe ich schon aus Versehen getan, aber — mir gefällt's gut."

„Lamm!" rief Fabian.

„Herr Leutnant!"

„Ach, hier sind Sie! — Offen gestanden, ich habe Sie immer für einen in jeder Hinsicht unbrauchbaren Menschen gehalten! Nehmen Sie mir meine Offenheit nicht übel! Wissen Sie, daß ich Sie eben zum Eisernen Kreuz eingegeben habe? Aber unter uns, nicht wahr? Renn hält auch seinen Mund!" Er rannte fast fort, um seine Rührung nicht zu zeigen.

Lugny

Wir hatten seit Tagen kein Brot. Mittags und abends aßen wir Fleisch in fetter, heißer Brühe. Wer hätte Zeit gehabt, Gemüse zu putzen, wo wir abends und im Dunkeln in eine Scheune krochen und früh vor Tage alarmiert wurden. Eine Nacht blieben wir gar auf dem Straßenpflaster eines Ortes liegen, weil man vergessen hatte, uns zu sagen, daß es unsre Nachtruhe sein sollte. In dieser Nacht schien der Mond. Es war kalt auf den Steinen. Dicht vor mir lag der Leutnant mit seinem

schwarzen Bart und stöhnte und redete mit sich selbst wie im Fieber.

Die Sonne ging früh und heiter auf. Wir marschierten auf einer geschwungenen Waldstraße in den kühlen Morgen. Endlich einmal keine von diesen schnurgeraden, baumlosen Militärstraßen Napoleons! Auch der Leutnant war munter. Aber er war recht mager geworden und grau im Gesicht, vielleicht vom Schmutz.

Gegen Mittag bezogen wir Quartiere. Wir hängten unsre Uniformen und Wäsche in die Sonne und wuschen uns am Brunnen. Heute konnte man sogar die Füße waschen, die wir zwei Wochen — oder noch länger — nicht aus den Stiefeln gezogen hatten. Wir setzten uns vergnügt um den runden Tisch des verlassenen Hauses. Ziesche kochte Kaffee.

„Alarm!" schrie es draußen. Wir rannten nach Röcken und Stiefeln. In zehn Minuten stand die Kompanie abmarschbereit auf der Straße. Vorn irgendwo wummerten die Kanonen.

„Wissen Herr Leutnant, was es gibt?" fragte Ernst.

„Ich weiß nicht mehr als Sie."

So standen wir eine Stunde in der Mittagsglut auf der Straße. Dann marschierten wir mit vielen Stockungen ab. Es wurde Abend und Nacht, bis wir ein Dorf erreichten. Dort blieb die Kompanie, während unser Zug als Feldwache weiterrückte.

„Sie sind mit Ihrer Gruppe Unteroffizierposten eins, etwa fünfhundert Meter vor uns an diesem Feldweg."

Wir marschierten an. Die Nacht war dunkel.

Ich zählte meine Schritte. Beim dreihundertsechzigsten Schritt sah ich dicht rechts des Weges eine kleine Erhöhung. Da lagen Feldsteine umher und die Wiese fiel nach vorn ab. Links stand ein Kornfeld.

Ich stellte die beiden Posten ein paar Schritt vor uns an den Weg. Aber wohin mit den übrigen? Im Kornfeld wären sie unsichtbar, aber auch leicht zu überraschen. Und wenn wir angegriffen würden, müßten sie nach rechts auf die Erhöhung. Also lieber gleich dort lagern!

„Wie bekommen wir denn das Essen hier vor?" fragte einer.

Ich schickte ihn mit unsern Feldkesseln hinter und setzte mich auf den Tornister. Gestern war der Mond erst gegen drei Uhr morgens aufgegangen, heute also gegen vier. Dazu war der Himmel bedeckt. Es war kühl und feucht auf der Höhe. Von links vorn kam ein leiser Wind.

Lamm setzte sich zu mir. „Weißt du, wo die Franzosen liegen?"

„Nein." Was sollte man weiter reden?

Nach einer Zeit hörte ich hinter uns Blech klappern. Das Essen kam und Kaffee. Ich begann zu löffeln. Es war Kalbfleisch in viel Brühe.

„Warum kriegen wir nur nie Brot?" fragte einer.

„Weil wir so schnell marschieren, daß die Bäckereikolonne nicht nachkommt," entgegnete Ziesche.

Damit war das Gespräch wieder zu Ende. Sie legten sich schlafen, außer Lamm. Wir saßen schweigend nebeneinander.

Schritte hinter uns, die rasch näher kamen. Es war Ernst. Ich meldete.

„Im Fall eines feindlichen Angriffs," sagte er, „werde ich Ihnen hier kaum Hilfe bringen können, weil unsre Front nach halblinks ist."

„Wo stehen die Nachbarposten rechts?" fragte ich.

„Ich habe eine Patrouille dorthin geschickt, aber sie hat keine Truppen angetroffen. Wahrscheinlich hängen wir hier rechts in der Luft."

„Wissen Herr Feldwebel etwas von den Franzosen?"

„Nein, nichts. — Ich gehe jetzt zu Posten zwei. Der muß jenseits des Feldes an der Straße stehen. Gute Wache!"

Wir setzten uns wieder. Wir waren hier auf uns allein angewiesen.

Nichts war zu hören als manchmal ein Tritt eines der Posten und das Schnarchen hinter mir.

Ich versuchte nach der Uhr zu sehen, konnte aber die Zeiger nicht erkennen. Lamm sah nach seiner Leuchtuhr.

„Es ist fast zwölf."

„Dann mußt du mit Ziesche aufziehen."

Er weckte den Ziesche. Die beiden andern legten sich schlafen. Ich sah in die Nacht hinaus. — Da hatte ich neben dem Einjährigen fast zwei Stunden gesessen, und wir hatten nichts gefunden, das sprechenswert gewesen wäre.

Ich stand auf und ging ein Stück nach rechts. Dort stand ich eine Weile. Aber was sollte das? Ich ging zurück und setzte mich wieder. Wenn man nur etwas Richtiges zu denken hätte! Rauchen

konnte man hier auch nicht. Der Gedanke daran hatte das Rauchgelüst in mir wachgerufen. Ich stand wieder auf. Ich hatte noch zwei Zigaretten. Vielleicht gab es hier einen Fleck, wo man sie ungesehen anzünden könnte. Im Korn? Nein, die zwei vorn könnten es merken.

Endlich waren die zwei Stunden um. Ich weckte die nächsten Posten und erklärte ihnen unsre Lage. Als ich zurückkam, saß Lamm wie vorhin neben meinem Tornister.

„Bist du nicht müde?" fragte ich.

„Ich habe das Militär unglaublich gehaßt," sagte er ganz in sich versunken. „Aber das ist ja ein Unsinn, daß etwas gar keinen Sinn hätte."

„Und was soll das Militär für einen Sinn haben?" fragte ich ohne eigentliches Interesse.

„Das kann ich dir auch nicht sagen. Aber wie soll unser Schicksal je ein Umweg sein?"

„Da glaubst du also, daß das Leben ganz genau auf ein Ziel losgeht?"

„Ja, so ähnlich muß es sein."

Nach einer Weile stand er auf und legte sich schlafen. Anfangs war ich angeregt. Dann aber wurde ich sehr müde. Ein paar Male fiel mir der Kopf vornüber...

Um nicht einzuschlafen, stand ich auf und ging hin und her.

Pferdegetrappel?

Ich lauschte.

„Renn!" rief leise der eine Posten.

„Ja, ich hab's gehört."

Ich faßte die Schläfer fest an, daß sie gleich richtig erwachten.

„Hier die Kuppe besetzen! Gewehr vor! Aber nicht schießen, bevor ich's sage!"

Ich lief zu den Posten hinüber. Die Reiter waren schon ziemlich nah.

„Ihr beiden hier ins Korn, daß wir sie unter Kreuzfeuer nehmen können! Den Weg freilassen! Ich schmeiße da Tornister hin, daß die Pferde erschrecken."

Ich lief zurück und schleppte ein paar Tornister und Decken auf den Weg, die da unheimlich aussahen. Dann legte ich mich mit auf die Kuppe. Das Trappeln kam heran, vielleicht zehn Pferde.

„Halt! Wer da!" schrie ich.

„Patrouille Husaren," lachte einer.

„Vorsicht!" rief ich. „Auf der Straße liegen Tornister!"

Sie kamen im Schritt heran, vorn ein Unteroffizier.

„Haben Herr Unteroffizier Franzosen getroffen?"

„Nein, die Dörfer vorn sind leer, keine Maus drin."

Wir waren alle munter geworden und schwatzten durcheinander. Ich bat den Ziesche, für mich zu wachen, und wickelte mich in die Decke und Zeltbahn.

— — — — — — — — — —

Als ich aufwachte, war heller Tag.

Ein Mann kam von hinten: „Die Posten sollen zur Feldwache zurückrücken."

Wir rückten ab. Auf einem Stoppelacker mit Getreidepuppen lag die Kompanie. Auf der Straße rückten Truppen vor. Wir holten an der Feldküche Kaffee und sollten noch ein paar Stunden ruhen.

Ich legte mich in eine Kornpuppe und ließ mir die Sonne auf die Beine scheinen.

— — — — — — — — — —

Ich wachte auf. Die Luft war heiß und zum Faulenzen. Vorn wummerten ununterbrochen die Kanonen.

Wir brachen auf. Es ging mit vielen Stockungen. Die Artillerie wurde vorgezogen und blieb wieder stehen. Wir marschierten in einer stehenden Staub- und Schweißdunstwolke. Beim geringsten Halt legten sich alle hin, so schwül war es. Der Kanonendonner wurde immer hörbarer. Wieder trabte die Artillerie vor. Vor uns war eine Lücke entstanden. Wir versuchten nachzukommen. Aber die Lücke wurde noch größer. Vor uns ritt der Leutnant. Er hatte eine Haselrute in der Hand und trieb sein Pferd damit an. Aber nach wenig schnelleren Schritten schlich es wieder und fing an zu stolpern. Schließlich stieg er ab und gab das Pferd seinem Burschen zum Nachführen.

Wir kamen auf eine Höhe. Vor uns dehnten sich die heißen Wiesen. Kein Baum, kein Haus. Nur ganz in der Ferne schienen mir Schrapnellwölkchen im Dunst zu stehen. Wenn es nur wenigstens ein Wasser hier gäbe, daß man die Feldflasche wieder füllen könnte!

Am Straßenrand saßen und lagen welche mit schmutzigen Taschentüchern auf dem Kopf, die Hände und Gesichter aufgequollen. Es wurden immer mehr, die nicht weitergekommen waren.

Schließlich kamen wir in ein Dorf und rasteten. Wir zogen die Röcke aus und wuschen uns am Brunnen.

„An die Gewehre! Gepäck auf!" schrie der Leutnant.

Ich fuhr in das Hemd und den Rock und schnallte irgendwie um.

„Was ist denn los, Herr Leutnant?" fragte Ernst.

„Die Franzosen sind uns schon fast im Rücken. Sehen Sie dorthin!"

Auf die Straße, die wir gekommen waren, fuhren Schrapnelle. Die Marschkranken flohen in ein Feld hinein.

Wir marschierten in einem Wiesengrund schräg rückwärts.

Tsch! Tsch! sausten zwei Schrapnelle über uns weg. Links vor uns standen zwei Feldküchen. Auf einmal stand dort eine schwarze Wolke auf der Wiese.

Hramm! krachte es gräßlich hinterher. Plötzlich stand daneben noch so eine Wolke.

„Das sind Granaten," sagte der Leutnant. „Lassen Sie jetzt Ihren Zug schwärmen! Wo die Franzosen liegen, weiß ich auch nicht."

Wir schwärmten aus. Ich war mit meiner Gruppe ganz links.

Es ging eine Wiese hinauf. Vor uns war blauer Himmel. Gewehrkugeln pfiffen scharf über uns weg.

„Marschmarsch!" befahl Ernst.

Ich rannte zwei Schritte, sah, daß die Leute nicht mehr rennen konnten, und fiel auch wieder in Schritt.

Links tauchte ein kleiner rechteckiger Fichtenwald auf. Darin knallten die Schüsse an die Stämme. Wir schlichen weiter.

„Dort drin sitzen sie auf den Bäumen!" schrie einer.

Sie rissen die Gewehre hoch und platzten sinnlos gegen die Baumkronen. Ein paar knieten, andre hatten sich hingeworfen.

„Da ist doch gar niemand!" schrie ich. Sie knallten weiter.

„Stopfen!" brüllte ich.

„Stopfen!" brüllte Lamm.

Sie setzten ab.

„Seht nur hin!" schrie ich wütend, „ob da jemand in den Baumkronen sitzt! Ihr solltet euch schämen, so den Kopf zu verlieren! — Marsch!"

Sie standen auf und folgten.

Durch den Aufenthalt war der Zug auseinandergekommen. Ich hatte jetzt die ganze linke Hälfte. Ernst selbst mit der andern Hälfte war verschwunden.

S! S! Ss! fuhren die Gewehrkugeln immer näher.

Sch — pramm! Granaten hinter uns. Wir mußten gleich auf der Höhe sein und duckten uns.

Rechts stand ein Geschütz auf der Höhe. Kanoniere schleppten Munition, schossen.

Bramm! Bramm! Schwarze Wolken rings darum. Ein Mann wurde wie aufrecht nach hinten verschoben.

Vor uns schrie jemand: „Nicht einschieben! Wir liegen schon in drei Reihen hintereinander!"

S! S! Sch! — Preng, pamm! Rammsss! krachte, zischte, zirpte es. Die Franzosen lagen wahrscheinlich dicht hinter der Höhe.

„Hinlegen!" brüllte ich.

Ich warf mich hin. Rechts und vorn lag alles

voll Menschen. Nach links konnte ich nicht sehen. Da fiel die Höhe ab. Aber es schien mir dort ruhiger zu sein.

„Nach links hinüberziehen!" schrie ich durch das Getöse. Ich erhob mich halb und schlich gebückt nach links. Ziesche vor mir. Die andern lagen noch.

„Linksum marsch!" kommandierte ich.

Es kamen noch einige mit. Nach wenigen Schritten waren wir aus dem tollsten Gezisch. Ich zog sie noch ein Stück weiter nach links. Dann wendeten wir uns nach vorn. Da war eine leere Wiese, rechts ein Dorf, in dem es brannte. Vielleicht kamen wir so den Franzosen in die Flanke. Vor uns im Grunde schlängelte sich ein Bach unter Weiden.

S! S! zischte es auf einmal von vorn. Auf der nächsten Höhe lagen welche wie die Zielscheiben gegen den Himmel.

„Stellung! Drüben auf der Höhe Schützen — Visier sechshundert! Schützenfeuer!"

Ich schlug an. Die Ziele drüben saßen über Korn und Kimme wie kaum auf dem Exerzierplatz.

Ein Schuß vor mir ins Gras!

Ich drückte ab. Das mußte sitzen, wenn das Visier nicht falsch war. Um mich schossen sie lebhaft.

Am rechten Ohr sauste es mir vorbei.

Ich zielte wieder. Auf einmal wurde mein Gegenüber größer. Ich schoß ab.

„Sie gehen zurück!" schrie ich.

Wir platzten die Schüsse heraus, wie es nur ging. Drüben verschwand einer nach dem andern.

„Marsch!" kommandierte ich. Wir mußten ihnen nach. Wir stiegen über einen Viehzaun und kamen an den Bach. Da lag einer im Wasser, den roten Hosenboden nach oben. Drüben saßen oder lagen tote und verwundete Franzosen.

Ich sprang über den Bach. Einer hinter mir schöpfte mit der Hand Wasser und schlürfte es.

Gewehrschüsse von hinten. Der Hornist Kinder ging neben mir.

„Blase," sagte ich ihm, „daß uns unsre Leute nicht in den Rücken schießen!"

„Was denn?" fragte er.

„Was du willst!"

Er blies den Zapfenstreich. Ein Schuß von rechts. Dort lag ein Kornfeld, und darin gingen Franzosen parallel zu uns zurück.

„Nach rechts!" schrie ich. „Visier vierhundert! Schützenfeuer!" Ich schmiß mich hin und schoß wie ein Toller. Die Franzosen waren vielleicht hundertfünfzig Schritt entfernt. Neben mir knallten sie. Dort fiel einer ins Korn. Einer hob das Gewehr und schoß im Stehen nach uns. Sie kamen aus dem brennenden Dorf. Wir hatten sie in der Flanke.

Einer nach dem andern tauchte im Korn unter. Sicher waren nicht alle getroffen. Allmählich wurde ich ruhiger und zielte genauer.

Rechts aus dem Dorf kam hoch aufgerichtet ein Offizier. Er sank ins Korn. Keiner war mehr zu sehen.

Ich stand auf. Hinter uns am Bach sah ich Deutsche stehend auf die Verwundeten schießen. Ich rannte hin. Es waren Leute der vierten Kompanie.

„Was macht ihr denn?" schrie ich.

„Die Hunde haben von hinten auf uns geschossen!" sagte einer erbittert.

„Und unsern Leutnant Röhle haben sie im Dorf erstochen, wie er schon verwundet dalag!"

Ich ging zu meinen Leuten zurück. Es waren nur noch sechs Mann, darunter zwei von andern Kompanien. Sollten wir weiter vorgehen?

Der Hauptmann der vierten Kompanie kam gegangen: „Besetzen Sie die Höhe hier vorn!"

Wir schlichen die Höhe hinauf. Meine Beine waren auf einmal schwer, und meine rechte Schulter schmerzte vom vielen Schießen.

Auf der Höhe, von der uns vorhin die Franzosen beschossen hatten, lag ein Schwarzer mit weißen Pumphosen.

Vor uns dehnten sich Kornfelder. Darin stand ein Trupp Franzosen um etwas herum.

„Der Trupp Franzosen! Schützenfeuer!"

Drüben stoben sie auseinander. Ich griff in die Patronentasche, um neu zu laden. Sie war leer, die andre auch. Und die zwei Patronengurte um den Hals hatte ich schon vorhin weggeworfen, weil sie leer waren. Also 230 Patronen hatte ich heute verschossen! Ja, da konnte die Schulter wehtun!

Die Sonne versank hinter den Höhen rechts. Es war noch immer heiß.

Ein Mann kam: „Ihr sollt zum Biwakplatz des Bataillons zurückkehren."

Wir hängten das Gewehr um. Auf der Wiese lagen Verwundete. Ziesche hatte einen untergefaßt, der schwer humpelte.

Ein französischer Offizier, klein und dick, stöhnte

im Grase. Ich wollte sehen, was ihm fehlte. Aber er winkte ab. Trotzdem knöpfte ich ihm den Rock auf. Aus seiner rechten Hüfte quoll Blut, wie aus einer Brunnenröhre. Ich zog ein Verbandpäckchen aus der Tasche und wickelte es ihm um den Leib. Dabei wurde mein rechter Aermel fast bis zum Ellbogen blutig. Vielleicht war es ein Unsinn, ihn bei dem Blutverlust zu verbinden. Einer hielt ihm die Feldflasche hin. Er schob sie mit der Hand weg.

„Du denkst wohl, wir wollen dich vergiften?" sagte der Mann und setzte ihm die Flasche an den Mund. Der Offizier trank gierig.

Unterdessen hatten die andern noch mehr deutsche Verwundete aufgelesen. Ich mußte an einer Zeltbahn mit anfassen, in der einer stöhnend lag.

Wir kamen an den Bach. Die Franzosen saßen da und flehten mit Gebärden, sie mitzunehmen. Einer schlug an seinen umgehängten Brotbeutel und breitete die Hände aus, daß sie nichts zu essen hätten.

„Wir haben selbst kein Brot. Und mitnehmen können wir euch auch nicht, das müßt ihr schon einsehen."

Es wurde immer dunkler. Nur im Dorfe flackerten die Brände. Wir gingen den Weg durchs Dorf. Da lagen überall Tote, hier ein Turko auf einem deutschen Offizier.

Unser Verwundeter in der Zeltbahn stöhnte bei jedem Schritt, den wir machten.

Wir kamen in einen Wiesengrund. Da stand unsre Feldküche, Fabian davor mit Ernst und dem Kompaniefeldwebel. Sie hatten Aluminiumteller vor

sich auf dem Küchenverdeck und bliesen in die heißen Löffel. Ernst sah mich: „Wieviel bringen Sie mit?"

„Vier von der Kompanie, Herr Feldwebel."

„Es fehlen hundert Mann," sagte Fabian. „Aber es müssen darunter auch viele Marschkranke sein."

Ich ging zum Zug. Es waren nur noch etwa dreißig Mann, nach den Gewehrpyramiden gezählt.

„Hat einer die Perle gesehen?" fragte ich.

„Der ist tot. Er hat oben auf der Höhe einen Schuß durch den Kopf gekriegt."

„Und Lamm?"

„Ich habe ihn nicht gesehen."

Ich schnallte mein Kochgeschirr ab und ging zur Feldküche.

„Der Einjährige Lamm läßt Sie noch grüßen," sagte der Feldwebel.

„Ist er verwundet?"

„Ja, und recht schwer. Er hat Schüsse durch beide Arme und Beine und dazu noch einen Kolbenschlag auf den Kopf. Er sah gräßlich aus."

Als ich mit Essen fertig war, rief mich Ernst. Er saß auf einer Zeltbahn im Grase und hatte eine Flasche in der Hand. Bei ihm standen noch zwei Gruppenführer.

„Setzt euch mal hierher. Wir müssen den Zug neu einteilen. — Haben Sie Feldbecher da? — Renn behält die erste Gruppe." Er goß uns Rotwein in die Becher.

Fabian kam mit dem Feldwebel und setzte sich dazu.

„Wir haben heute im Regiment über zwanzig Offiziere verloren," sagte Fabian wie von ferne.

Ich nippte am Becher. Der Rotwein war herb und kalt.

„Die Perle ist auch gefallen," sagte der Feldwebel.

„Das war doch Ihr Freund, Renn," sagte Fabian.

Die Flasche war ausgetrunken.

„Gute Nacht!" sagte der Leutnant und stand auf.

Wir legten uns auch schlafen.

Amicourt

Nacht. Wir warten auf der Straße. Rechts Häuser, links eine tiefer liegende Wiese.

Das dritte Bataillon soll die französischen Vorposten überfallen.

Fabian spricht leise mit Ernst: „Sie haben entladen müssen, daß kein vorzeitiger Schuß losgeht, und sollen in breiter Linie mit aufgepflanztem Seitengewehr — —"

Gewehrknallen!

Klatsch! Klatsch! fallen Geschosse auf die Straße.

„Links auf die Wiese, und hinlegen!" ruft der Leutnant.

Von hinten ein Reiter im Galopp auf der Straße „Welche Kompanie?"

„Dritte Kompanie!"

„Ausschwärmen und vorgehen!"

„Vor uns ist noch unser ganzes Bataillon!"

„Herr Gott! Befehl der Division: ausschwärmen!" schnauzte die Stimme.

„Ganze Kompanie links heraus schwärmen!" brüllte Fabian.

Ich renne ein Stück vor.

S! S! S! S! sausen die Kugeln. Es ist stockdunkel. Ich sehe nichts als schwarze Wiese vor mir.

„Marschmarsch!" brüllt Fabian.

Wir rennen. Es knattert ununterbrochen. Aber nichts ist zu sehen.

„Hinlegen!" brüllt Fabian.

Ich werfe mich ins Gras. Es knallt und saust.

„Marschmarsch!" brüllt Ernst.

Was ist denn mit dem Leutnant, daß er nicht kommandiert? Wir laufen weiter in das unsichtbare Feuer hinein. Rechts gegen den Himmel eine mächtige Baumkrone. Links sehe ich drei dicht hintereinander. Es ist Ernst mit seinen Schätzern. Das Feuer hat etwas nachgelassen.

Wir fallen in Schritt.

Vorn taucht etwas auf, ein Wald. Leute laufen da durcheinander. Schreie, Kommandos und Fluchen!

„Wenn die Kompaniechefs nicht da sind, dann übernehme ich die Führung hier vorn!" schimpft ein langer, dünner Leutnant.

Fabian kam von links gegangen. „Was ist hier zu tun? Ich komme mit der ganzen Kompanie."

„Gar nichts vorläufig, als Ordnung halten! — So eine Schweinerei hier! Wir kommen hier vorn an den Wald, da sitzen sie auf den Bäumen und knallen von oben herunter! Und wir stehen unten mit entladenen Gewehren! Lade du mal, wenn einer auf dich schießt! Das hat jetzt der Divisionskommandeur mit seiner verfluchten Vorliebe für den Nahkampf! Wenn man diese überständig gewordnen

Leute doch abschaffen könnte! Und wo sind die ganzen Kompaniechefs?" Er wetterte weiter.

Zu meinen Füßen lag einer röchelnd.

Aus dem Walde schrie es: „Hilfe, Kameraden!"

Dort half einer einem andern aufstehen. Aber es ging nicht.

Ernst meldete: „Mein Zug hat drei Leichtverwundete. Und der Krankenträger Weiß fehlt. Ich hatte ihm befohlen, hinter dem Zug herzugehen."

„Sammeln Sie die Kompanie hier!" sagte Fabian. „Und schieben Sie eine Gruppe vor in den Wald, in deren Schutz wir die Verwundeten sammeln können. Der Verbandplatz ist dort hinten an dem großen Baum."

„Renn!" sagte Ernst. „Uebernehmen Sie die Sicherung hier vorn am Wege! Wie weit Sie dazu vorgehen müssen, kann ich von hier aus nicht beurteilen."

Wir gingen ausgeschwärmt mit bereitgehaltenem Gewehr in den Wald hinein. Dunkle Klumpen lagen am Boden. Dort ächzte einer. Zwischen den Bäumen knackte es, halblaute Worte und Stöhnen. Dort kamen welche mit einem in der Mitte. Vorn winselte einer. Wir gingen vorsichtig weiter. Man konnte nicht wissen, ob die Franzosen noch im Walde saßen.

Dort links mußte der Winselnde liegen. Ich ging ein paar Schritte vom Wege ab. Er lag neben einem Fichtenstamm unbeweglich und winselte nur. Ich kniete nieder. Er hatte Blut am rechten Ohr.

„Du!" sagte ich.

Er winselte nur und schien ohne Bewußtsein.

Indem hörte ich vorn wieder etwas, konnte aber

nicht recht unterscheiden, was das für ein Geräusch war. Es war wie Holz und auch wieder wie von einem Wesen.

Ich winkte meine Leute heran. „Wir schleichen jetzt links vom Wege weiter. Dort vorn ist etwas."

Ich ging mit vorsichtigen Schritten weiter. An den Bäumen sah ich einen Schein. Auf einmal blendete es mich ins Gesicht. Ich zog mich noch weiter nach links, um nicht gerade auf das Feuer zuzugehen. Ich sah fast nichts, obwohl das Feuer nicht hell brannte. Vor mir hörten die Bäume auf. Drüben war ein neuer Waldsaum. Dazwischen war ein Streifen Wiese, auf dem rechts das Feuer brannte. Einer bewegte sich dort. Ich kniete hinter einem Baum. Zum Feuer waren es fünfzig Schritt oder weniger. Dort saß ein Franzose, der Scheite nachlegte, die prasselten. Das war das Geräusch von vorhin gewesen. Mir kam die Sache so sonderbar und unheimlich vor, mit dem einen Mann. Nein, da lag noch etwas am Boden.

Ich schlich zu Ziesche zurück. „Bleibt mal hier! Ich schleiche das Feuer von dorther an. Wenn was geschieht, schießt von hier aus ins Feuer, daß ich währenddessen ausreißen kann."

Ich zog mich nach dem Wege zu. Im Wald lag etwas quer. Ich trat von Baum zu Baum. Der da lag, hatte ein Franzosenkäppi auf.

„Oo-ääl" Ich war erschrocken. Der am Feuer hatte nur gegähnt.

Wieder hinter den nächsten Baum. Da! Rechts Menschen am Boden und Tornister. Ich stand starr. Vielleicht war das eine Feldwache, und ich hatte mich zwischen die Posten und das Feuer ge-

schlichen? Aber dann hätten uns die Posten längst bemerken müssen, und der am Feuer säße nicht so ruhig.

Ich trat hinter den nächsten Baum. Dabei stieß ich an etwas Blechernes. Ich hatte keine Zeit, danach zu sehen, denn der Franzose sah plötzlich auf.

„Bon jour, monsieur!" sagte er und hob ein Kochgeschirr in die Höhe. Ich war mir nicht klar, ob er mich wirklich sähe; denn augenscheinlich blendete ihn das Feuer. Vielleicht wollte er nur auf alle Fälle freundschaftliche Beziehungen anknüpfen. Er ließ sein Kochgeschirr sinken und sagte etwas.

„Wo Français?" fragte ich.

Er deutete hinter sich und winkte, als wären sie weit weg.

Ich ging auf ihn zu bis an den Waldrand und winkte nach meinen Leuten.

Die tauchten so plötzlich aus dem Dunkel auf, daß es mir dem Franzosen gegenüber Spaß machte, der mit ganz runden Augen das sah.

Jetzt sah ich genauer: ein Stück weiter rechts lief der Weg. An dem lagen tote Franzosen, Tornister, Gewehre. Sie waren, wie es schien, beim Essen überrascht worden. Vor den halb ausgegeßnen Eßnäpfen grauste mich.

„Du, Hartmann," sagte ich, „du kannst doch ein bißchen Französisch; frag mal den aus!"

Hartmann war ein schlanker, schwarzer Kerl mit blitzenden Augen. Er setzte sich zu ihm ans Feuer.

Ich stellte die übrigen am Waldrand auf.

„Die haben Brot hier," sagte Hartmann. Er war

mir in diesem Augenblick unheimlich, ich weiß nicht, warum.

„Was hast du sonst noch erfahren?"

„Hier im Walde haben zwei Kompanien gelegen. Der eine Hauptmann ist verwundet, sie haben ihn aber mitgenommen."

„Gut. Sieh dich mal nach Brot um."

Er legte Tornister und Gewehr beiseite und machte sich an das herumliegende Gepäck. Sonst war es still, nur in der Ferne hinter uns schrie ein Vogel.

„Das ist der Totenvogel," sagte Ziesche.

Mich schreckte die Bemerkung.

Hartmann kam mit zwei halben Broten und mehreren Konservenbüchsen gegangen.

Von hinten Schritte auf dem Weg. „Ihr sollt zurückkommen."

Als wir aus dem Walde traten, war es etwas heller geworden. Unter dem mächtigen Baum brannte eine kleine Laterne. Da verband ein Arzt. Rings lagen welche, einer mit aufgerißner Brust, wächsern und tot. Andre stöhnten.

Ich meldete dem Leutnant. „Wir haben auch zwei Brote."

„Die behaltet nur für euch. Für die Kompanie reichen sie doch nicht."

Der Arzt erhob sich von seiner Arbeit. Er hatte die Aermel hochgestreift und blutige Arme. „Ich bin fertig," sagte er ruhig. „Ich habe kein Verbandzeug mehr und ganz unzureichende Instrumente." Er trat ganz dicht an den Leutnant: „Morgen früh sind zwei Drittel der Verwundeten hier tot."

Krieh! Krieh! schrie es über uns im Baum.

Ich ging zum Zuge. Der Leutnant folgte mir. „Mein Pferd ist natürlich nicht hier vor gekommen mit Schlafsack und Decke. Ueberdies habe ich heute wieder einen Burschen verloren, schon den zweiten. Da müssen wir schon unter einer Decke schlafen." Seine Worte klangen unbestimmt. Er mußte sich recht elend fühlen.

Auf der Wiese standen Kornpuppen. Ich schleppte Stroh heran. Dann schnitt ich dem Leutnant eine Scheibe Brot ab.

„Sie haben's auch nötig," sagte er.

„Herrn Leutnant geht's nicht gut."

„Es geht mir etwas im Kopf herum. — Es gibt Dinge, die sind schlimmer als die Leute, die hier liegen und morgen tot sind."

Ich wagte nicht danach zu fragen. Er schwieg auch und sah in die Sterne neben der dunkeln Baumkrone.

Wir streckten uns nebeneinander aus. Die Decke reichte nur über meinen halben Leib.

Die Verwundeten stöhnten. Einer gähnte, als könnte er nicht wieder aufhören.

Krieh! Krieh! schrie der Vogel.

Der Leutnant atmete unruhig. Was hatte er nur?

Krieh! Krieh! schrie der Vogel.

Ich hatte vorhin einen gesehen, der lag ganz ruhig auf einer Trage und blickte in die Sterne, wie damals der Sander in der Schmiede. Was war aus Sander geworden?

Der Leutnant atmete im Schlaf. Vielleicht war er wie ein Kind, das zu viel gesehen hat.

Krieh! Krieh! schrie es im Baum.

Ich sah wieder die Augen ruhig in die Sterne sehen.

Wie lange geht das noch so weiter?

— — — — — — — — — —

Es war noch recht kühl und feucht. Die Sonne blinkte mit ihrem obern Rand über eine ferne Wolkenbank. Es war ganz still. Der Leutnant neben mir schlief noch. So blieb ich auch liegen und sah in den Baum, zwischen dessen dunklem Laub der Himmel dünn blau war.

Ich fühlte mich kalt, fror aber nicht.

Rings begannen sie aufzustehen, sich zu recken und dann ihre Decken und Zeltbahnen zusammenzulegen.

Ich kroch aus unsrer gemeinsamen Decke heraus. Meine Hände waren noch braun vom Blut des französischen Offiziers. Das war, glaube ich, vor einer Woche. Seitdem hatte ich mich nicht mehr gewaschen.

Der Verbandplatz lag ruhig. Aufgeschnittene Röcke, ein nacktes Bein. Der Mann auf der Trage starrte mit toten Augen in den Himmel.

An der Feldküche standen die Köche schon wieder in Hemdärmeln. Sie hatten wahrscheinlich schon lange gearbeitet. Der eine hatte keinen Hemdärmel mehr am rechten Arm, mit dem er Kaffee mit der Schöpfkelle in die vorgehaltenen Feldkessel gab. Aus dem offnen großen Kessel wallte weißer Rauch.

Neben uns auf der Straße marschierten Truppen vor und verschwanden im Walde. Ob der Franzose noch am Feuer saß?

Der Leutnant kam im Mantel zur Küche. Er sah

blaß aus und hatte Schmutzstreifen auf dem Gesicht. Ich wollte ihm wieder Brot geben, aber er wies es mit einer eckigen Handbewegung zurück. Da nahm mir der Küchenunteroffizier das Brot aus der Hand, strich es mit Schweinefett und reichte es Fabian.

„Woher haben Sie denn Fett?" fragte der.

„Wozu bin ich denn Küchenunteroffizier, Herr Leutnant?"

„Wir haben ein Loch für die Toten gegraben," sagte Ernst. „Herr Leutnant werden doch ein paar Worte am Grabe sprechen?"

Fabian wandte sich ab: „Ich kann nicht."

Ich fühlte mich auf einmal müde und elend. Die Sonne fing eben an, warm zu scheinen.

Ein paar Schritte abseits stand eine Strohfeime. Dort machte ich mir ein Loch und legte mich hinein, daß nur die Beine draußen lagen.

— — — — — — — — —

Ich wachte von einem Gespräch dicht neben mir auf.

„Krankenträger Weiß!" sagte Fabian. „Mir hat Ihr Zugführer gestern abend gemeldet, daß Sie beim Angriff nicht da waren."

Ich stand schnell auf, um fortzugehen.

„Bleiben Sie hier, Renn! Es ist mir lieb, wenn ein Zeuge bei der Verhandlung ist. — Haben Sie den Befehl von Herrn Feldwebel Ernst erhalten, dem Zug zu folgen?"

Ich wollte ihm nicht ins Gesicht sehen. Aber ich sah seine Beine zittern.

„Jawohl, Herr Leutnant."

„Weshalb?"

Er antwortete nicht, zitterte nur.

„Aus Angst?"

„Jawohl, Herr Leutnant."

Fabian schwieg. „Sie sind ehrlich," sagte er endlich. — „Ich kann das jetzt nicht entscheiden. Warten Sie bei dem Baum!"

Weiß ging langsam fort. Seine Arme hingen so unlebendig herab.

Der Leutnant legte sich ins Stroh zurück.

Ich ging etwas abseits und sah dem Marschieren der Truppen zu. Ich hatte eine furchtbare Angst um Weiß und auch um den Leutnant. Wenn den plötzlich die Wut packte und —. Nein, er war doch ganz ruhig gewesen, aber — das war ja das Unheimliche daran —, man wußte nie, was er dachte.

Sollte ich eigentlich noch weiter dableiben? Aber wenn ich fortlief, und der Leutnant ärgerte sich darüber und entlüde es auf den erbärmlichen Weiß —? Meine Gedanken irrten und kamen immer wieder qualvoll an die selben Stellen. Und da stimmte es nicht. Konnte ich nicht etwas tun?

„Renn?"

Ich lief zurück und stand in großer Angst vor ihm.

„Gehen Sie zu Weiß," er sah mich geistesabwesend an, „und holen Sie ihn her!" Er legte sich wieder zurück. Dabei sah ich seine ganze Erregung, und das gab mir etwas Hoffnung.

Weiß trat am Baum im umhergestreuten Stroh herum und sah mich leer an.

Ich machte nur eine Bewegung mit dem Kopfe. Er kam mit.

Ach! das war wieder falsch! Jetzt denkt er, ich verachte ihn, weil ich nicht mit ihm gesprochen

habe. Ich will ihm sagen —, nein, ich habe ihm nichts zu sagen.

Wir kamen zur Feime. Ich wußte nicht, wohin ich mich stellen sollte, und blieb neben ihm stehen.

Der Leutnant blieb sitzen und sah ihn scharf an. „Krankenträger Weiß! Sie wissen, daß ich Tatbericht wegen Feigheit vorm Feinde gegen Sie einreichen müßte. Sie würden vor ein Kriegsgericht gestellt und wären für Ihr Leben geschändet. — Ich mache mich selbst strafbar, wenn ich nicht Tatbericht einreiche. Trotzdem tue ich es vorläufig nicht. Es widersteht mir, Sie vor Gericht zu stellen, wo wir vielleicht schon heute wieder ins Gefecht kommen. Ich kann nur mit ganz freien Menschen ins Gefecht gehen, nicht mit halben Gefangenen. Wider meine dienstliche Pflicht schätze ich Sie als Mensch und habe ein solches Vertrauen zu Ihnen, daß ich Ihnen sage: Der Vorfall ist für mich nie geschehen. Ihre Sache ist es, dafür zu sorgen, daß auch Ihre Kameraden ihn vergessen. — Gehen Sie jetzt!"

Weiß machte kehrt und ging gesenkten Hauptes fort. Er zitterte noch im Gehen.

„Renn! setzen Sie sich mal hierher!"

Ich setzte mich neben ihn. Aber er sagte nichts weiter, sondern legte sich auf die Seite, den Rücken zu mir, als wollte er schlafen.

Er hatte sich wohl erst während seiner Worte endgültig entschlossen; dann erst sagte er: ich werde vorläufig keinen Tatbericht einreichen, und dann hatte er alles ausgestrichen, was geschehen war.

So lag er lange. Ich wurde immer aufmerksamer

auf seinen Zustand, und mir wurde sehr bange. Was brütete er nur?

Er richtete sich auf: „Ich habe Sie als Zeugen genommen. Ich möchte nicht, daß über den Weiß in der Kompanie geredet wird. Es ist lähmend für einen Menschen, wenn man ihn verachtet. — — Es ist fürchterlicher, einen guten Menschen für sein Leben als Feigling zu stempeln, als ihn totzuschießen!"

Wir marschierten ab, in den Wald hinein. Das Feuer auf dem Wiesenstreifen glimmte noch. Aber der Franzose war nicht mehr da.

Weiter hin lagen am Weg viele Tote dicht zusammen, darunter ein französischer Offizier.

Gegen sechs Uhr abends trafen wir unsre große Bagage, die rechts auf einer Höhe hielt.

„Habt ihr Brot?"

„Mehr als ihr braucht, um zu platzen!"

„Dort ist der Marketender! — Habt ihr Zigaretten?"

Wir kamen in einer großen Scheune unter, aßen und waren sehr vergnügt.

Rasttag

Am nächsten Morgen beim Kaffeeausgeben rief der Feldwebel aus: „Heute bleiben wir hier!"

„Du, wir gehn baden!" sagte Ziesche. „Hinter unserm Hof ist ein Kanal."

Wir gingen gleich dahin, zogen uns aus, legten die Sachen in die Sonne und sprangen ins Wasser. Der Kanal war tief und floß ruhig. Wir schwammen hin und her, plantschten und bespritzten uns. Auf der Wiese jagten sich ein paar.

Dann traten wir zur Löhnung an. Alle sahen frisch und vergnügt aus. Es gab viel Geld; denn seit Beginn der Kämpfe hatte keine Löhnung ausgegeben werden können.

Als wir weggetreten waren, stürmten alle zum Marketender, der auf unserm Hof hielt. Bald gab es dort nur noch Briefpapier und Stiefelwichse.

Im Nachbarhof lag der Feldpostwagen. Ich legte mich ins Stroh und schrieb einen Brief an die Mutter.

Nachmittags rückten wir auf eine Wiese außerhalb des Ortes und stellten uns im großen Quadrat zum Feldgottesdienst auf. Vor der Front standen die Offiziere. Der Pastor kam angeritten im langen grauen Rock mit Militärschlapphut. Auf der Brust hing ihm ein silbernes Kreuz an einer silbernen Kette. Er stieg vom Pferde und trat in die Mitte.

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. — Liebe Kameraden, sind nicht wir die Gefangenen? Sind wir nicht gefangen von Angst und Schrecken und Todesfurcht? Ringsum haben wir den Tod gesehen in tausend Gestalten täglich. Und sind wir nicht befangen von den Eindrücken? — — Wenn aber der Herr uns Gefangene erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. — Denkt nur um zehn Minuten zurück: da waret ihr noch Gefangene. Jetzt aber habt ihr euch von den Schrecknissen ab hin zu Gott gewendet. Und ist euch nicht jetzt, als träumtet ihr nur, daß es so etwas gibt? Und ist euch nicht zugleich, als hättet ihr bisher geträumt, und hier erst, an der Schwelle Gottes, finge das Leben an? — — —"

Das gibt es wirklich?

Ich sah Tauben von einem Dach auffliegen und ihre Flügel in der Sonne glitzern. Ein kleiner Hund kam mitten in das Quadrat gelaufen und schnupperte dem Geistlichen an den Gamaschen.

Später am Tag saß ich mit Ziesche im Stroh. Sie schwatzten und ich schwatzte mit. Aber das war nur ganz außen. In mir war ein Glanz, daß es ein Reich gäbe, das aus den Träumen meiner Jugend war, nur stärker. Und in dem Reich gab es keine Gefechte und — Feldküchen. Es ist ja auch gar nicht der Krieg, was so furchtbar ist, sondern — ja was? Ich ahnte wohl etwas davon, aber in die Nähe der Gedanken kam es nicht.

Wir legten uns schlafen. Der Leutnant war vergnügt.

Die Marneschlacht

Braune Flächen. Baumlos lief die gerade Straße in der Staubwolke der Marschkolonne.

Es wurde gehalten. Ich legte mich in den flachen Straßengraben auf den Tornister. Wie dick meine Hände waren.

„Auf!"

Alles drehte sich um mich. Die Felder waren in der Sonne noch düsterer geworden. — Man sollte nicht auf dem Marsch in der Sonne schlafen! — Meine Beine waren Klumpen. Wenn nur die Straße mal eine Ecke machte!

Endlich kam ein Haus. Davor drängte sich ein Trupp um einen Wassereimer. Einer hatte einen Becher geschöpft und setzte ihn an. Er bekam einen Stoß und goß sich das Wasser in den offenen Rock.

Eine Frau brachte einen neuen Eimer aus dem Hause. Ein Haufen stürmte darauf los. Die Frau erschrak, setzte den Eimer hin und lief ins Haus zurück. Der vorderste bückte sich. Sie drängten ihn von hinten. Er stieß den Eimer um und fiel beinahe. Das Wasser floß glitzernd auf die Straße.

Endlich kam eine Straßenbiegung, nach rechts in ein Dorf. Dort wurde gehalten. Auch der Leutnant wußte noch nicht, was weiter würde.

Hartmann war mit einigen in einen Garten gelaufen und saß schüttelnd in einem Birnbaum. Wir hatten ja schon wieder kein Brot mehr. An einer Mauerwand hockten welche; fast alle hatten Durchfall. Auf der Straße lagen welche im Häuserschatten und schliefen.

Eine Bataillonsordonnanz kam gelaufen: „Es geht weiter!"

Schwer erhoben sie sich. Die eben noch Birnen schüttelten, sahen auf einmal müde aus.

„Wie weit ist's noch, Herr Leutnant?" fragte Ernst.

„Ich habe den Ort noch nicht gefunden." Er suchte auf der Karte. „Da!" Er zeigte es Ernst, der abgespannt aussah.

„Herr Leutnant, so weit bringen wir die Leute nicht mehr."

„Still! Wir müssen es versuchen. Wir marschieren am Anfang des Haupttrupps, da können wir gleichmäßig marschieren."

„Renn, Sie stellen die Verbindungsleute zwischen der ersten Kompanie und uns!"

Die erste Kompanie marschierte ab. Nach einer Minute ließ ich die ersten zwei Verbindungsleute

gehen, nach einer weiteren die zweiten, dann die dritten, ich selbst ging mit den vierten. In einem Abstand folgte mir die Kompanie.

Wir marschierten in einer flachen Mulde. Die Sonne ging unter, Schatten wuchsen von rechts auf den Flächen. Es wurde dunkel. Die nächste Verbindungsrotte konnte ich nicht mehr dauernd sehen. Nur manchmal sah ich eine Bewegung.

Ein Dorf kam und ging vorbei. Unregelmäßige Waldstücke lagen zu beiden Wegseiten.

Hinter uns hörte ich: „Kompanie halt!"

„Hinten wird gehalten!" rief ich vor und horchte. Ich hörte nicht, daß sie den Ruf weitergaben. „Komm mal mit, Hartmann! Wir scheinen den Anschluß verloren zu haben und müssen uns auseinanderziehen."

Ich stellte ihn ein Stück weiter vorn auf und lief weiter, so schnell ich noch konnte. Dort gingen sie.

„Hinten wird gehalten!" schrie ich.

Einer rief nach: „Hinten wird gehalten!" aber müde und leise; vorn antworteten sie wieder nicht.

„Habt ihr denn noch Anschluß?" fragte ich.

„Ich weiß nicht," sagte der eine.

„Das müßt ihr aber wissen!" schrie ich ihn an. „Wenn ihr nicht Verbindung halten könnt, dann muß ich's allein machen!"

Ich rannte weiter. Wie sollte ich nur bis da vor kommen, wenn das überall so war?

Ich rannte, fiel wieder in Schritt und rannte wieder. Der Tornister schlug mir auf den Rücken. Ich wurde immer wütender und verzweifelter.

Da sah ich auf einmal zwei am Straßenrande sitzen.

„Was soll denn das hier?" schrie ich.

„Es wird doch gehalten," sagte Ziesche ruhig.

„Habt ihr den Ruf weitergegeben?"

„Ja, vorn halten sie auch."

Ich setzte mich zu ihnen. Mein Herz schlug wild.

„Wie weit ist's denn noch?" fragte Ziesche.

„Ich weiß nicht!" entgegnete ich heftig, ohne es zu wollen.

Nach einiger Zeit hörte ich Schritte hinter uns. Das gab wieder ein Rufen, daß weitermarschiert würde.

Wieder kam ein Dorf und ging vorbei. Der Boden war sandig. Waldstücke begleiteten uns. Dann schloß es sich zu dürrem Fichtenwald zu beiden Seiten. Es war ganz still.

Auf einmal lag einer rechts am Wegrand. — Wenn sie schon nachts liegen bleiben, das ist schlimm! — Ein Stück weiter lagen wieder zwei.

Der Wald wich links zurück. Es wurde heller. Dicht vor uns gingen die nächsten zwei.

Der Weg bog nach links in ein Dorf hinab. Ob es das war? Es ging durchs Dorf.

Die zwei vor uns schwankten, und wir kamen ihnen schnell näher. Ich lief vor, um sie anzutreiben. Es waren aber Leute der ersten Kompanie, die nicht mehr mitkamen. Vor ihnen gingen wieder drei. Wie sollte man da überhaupt noch Verbindung halten? Am Straßenrand lagen gleich fünf oder sechs. Und die alle nur von einer Kompanie!

Wieder Häuser vor uns. Es wurde ein langgestrecktes Dorf. Und es ging durch.

Ich blieb stehen. Vielleicht waren von meinen Leuten auch welche liegen geblieben? Ich stand. Niemand kam. Endlich Hartmann allein, die ganze Rotte vor ihm fehlte.

„Wo ist der andere?"

„Der hat nicht weitergekonnt."

„Hast du Verbindung mit der Kompanie?"

„Nein, ich höre sie schon lange nicht mehr. Aber ich konnte doch nicht stehen bleiben."

Mich faßte ein Schreck. Wenn sie einen falschen Weg marschiert waren bei den vielen Weggabeln? Ich ging mit Hartmann und überlegte. Nach vorn war der Abstand zu groß, nach hinten aber auch. Auch wenn ich mich selbst als Verbindungsmann einschob, war die Kette nicht mehr herzustellen. Und sollte ich zurückbleiben? Wenn die Kompanie falsch marschiert war, nützte das auch nichts mehr. Es wurde mir schwer zu denken. Mein Hirn war heiß und dumpf.

Vor uns tauchten Häuser grau aus der grauen Fläche. Das mußte doch das Marschziel sein!

Das Dorf war klein. Drüben ging es wieder hinaus. Zurückgebliebene schwankten vor uns.

Nach kurzer Zeit hörten wir vorn Stimmen. Wieder standen Häuser. Dort hielt die erste Kompanie.

Ich blieb stehen und lauschte, ob unser Bataillon käme. Ein paar Nachzügler kamen angeschlichen.

Ein breites Geräusch von vielen Stiefeln. Reiter tauchten auf, das war das Bataillon.

Wir bekamen eine Scheune zugewiesen. Die Leute fielen hinein. Ich breitete vorn am Eingang

die Zeltbahn aus. Einer kam hereingetorkelt und legte sich darauf.

„Geh runter! Das ist für Herrn Leutnant."

Er brummte etwas und blieb liegen.

„Herr Leutnant kann doch nicht draußen schlafen! Du mußt doch Vernunft haben!"

„Hier ist doch kein Platz," murmelte er, rückte aber beiseite.

„Wer ist hier drin?" fragte es durch die Tür.

„Dritte Kompanie, Herr Hauptmann," sagte ich. Es war der Führer der zweiten, der sehr grob war.

„Die Scheune gehört uns!" rief er. „Ihr habt hier nichts zu suchen!"

„Verzeihen Herr Hauptmann," sagte ich, „die Scheune ist uns vom Herrn Bataillonsadjutanten zugewiesen worden."

„Nein, die Scheune ist für uns! Ihr müßt raus!"

Unsere Leute fingen an zu murren: „Wir gehen nicht raus!"

Da kam unser Leutnant. „Dieses Gehöft ist mir zugewiesen, Herr Hauptmann."

„Nein!" brüllte der.

„Ich gehe nicht hinaus, bis es das Bataillon befiehlt!" sagte Fabian leise und scharf.

„Dann werden Sie draus vertrieben!" tobte der Hauptmann.

„Wir gehen nicht raus!" Sie machten sich zur Abwehr bereit.

„Dann hauen wir euch raus!" rief einer von der zweiten Kompanie und rückte dem Scheunentor näher.

„Ich suche Herrn Hauptmann schon die ganze Zeit!" rief die Stimme unseres Adjutanten. „Ich

kann allerdings vergeblich suchen, wenn Herr Hauptmann in einem falschen Hof sind!"

Die zweite Kompanie zog ab. Der Hauptmann schimpfte vor sich hin.

„Das war doch unwürdig eines Offiziers, so einen Streit anzufangen," sagte ich zu Ziesche.

„Den können aber auch seine eignen Leute nicht leiden."

„Still!" sagte Fabian. „Wenn wir vor der Scheune gestanden hätten, uns hätte auch die Wut gepackt. Nach so 'nem Marsch darf man's nicht so genau nehmen."

Der Leutnant legte sich, ich neben ihn und deckte ihn zu. Er zitterte am ganzen Körper.

„Herr Leutnant brauchen keine Angst zu haben. Wir sorgen schon für Herrn Leutnant."

Er hörte sofort zu zittern auf. Ich wunderte mich, daß ich gewagt hatte, ihm so etwas zu sagen. Er lag still wie ein gehorsames Kind. Auf einmal fing er wieder zu zittern an, aber nur kurz.

— — — — — — — — — —

„Essen holen!" rief draußen der Küchenunteroffizier.

Ein paar standen auf. Ich schlief wieder ein.

— — — — — — — — — —

„Herr Leutnant!" sagte eine Stimme in der Tür. „In einer halben Stunde stehen die Kompanien abmarschbereit."

Ich stand auf. Es war noch Nacht. Ich fühlte starken Hunger.

Draußen stand die Feldküche.

„Habt ihr noch was zu essen?" fragte ich die Köche.

„Nein, jetzt ist nichts mehr da. Weshalb habt ihr denn in der Nacht nicht aufstehen wollen?"

„Gibt's nicht mal wieder Brot?" fragte einer nüchtern.

„Diese Nacht ist ein Brotauto gekommen. Aber das Brot ist schlecht."

„Gib nur her," sagte ich.

Ich biß in das Brot hinein. Es war bitter und innen weich wie zerlaufener Käse. Ich hielt es an die Laterne. Außen war es grün und innen weiß. Es war völlig verschimmelt. Ich warf es weg.

Wir marschierten ab. Vorn war starker Kanonendonner. Die Dämmerung kam fahl und nüchtern.

Hinter einem fichtenbestandenen Hang legten wir uns hin. Die Sonne kam über die Höhe weg und briet Harz aus den Nadeln.

Die Feldküche kam und machte ihren Deckel auf. Es gab Wellfleisch mit etwas Zwiebeln daran.

Auf halber Höhe saß Weiß an einen Fichtenstamm gelehnt. Ich stieg zu ihm hinauf und löffelte.

„Du," sagte ich, „Herr Leutnant ist krank und phantasiert."

Er antwortete nicht.

„Du mußt mir helfen, wenn es mit ihm schlechter wird."

Er sah mich mit einem großen Blick an und nickte.

Ich ging zu meiner Gruppe zurück, legte mich an den Hang und schlief bald ein.

Gegen Mittag marschierten wir ab. Ich fühlte mich offen und frisch. Fabian hatte trotz der brennenden Sonne zwei Mäntel an und schlotterte vor Frost.

Wir rückten hinter Waldstücken gedeckt vor und legten uns seitlich der Straße wieder in den Wald. Vorn donnerten die Kanonen. Auch links von uns im Walde mußten Geschütze stehen.

Auf einmal kam es herangerohrt und schlug dicht neben der Straße ein. Noch zwei schwere Granaten folgten.

Wir rückten weiter vor.

„Wissen Herr Leutnant, wie die Lage ist?" fragte Ernst.

„Ich weiß nur, daß wir die letzte Reserve der Armee sind. Vorn kämpfen sie schon seit gestern."

Wir zogen uns über eine Fläche mit einzelnen Wacholdersträuchern.

Ein Husar kam von vorn: „In unserer rechten Flanke sind zwei französische Schwadronen."

Vorn war lebhaftes Gewehrfeuer.

Es ging in einer Mulde weiter. Vorn an einer erhöhten Straße lagen ein paar Offiziere.

Surr! Surr! fuhren zwei Schrapnelle über uns weg.

Vorn stand ein großer, dicker Offizier auf und winkte zu Boden, blieb aber selbst stehen.

„Sind Sie von der Armeereserve?" fragte er.

Er stand hoch aufgerichtet mit flatterndem Umhang auf der Straße. Von drüben setzte ein Maschinengewehr ein: tak tak tak tak.

„Wie die schießen!" lachte er. „Ich glaube, die schießen auf mich." Er bewegte sich langsam von der Straße herunter.

Unsere Kompanie lachte. Einige standen auf, knöpften sich die Hosen ab und hockten hin.

Sch—pramm! fuhr es mitten unter sie. Eine

Rauchwolke stand zwischen ihnen. Ein paar packten ihre Hosen hoch und liefen so zur Kompanie. Nur einer blieb sitzen, sein breites Hinterteil uns zu. Und den Kopf wie eine Eule nach hinten verdreht, glotzte er die Rauchwolke an.

„Max, das kam dir wohl unerwartet?" rief einer.

Der General kam breitbeinig gegangen und sah sich den Mann mit der Rauchwolke an.

Sch—pramm! krachte eine Granate links vor uns. Vorn schossen mehrere Maschinengewehre. Ueber die Straße kamen Sanitäter mit Krankentragen zurück.

Links kamen welche von vorn. Sie schienen meist verwundet zu sein. Jetzt kamen auch welche über die Straße. Sie liefen unruhig.

„Hierher!" rief Fabian.

Pramm! eine Granate.

„Ich bin verwundet, Herr Leutnant!" rief einer vorwurfsvoll.

„Ich meine doch nur die Unverwundeten!"

Es waren Leute unseres zweiten Bataillons.

Ein Offizier — es war der Leutnant von Boehm — stürmte auf Fabian los: „Die Schweine!"

„Was ist denn los?" lachte Fabian.

„Die Schweine haben mir meine Zigaretten geklaut."

„Die Leute von deiner Kompanie? Das ist aber ruppig!"

„Ach nee, die Schweine, die Franzosen!"

„Aber wie kommen denn die zu deinen Zigaretten?"

„Nu, ich trug den Hesse zurück, weil er einen Schuß in den Bauch hatte. Aber die Franzosen

waren so dicht hinterher, daß ich meinen Tornister wegschmeißen mußte. Und da waren hundert Stück Zigaretten drin! Die haben die nun, die Schweine!"

„Aber wo ist denn Hesse?"

„Ich hab ihn liegen lassen müssen, um nur selbst noch fortzukommen."

Pramm! vor uns.

„Aber wie kam denn das alles?"

„Ach, scheußlich! Wir gingen im Walde vor. Auf einmal kracht's von allen Seiten. Der Hauptmann Martin kriegte eins in den Kopf. Der Major ist auch tot und Bender auch. — Und die Schweine rauchen jetzt meine Zigaretten!"

Er teilte die Zurückgekommenen in neue Gruppen ein.

Vorn hatte das Gewehrfeuer fast ganz aufgehört. Es begann zu dämmern.

Auf der Straße erschienen zwei Offiziere. Der eine humpelte. Es war unser Regimentskommandeur. Sein Adjutant hatte ihn untergefaßt.

„Wie steht's vorn?" fragte der General.

„Wir haben hier vorn den Waldrand besetzt und graben uns ein. Rechts sind Franzosen gemeldet."

Wir marschierten in der Senkung nach rechts ab. Die Mondsichel hatte schon an Licht gewonnen.

Wir kamen auf einen Weg. Da lag lang ausgestreckt ein Franzose.

„Sehen Sie mal, ob er tot ist."

Ich faßte seine Hand. Sie war steif. Mir lief eine Kälte durch den Körper.

Nicht weit davon hielten wir an einer halboffenen Feldscheune, um die Büsche standen.

„Zugführer!" rief der Leutnant leise. — „Wir

gehören zur rechten Flankendeckung. Vor uns liegen zwei Kompanien. — Sie hören sie schanzen. — Wir stehen als Reserve dahinter. Wir dürfen natürlich kein Licht machen. Der zweite Zug stellt Posten um die Scheune."

Wir legten das Gepäck in den großen Raum. Es lag nur wenig Stroh verstreut am Boden. Ich raffte etwas für den Leutnant und Ernst zusammen.

Draußen hörte ich die Feldküche kommen. Wir gingen hin. Der Kompaniefeldwebel stand dabei und holte Papiere aus seiner Ledertasche. „Wo ist Herr Leutnant?" fragte er.

Ich sah mich um.

Der Pferdehalter kam mit dem Kompanieführerpferd: „Ich bringe den Schlafsack und die Decke. Wo soll ich's denn hinlegen?"

„Herr Leutnant ist doch sonst immer beim Essenausgeben," sagte Ernst.

Mich faßte eine ganz sonderbare Angst. Ich lief nach der Scheune. Niemand war drin. Doch, dort lehnte einer im Dunkeln.

„Herr Leutnant?" fragte ich leise.

„Ja, was gibt's?"

„Soll ich Herrn Leutnant das Essen bringen?"

„Ja, ich kann nicht recht gehen; ich bin so schwindlig."

Ich lief zur Feldküche.

„Bring Herrn Leutnant die Sachen in die Scheune," sagte ich dem Pferdehalter.

Ernst sah mich an.

Ich brachte einen Aluminiumteller, der sehr heiß war, hinein und kniete vor ihm hin. Er aß wenig. Der Kompaniefeldwebel zündete eine Kerze an und

hatte einen Becher mit Rotwein. Fabian sah fiebrig aus.

Ich ging zur Feldküche, um Weiß zu suchen.

„Du," sagte ich, „wo ist unser Bataillonsarzt?"

„Ich weiß nicht." Er sah mich ängstlich an.

Ich überlegte. In der Nacht und in dem Waldgelände konnte ihn auch niemand finden.

Ich ging wieder in die Scheune. Der Feldwebel legte dem Leutnant Unterschriften vor. Dann deckte ihn Ernst zu.

„Ich danke Ihnen," sagte er und lag ganz still.

Die Leute waren auch ganz still. Ich legte mich hin. Was sollte nur aus uns werden?

Durch die Scheune zog die feuchte Nachtluft. Wie schrecklich mußte das sein bei solchem Fieber! Ich erschauerte und fühlte mich selbst krank. So hatte ich mir den Krieg nicht vorgestellt. Da kommen einem die Menschen so schrecklich nah, schrecklich, denn man kann sie doch nicht halten. Sie werden alle wieder fortgerissen.

Der Leutnant schlief schon.

— — — — — — — — — —

„Herr Leutnant!" — Es war frühe Morgendämmerung. — „Die Kompanie soll hier vorn das Waldstück besetzen und sich eingraben."

Wir rückten ein paar hundert Meter vor. Das Gelände fiel nach vorn zu unregelmäßigen Waldstücken ab.

Ich begann mit dem kurzen Spaten zu schanzen. Unter der obersten steinigen Schicht stieß ich auf eine harte, dunkle Schicht. Wir hatten nur eine Beilpicke bei der Gruppe, mit der einer links hackte.

Ich versuchte in meinem Loch mit der Spatenkante tiefer zu kommen.

Nach wenigen Minuten schon lief mir der Schweiß über die Stirn. Unterdessen war es hell geworden, und die Sonne beschien die Krone einer Eiche, die breit aus dem Walde herausragte.

Die harte Tonschicht war dünn, und darunter war gelber Sand, so daß ich bald mein Loch tief genug hatte, um halb liegend, halb kniend daraus schießen zu können.

Hinter uns hatte sich Fabian mit seinen Ordonnanzen und Weiß unter eine Fichte gelegt.

Ein Gewehrschuß von vorn!

Ich fuhr herum, konnte aber nichts bemerken. Das Schanzen hatte aufgehört. Alles war totenstill.

Noch ein Schuß!

Vor uns näherte sich ein Waldstück wie ein Keil bis auf etwa zweihundertfünfzig Meter. Links davon sprang der Wald zurück und kam von da schräg bis dicht an unsre Linie heran, deren linker Flügel hinter einer kleinen Erhöhung verborgen lag.

Links ein paar Gewehrschüsse in einiger Entfernung. Ein deutsches Maschinengewehr rattert Trrrrr!

Ich bin mit meiner Gruppe auf dem äußersten rechten Flügel. Ich sehe nach rechts. Neben mir liegt Ziesche, dann Lehmann und hinter einem Steinhaufen etwas entfernter Hartmann. Der Kerl scheint zu schlafen!

Ich laufe hinüber.

„St!" macht Hartmann und bleibt ganz still liegen.

Ich lege mich neben ihn.

„Du," flüstert er, „da unten an der Waldecke bewegt sich was."

„An welcher, an der rechten oder der linken?"

„An der linken."

„Du, die Franzosen dürfen auf keinen Fall von ihrem Wald in unsern kommen. Es sind nur zwanzig Schritt von einem Zipfel zum andern. In dem Zwischenraum müssen wir sie abschießen. Wenn mehrere kommen, nimmst du den rechten, ich den linken."

Hartmann nickt.

„Dort!" flüstert er und schiebt sein Gewehr vor.

In der linken Waldecke bewegt sich einer. Plötzlich rennt er mit großen Schritten nach rechts.

„Vorsicht!" sagt Hartmann.

Es muß der Leutnant von Boehm sein. Dort kommt noch einer und ein dritter. Ein Schuß knallt. Sie verschwinden im rechten Waldzipfel.

Von links zwei Schüsse rasch hintereinander.

„Schützenfeuer!" brüllt Ernst.

„Kümmre dich nur um deine Waldlücke!" schreie ich Hartmann ins Ohr.

Von links aus dem schrägen Waldrand sind ein paar Franzosen getreten. Einer fällt hin, einer rennt zurück.

Aus dem Waldkeil treten welche nach rechts. Die Franzosen sind längs unsrer Stellung angesetzt. Ich lege auf den nächsten an. Die Schüsse platzen.

Ich drücke ab. Er fiel schon. Ich lade.

Hartmann schießt.

Hinter uns kommen welche gerannt.

An der Waldecke rennen zwei nach rechts. Ich halte kurz vor den hinteren.

Neben Hartmann werfen sich zwei, neben mich der Leutnant.

Ich schieße.

Drei neue erscheinen in der Lücke.

Zwei Schüsse neben mir!

Einer läuft drüben zurück. Ein Schuß dort! Er stürzt zusammen. Die Patrouille von Boehm ist wahrscheinlich noch dort.

Ein Gewehrschuß von links fährt dicht über uns weg.

„Kommen Herr Leutnant von dem Haufen herunter!" schreie ich, es ist aber gerade still.

Indem sehe ich den Leutnant an und er mich, leer, mit grauem Blick.

Er sieht sich ruhig um. Ganz auf dem linken Flügel knallt noch ein Schuß. Er steht ruhig auf: „Ordonnanzen!" und geht langsam nach seiner Fichte.

„Der ist alle," sagte Hartmann ohne Bewegung.

Nach einiger Zeit merkte ich, daß mein Rücken von der Sonne unangenehm warm war.

Stunden vergingen. Die Sonne brannte. Ein paar Mal drohte ich einzuschlafen.

Ich hatte großen Hunger. Meine Feldflasche hakte ich ab und schichtete einen kleinen Steinhaufen darüber, um den Kaffee zu kühlen.

Süi-krapp! kam eine Granate und fuhr zwischen uns und dem Leutnant in den Boden.

Sch-bra-rrr! Die Splitter sausten.

Ich sah mich um. Die Ordonnanzen und Weiß sahen nach den Granateinschlägen. Der Leutnant lag und schien es gar nicht zu bemerken.

Pramm! Zwei Schritt hinter meinem früheren Loch.

Die Einschläge wanderten nach der Mitte der Kompanie. Alle lagen zu weit. Die meisten gingen blind in den Boden. Nur jede dritte bis vierte Granate krepierte.

Auf einmal klang eine Granate anders. Ich sah mich um. Wohin sie jetzt gingen, konnte ich nicht sehen. Wahrscheinlich schlugen sie in die Nähe der Feldscheune, in der wir übernachtet hatten.

Ich wurde stumpf. Es krachte immer gleichmäßig.

Die Sonne stand schon schräger und schien uns ins Gesicht. Seit einiger Zeit schlugen die Granaten wieder in unsre Nähe.

„Sanitäter!" Das war Lehmann im Nachbarloch.

Von hinten kam Weiß gelaufen. Er sah blaß aus.

Die Einschläge lagen in der Nähe des Baumes, unter dem Fabian lag.

Kramms! Ich fuhr zusammen. Es war sehr nah. Weiß wischte etwas Rotweißes aus dem Gesicht. Dann wischte er die Hand im Gras ab. Lehmann schrie und wurde undeutlicher.

„Was ist geschehen?" fragte ich.

„Es hat mich von Lehmann bespritzt, Gehirn."

„Hat dir's auch was getan?"

„Ich weiß nicht. Der Aermel ist mir aufgerissen."

Ich kroch zu ihnen hinüber. Lehmann war schon still geworden. Sein Hinterkopf war aufgefetzt, mit schwarzen Haaren. Dem Weiß war der rechte Aermel am Oberarm aufgeschlitzt.

„Gib mal dein Messer her!"

Ich schnitt ihm den Rockärmel ab. Am Hemd-

ärmel war ein Blutfleck. Den Aermel schnitt ich auch weg. Er hatte auf dem Oberarmmuskel einen blutunterlaufenen Kratzer.

„Das tut wohl sehr weh?"

„Ich weiß nicht," entgegnete er kläglich. Ich wickelte ihm ein Verbandpäckchen darum.

„Hilfe, Sanitäter!" schrie es links drüben.

Weiß sah mich ängstlich an.

„Hilfe! Sanitäter!"

„Geh hinüber!" sagte ich hart. Aber ich wußte nicht, ob es recht war.

Weiß stand auf, ohne mich anzusehen, und lief gebückt hinüber.

Ich nahm seinen Rockärmel und steckte ihn in die Tasche. Dem Lehmann mußte ich seine Wertsachen abnehmen. Ich griff in seine Taschen. Da war nur ein Taschentuch, ein kleiner Spiegel und die Brieftasche. Für die Erkennungsmarke und die Uhr mußte ich ihn umwenden, und das ohne mich unnötig zu zeigen. Ich stemmte mich gegen seine Schulter und wälzte ihn auf den Rücken. Sein Kopf fiel mit der offenen Wunde in den Sand.

Ich knöpfte ihm Rock und Hemd auf und schnitt das Band der Erkennungsmarke durch. Seine Brust war noch warm. Dann zog ich die Uhr mit der silbernen Kette vorn aus der kleinen Tasche, steckte alles ein und kroch zu Hartmann zurück.

Eckold, die Ordonnanz, rief von hinten: „Herr Feldwebel Ernst zu Herrn Leutnant!"

Ernst lief gebückt hinter und kniete bei dem Leutnant, der nur den Kopf etwas erhoben hatte. Dann kam er zu mir vorgelaufen und legte sich

neben mich. Was wollte er denn von mir? Er sah unruhig aus.

„Herr Leutnant hat mir das Kommando der Kompanie übertragen und mir gesagt, das hier wäre der wichtigste Punkt der Kompanie. Seien Sie unbedingt wachsam hier!"

„Wissen Herr Feldwebel etwas von der allgemeinen Lage?"

„Die Franzosen haben heute früh auf breiter Front unsre Armee angegriffen, sind aber überall abgeschlagen worden."

Er lief gebückt nach links fort.

Das Schießen hatte aufgehört. Was sollte aus uns werden ohne den Leutnant?

Sch—pack! in unsre Linie, aber ein Blindgänger.

S—pomm! Wieder schrie einer. Das mußte Häusler aus meiner Gruppe sein. Ganz von drüben kam Weiß mit dem Verband um den nackten Oberarm.

Die Sonne neigte sich. Links stand die Mondsichel über dem Walde. Es wurde ganz still. Weiß verband links. Die Sonne verschwand. Der Mond machte scharfe Schatten.

Ich stand auf und ging hinüber zu Weiß. Er war aufgestanden.

„Ich habe deinen Aermel mitgebracht. Wie ist's denn mit deinem Arm?"

„Er tut weh, aber das macht nichts," entgegnete er sonderbar frei und frisch. Er sah aber sehr blaß aus.

Ich steckte ihm den Aermel an.

Eckold kam gelaufen.

„Was gibt's?"

„Die Kompanie rückt ab." Er sah mich nicht an und lief schnell weiter. Das war sonst nicht seine Art. — Hieß das Rückzug?

Ernst sammelte die Kompanie und schied eine Nachspitze und eine Patrouille als Flankendeckung aus.

„Es geht zurück," murmelte einer.

„Wo ist Fabian?" fragte mich Liebold.

„Ich weiß nicht," sagte ich und wandte mich ab.

Wir rückten zwischen Waldstücken zurück. Rechts hörte ich Schanzzeug klappern. Da marschierten auch Truppen ab. Niemand sprach ein Wort.

Wir hielten. Hier sammelte das Regiment. Einige Kompanien hatten kaum mehr vierzig Mann.

Ernst stand stumm vor der Kompanie.

Ich fragte ihn leise: „Wo ist Herr Leutnant, Herr Feldwebel?"

„Ins nächste Lazarett."

„Wissen Herr Feldwebel, was ihm fehlt?"

„Wahrscheinlich Typhus."

Wir rückten auf der Straße weiter zurück. Ich fühlte mich so elend und konnte nicht sprechen. Körperlich war es nicht, obwohl ich großen Hunger hatte. Aber der Gedanke, daß es zurückging! — Wie weit? Um mich brüteten sie.

Wir marschierten. Der Mond ging unter. Wenn wir doch wenigstens mal die Feldküche träfen!

Wir hielten auf einer erhöhten Straße.

„Wer liegt denn da?" fragte Ernst und deutete auf den Straßenhang.

„Ein Offizier," sagte ich und stieg hinunter. Er

hatte sich ganz in seinen Umhang eingewickelt. Ich erschrak.

„Herr Leutnant!"

Er wickelte sich aus dem Umhang und sah sich um.

„Wie kommen denn Herr Leutnant auf die nasse Wiese?"

„Renn? — Gott sei Dank, mir ist etwas besser."

Ich half ihm aufstehen und auf die Straße hinauf.

„Ich wollte ins Lazarett. Aber das sollte den Franzosen übergeben werden. Hier bin ich nicht mehr weitergekommen."

Vor uns marschierten sie wieder ab. Wir mußten auch antreten. Ich hatte den Leutnant untergefaßt. Wenn ich ihn ließ, kam er in Gefangenschaft. Er war sehr groß und schwer und konnte nicht so schnell gehen wie die Truppe. Ich mußte ihn ziehen. Bald war ich in Schweiß, und mein rechter Arm, mit dem ich immer vorwärts drückte, war schon lahm. Wie sollte ich es nur anders machen?

„Lassen Sie mich nur liegen," sagte er leise. „Ich kann nicht mehr so schnell, mich schwindelt so."

„Auf keinen Fall!" sagte Ernst. „Ich mit Renn bringe Herrn Leutnant schon in ein Quartier."

Er faßte den Leutnant von rechts an. Er war sehr kräftig und hatte weder Tornister noch Gewehr. Aber es wurde immer schwerer, den Leutnant vorwärts zu bringen. Er gab manchmal einen Laut von sich, der gräßlich war. Mir lief der Schweiß schon von der Nasenspitze.

„Hier steht die Feldküche," sagte Hartmann auf einmal.

Wir zogen den Leutnant aus der Kolonne. Der Kompaniefeldwebel half ihm mit dem Kutscher auf den Bock.

Wir liefen der Kompanie nach. Ich stieß mit Brust und Stirn gegen einen Chausseebaum und taumelte weiter. Meine Vorstellungen verwirrten sich im Rennen.

Der Tag fing an zu dämmern.

Wir hatten doch seit vorgestern abend nichts mehr gegessen.

Als ich vorn ankam, hielt die Kompanie vor dem Hofe, wo wir den Streit mit dem Hauptmann der zweiten Kompanie gehabt hatten.

Leutnant von Boehm gab die Befehle für die Unterkunft. Er führte wohl jetzt die Kompanie? Er half Fabian von der Feldküche und führte ihn ins Haus. Eckold trug ihm das Essen hinein.

„Das ist 'ne ganz andre Art Kompanieführer," sagte Ziesche.

„Wo hast du denn deinen Aermel?" fragte ich Weiß, der kreidebleich und schmutzig an der Küche stand und löffelte.

„Der ist mir abgegangen." Irgendeine Angst stand in seinen Augen, aber nicht eine vorm Schießen.

„Willst du nicht mal zum Arzt gehen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Weshalb denn nicht?"

„Du mußt mir helfen, daß ich bei der Bande bleibe."

Wollte er denn noch immer zeigen, daß er nicht feig wäre?

„Aber da mußt du dir einen neuen Rock verschaffen. Sonst sehen alle, was du hast."

Er nickte. Irgend etwas war heute mit ihm nicht richtig. Ich hätte ihn gern gefragt, warum er dableiben wolle. Aber er wollte wohl nichts sagen.

Unterdessen war es schon heller Tag geworden. Wir legten uns in die Scheune. Ich mußte gähnen und fühlte mich recht matt. Dazu konnte ich nicht schlafen. Was war das alles häßlich!

Mich fror auf einmal. Hatte mich der Leutnant angesteckt?

— — — — — — — — — —

Ich fuhr auf. Einer lag halb auf mir, und ich mußte hinaus, und sehr eilig. Ich wälzte ihn zurück und kroch hinaus. Draußen schien die Sonne. Auf dem Hof rauchte die Feldküche. Ich lief ums Haus in den Garten.

Ich hatte starken Durchfall.

Als ich aufstand, war ich sehr leicht, aber auch etwas schwach. Ich ging zurück.

Auf der Straße stand jetzt ein Bauernwagen. Boehm führte unsern Leutnant, dessen Gesicht alt und fiebrig aussah, und half ihm in den Wagen.

„Grüß die Heimat!" rief Boehm.

Fabian gab ihm die Hand und sah mich traurig an. Der Wagen fuhr ab.

Rückzug

„Fertigmachen! In einer halben Stunde steht die Kompanie!"

Wir marschierten wieder nach vorn. Es wun-

derte mich, wie gleichgültig es mir war, wohin wir marschierten. Die Sonne brannte gerade herunter.

Wir zogen uns nach links in den Wald. Vor uns stieg eine ziemlich bedeutende Höhe an.

Boehm rief die Zugführer.

„Wir gehören zur Nachhut und haben den Auftrag, zusammen mit unsrer Maschinengewehrkompanie und einer Abteilung Feldartillerie die Franzosen aufzuhalten. Niemand darf sich oben auf der Höhe zeigen außer den Posten."

„Kommt die Feldküche vor?" fragte Ernst.

„Nein, die ist schon mit der Gefechtsbagage abgerückt."

Ich fühlte mich ausgezehrt und legte mich unter einen Baum. Es war wunderbar still. Nur einige Fliegen summten. Es roch nach frischem Harz. Der Himmel zwischen den Fichten war tiefblau und glänzend. Solchen Himmel gab es auch zu Hause auf unserm Berge.

Wenn die Franzosen kämen, ahnungslos die Straße entlang? Ich freute mich fast darauf und schlief ein.

— — — — — — — — — —

Ich wachte auf und lag im Walde. Die Sonne schien schon schräg. Ein kräftiges Hungergefühl trieb mich auf. Ich wunderte mich, niemand um mich zu sehen.

Sie hatten sich etwas abseits in den Schatten einer Baumgruppe gesetzt und hörten dem Leutnant zu.

„Das gönne ich den Franzosen nicht, daß sie uns jetzt nachkommen können, als hätten sie gesiegt. Die Hunde sind doch so feige, daß sie jetzt

noch nicht da sind! Sie riechen wahrscheinlich unter jeden Busch, ob nicht ein Deutscher drunter sitzt!"

Von oben kam einer atemlos: „Herr Leutnant, sie kommen die Straße entlang!"

„Die Höhe besetzen! Aber nicht schießen, bis sie nicht auf hundert Meter heran sind!"

Wir liefen ausgeschwärmt die Höhe hinauf. Der Wald zog sich noch zwanzig Schritt den andern Hang hinunter. Rechts auf der Straße kam die französische Spitze, ein kleiner Klumpen Menschen.

Rrrrrr! setzte jenseits der Straße eins unsrer Maschinengewehre ein.

Die Franzosen fuhren auseinander in die Straßengräben.

Sch! Sch! Von hinten fuhr es über uns weg und schlug irgendwo in den Wald.

Rechts ratterten mehrere Maschinengewehre, dazwischen unregelmäßiges Gewehrfeuer. Für uns war die Aussicht nach weiter vorn durch eine niedrige Waldhöhe versperrt.

Rechts hörte das Schießen auf. Nur unsre Artillerie schoß.

Wir warteten. Rechts setzte ein Maschinengewehr ein, brach aber bald ab. Unsre Artillerie hatte auch aufgehört zu schießen.

Sch! S! S! S! kam es von vorn und rauschte hinter.

Ram! ra! Rammm! hinten im Grunde.

SsSsSsSs! ging es rechts hinüber.

„St!" machte Ziesche.

Ich sah links drei aus dem Walde kommen. Sie gingen langsam auf unsre Höhe los.

Ramm! krachte es links hinter uns in den Wald. Hatten sie uns doch schon entdeckt?

Krap-parrr! Die Granate schien in einer Baumkrone krepiert zu sein.

Aus dem Wald kamen etwa zehn Mann unregelmäßig verstreut, immer mehr.

„Jeder einen Mann aufs Korn nehmen und entsichern!" rief Ernst ganz leise. Wir flüsterten den Befehl weiter.

Sch! Sch! kam wieder unsre Artillerie von hinten vor, aber von weiter hinten, wie es mir schien.

Ich legte an auf einen, der das Gewehr unter dem Arm langsam heraufstieg.

„Schützenfeuer!" schrie Boehm gellend.

Ich drückte ab. Das Feuer knatterte. Mein Mann lag. Ein paar rannten noch und warfen sich hin. Ich schoß auf den nächsten rechts.

Es waren Geräusche von schwerem Krachen. Aber im Walde hallte es zu stark, um es zu unterscheiden.

S! S! zirpten ein paar Kugeln über uns weg. Unsere Maschinengewehre ratterten. Ich sah rechts von mir Hartmann laden und schießen und wieder laden. Er schien wie im Fieber.

„Ruhiger schießen!" brüllte Ernst.

Das Knallen ließ etwas nach. Mir schien es, als schössen die deutschen Batterien nicht mehr. Maschinengewehre hörte ich auch nicht.

„Zurückgehen!" wurde von links durch die Linie gerufen.

Das Gewehrknallen hörte auf. Hinter uns

krachten Granaten. Wir standen auf und gingen den Hang hinab.

Kramm! Rechts vor mir flog neben einem Busch Dreck auf, und eine schwarze Wolke stand.

Pack! fuhr es links etwas näher in den Boden.

Kappramm! riß es in halber Höhe an einem Baum. Die Krone kippte ab und fiel in die unteren Aeste. Zwei rannten eilig dort vorbei. Sollte man auch rennen? Hartmann kam dicht zu mir.

Wack! in den Boden.

„Jetzt durch!" sagte ich und rannte los, um ein paar Bäume.

Kramm! links, und warf Dreck umher.

Es wurde offner, nur noch einzelne Büsche.

Krapp! rechts hinter uns.

Wir waren durch. Ich hörte zu rennen auf und sah mich um. Sie rannten noch hinter mir. Ziesche fehlte. Nein, dort kam er hinter einem Busche hervor, ziemlich langsam und sah immerfort nach rechts und links.

„Was rennt ihr denn?" rief er. „Du wärst beinah 'neingerannt."

Ich wendete mich ab. Sie sahen mich an. Ein Unsinn zu rennen! Ich haßte mich.

„Passen Sie doch auf, Renn!" rief Ernst. Ich fuhr zusammen, er gab das Zeichen zum Sammeln.

Die Franzosen schossen weiter auf verschiedne Stellen im Walde. Wir marschierten zurück und bogen auf die Straße. Im Dämmerlicht erkannte ich, daß unser ganzes Bataillon dagewesen war, vielleicht noch mehr. Es wurde still.

Unter Halten und Stocken kam der Marsch in Gang. Vor uns fuhr eine Batterie. Der hinterste

Wagen klapperte von Eisen. Das Mondlicht lag auf dem dunkeln Kasten, aus dem irgendwelche Stangen ragten. Ich fühlte mich elend und erbärmlich.

Wir kamen wieder in das Dorf, wo wir den Streit mit dem Hauptmann hatten. Das nächste Dorf kam, das kurz dahinter lag. — Wenn wir den ganzen Marsch zurück machen müßten, den wir damals vor machten?

Wir hielten ein-, zweimal.

Der Mond ging unter. Es wurde ganz dunkel.

Und dann begann es langsam hell zu werden. Der Himmel hatte sich umzogen. Vor uns lag eine weite, kahle Fläche. Das Gras auf den Wiesen war braun und wie rot. Es lastete schwül.

Wir hielten. Ich legte mich auf den Tornister. Zu beiden Seiten der Straße hockten sie nieder. Sie hatten nichts im Magen. Bei mir schien der Durchfall vorübergegangen zu sein. Der Himmel blendete mich, und ich schloß die Augen.

Auf einmal zupfte mich jemand am Aermel. Ich sah in das fahle Gesicht von Weiß mit ganz erschöpften Augen. Ich fuhr erschreckt empor: „Was ist mit dir?"

„Mein Arm tut so weh, und der Tornister drückt so."

Ja, Weiß war überhaupt schwächlich.

„Aber wie soll ich dir helfen?"

„Ich weiß nicht," flüsterte er kläglich.

„Warte mal," sagte ich. Es wurde mir sauer aufzustehen. Ich ging zu Ernst.

„Herr Feldwebel, der Weiß hat einen Prellschuß am Arm, aber er wollte bei der Kompanie

bleiben. Aber jetzt kann er doch nicht mehr. Könnte er nicht wenigstens ein Stück auf einer Kanone mitfahren?"

„Ich weiß schon," entgegnete Ernst. „Ich werde es Herrn Leutnant sagen."

Als ich zu ihm zurückkam, saß Weiß am Straßenrand. Er zitterte und versuchte, es mir nicht zu zeigen.

Ich sagte ihm: „Hab keine Angst. Wir sind bald da." Aber ich glaubte es selbst nicht. „Dann sehe ich deinen Arm mal nach." Ich wußte aber gar nicht, was man mit so einem Arm macht.

Boehm ging zur Artillerie vor und holte dann Weiß und einige, die nicht mehr fortkonnten.

Wir marschierten weiter. Am Straßenrand lagen Schanzzeug, Telephontornister, Seitengewehre, aber keine Marschkranken. Denn wer liegen blieb, kam in Gefangenschaft.

Gegen neun Uhr vormittags kamen wir in ein Dorf. Dort sollten wir bleiben. Die Feldküche stand da und war hoch mit Broten beladen.

Der Adjutant kam im scharfen Trab geritten: „Sofort abmarschieren, in dieser Richtung!" Er deutete dahin, von wo wir eben kamen.

„Verfluchte Scheiße!"

„Man kann uns doch nicht hin und her zerren wie die jungen Hunde!"

„Ruhe!" brüllte Boehm.

„Herr Leutnant!" sagte ein Unteroffizier. „Das geht nicht mehr."

„Wir sind im Kriege! Da läßt sich keine Rücksicht nehmen!"

Wir marschierten wieder nach vorn und legten

uns in eine flache Mulde. Boehm nahm die Zugführer vor und bestimmte die Abschnitte. Wir schwärmten aus und schanzten in dem Sandboden. Ich hatte bald ein Loch gegraben, groß genug, mich hineinzulegen. Dann gab ich meinen Spaten dem Linke, der seinen gestern weggeworfen hatte, weil er so schwer war und immer mit dem Stiel ans Knie schlug.

Die Feldküche kam hinter uns in die Mulde gefahren. Sie hatten vier Pferde vorgespannt, um sie mit der schweren Belastung in dem Sandboden fortzubringen, und trieben die Pferde mit Hüo und Peitschenknallen vorwärts.

Wir traten zum Essenempfang an.

Boehm befahl, in drei bis vier Stunden noch einmal Essen auszugeben.

Ich ging zu Weiß, obwohl es mir selbst schwer wurde zu gehen und ich lähmend müde war. Er hatte sich einen neuen Rock verschafft, der ihm um seinen dünnen Leib schlotterte. Ich half ihm den Rock ausziehen. Die Binde saß noch auf der Stelle, hatte sich aber zusammengedreht und mußte drücken. Ich wickelte sie ab. Das Päckchen war mit Blut angeklebt. Ich versuchte, es vorsichtig abzulösen. Aber er griff hin und riß es herunter. Die Schmarre war schon zugeheilt. Aber der Muskel war geschwollen und sah blau aus.

„Ist das gefährlich?" fragte ich ihn.

Er schielte hinunter: „Das ist ganz harmlos, aber 's tut lausig weh."

„Komm!" sagte ich. „Jetzt ziehen wir wieder deinen Rock an, und dann schlafen wir drüben in meinem Loch."

Ich hörte, wie Boehm mit Ernst sprach: „Es ist noch die neue Nachhut vor uns. Wir brauchen keine besonderen Vorsichtsmaßregeln."

Ich legte die Zeltbahn unten in das Loch; denn der Sand war feucht. Unser Loch war eng für zwei. Ich begann auf einmal zu frösteln. Weiß zitterte, wohl vor Ueberanstrengung.

„Lehn dich an mich an, daß dein Arm ganz frei liegt!"

Ich zog noch an der Decke herum. Dann wußte ich nichts mehr.

— — — — — — — — — —

„Kompanie fertigmachen!"

Heftiger Kanonendonner.

Pramm! schlug eine Granate vielleicht zweihundert Meter vor uns ein. Es war mir, als hätte es schon lange geschossen. Der Himmel sah unheimlich schwarz aus mit einem fahlen Glanz.

Ich stand auf. Weiß schlief noch. Wie blaß er aussah! Es tat mir leid, ihn zu wecken. Ich packte ihn am Bein.

Er schnaufte und sah sich auf einmal um.

„Wie ist dir jetzt?" fragte ich.

Er wischte sich die Augen mit dem Handrücken und lächelte: „Gut."

Ist das ein Kind! dachte ich.

Eine Granate schlug ganz nah ein. Ich könnte mich danach umsehen, aber ich tat es nicht. Die Kanonen wummerten. Oder war das Donner? Ein Windstoß fegte Staubwolken über die Fläche.

Wir sammelten rückwärts und marschierten ab. Hinter uns donnerten noch die Kanonen. Von rechts

trieb uns ein Wind Staub und Hagel ins Gesicht. Die Körner sprangen auf den Feldern.

Boehm ging vor uns mit schief gehaltenem Kopf und sagte: „Da wird man doch wenigstens mal rein! Aber gemein ist, daß man dabei nicht rauchen kann!"

Stoßweise kam der Wind, bald mit dicken Wassertropfen, bald mit Hagel. Am Gewehr lief das Wasser entlang und tropfte vom Helm in den Hals.

Sainte Marie-La Bénolte

Ich weiß nicht, wieviele Tage wir marschierten. Ich kann mich überhaupt der Einzelheiten dieser Märsche nicht erinnern. Wir waren schweigsam geworden. Es regnete Tag für Tag. In den Nächten froren wir in den durchnäßten Sachen. Unser drittes Bataillon wurde eingesetzt und kam in der Nacht mit wenigen Mann und ohne Offiziere wieder. Ich wagte nicht zu denken: wann geht es uns auch so, und ich dachte es doch heimlich vor mir. Immer weiter ging es hinter der Front nach Norden.

Eines Nachmittags hockte ich neben Hartmann hinter einem Hause. Wir konnten nicht ganz an die Wand gehen, weil da Brennesseln wuchsen.

„Du," sagte Hartmann, „kennst du meine Braut?"

„Nein." Ich weiß nicht, wie es mir in dem Augenblick kam, ich dachte, er ist der bestgewachsene Kerl in der Kompanie, nur sieht er zu finster aus.

„Wenn mir was geschieht," er sah zwischen

seinen Knien auf den Boden, „mußt du's ihr schreiben." Er war erregt und wollte es nicht zeigen. „Meine Eltern wollten nichts von ihr wissen, — und ihre nichts von mir." Er zog ein Stück Zeitung aus der Tasche, zerriß es und wischte sich ab. Das tat er so gräßlich bedächtig. Was sollte ich nur sagen? „Sie heißt Hanna Seiler und wohnt Adolfistraße 31."

Wir standen auf und gingen ins Haus hinein. Er putzte sein Gewehr. Ich rasierte mich, um nicht das gleiche zu tun wie er.

Weiß hatte Rock und Hemd ausgezogen und wusch sich. Sein Oberarmmuskel schillerte noch in allen Farben.

„Weshalb wolltest du eigentlich damals nicht ins Lazarett?" fragte ich.

„Ich weiß doch, wie's bei einem Lazarett auf dem Marsche ist. Da ist es besser bei der Kompanie, wo sich welche um einen kümmern."

„'s gibt Post!" schrie einer vor dem Hause.

Ziesche lief hinaus.

Er brachte mir einen Brief und legte ihn mir auf den Tornister. Es war die Schrift meiner Mutter. Ich wollte mich erst fertig rasieren und waschen.

Ernst sah zur Tür herein: „Sofort fertigmachen!" Er verschwand wieder.

Wir warfen unser Zeug in die Tornister. Den Brief legte ich auch hinein.

Auf der Straße traten sie schon an.

„Wir werden nach Sainte Marie vorgezogen," sagte Boehm. „Was wir dort sollen, weiß ich auch noch nicht!"

Wir rückten über eine weite Wiesenfläche in Wald. Unterdessen begann es zu dunkeln.

Wir hielten und setzten uns in den Straßengraben. Bald schliefen einige. Ich war nüchtern. Was sollte ich mit der dummen Telegraphenstange vor mir? Wenn es nur irgend etwas gäbe, was einem die Angst zudecken könnte. Ja, saufen! — Wenn man etwas hätte. Aber nein, ich würde nicht besoffen ins Gefecht gehen. Mich schwindelte vor dem Gedanken. — Wenn man nur wenigstens wüßte, wie lange es noch dauert, und wenn man die Gegend kennte, in der man angreifen soll!

„Herr Leutnant möchten zum Bataillonsführer vorkommen."

Boehm stand auf und ging.

— — — — — — — — — —

Ich wachte auf. Meine Beine lagen mit den Stiefeln etwas zu hoch und hohl. Ich war ganz in den Graben hineingerutscht. Die Knie taten mir weh. Mein Gesäß war naß geworden.

Ich war zu nüchtern, um wieder einzuschlafen. Der Gedanke, zu rauchen oder etwas zu essen, ekelte mich. Das nützte doch nichts für den Angriff. — Warum mußte ich wieder ins Feuer hineinlaufen? Die andern, die gingen mich ja nichts an — nein, die Kompanie schon, aber die andern Kompanien nicht. Mögen die doch angreifen, aber wir nicht noch einmal! Ist es nicht einmal genug?

Einer kam von vorn auf der Straße gerannt. „Dritte Kompanie?"

„Ja."

„Sofort antreten, aber ohne Lärm!"

„Auf die Straße!" befahl Ernst leise.

Wir marschierten ab. Nach wenig Schritten lichtete sich der Wald. Häuser tauchten auf und eine Kirche mit niedrigem Zeltdach. Offiziere standen auf der Straße.

„Mir folgen!" flüsterte Boehm. „Das Bataillon greift an."

Er ging eilig die Dorfstraße voraus. „Halt!" flüsterte er. „Nach hinten durchsagen: die Zugführer zu mir!"

Die Zugführer standen stramm.

„Machen Sie sich's bequem! — Wir sollen die Franzosen aus dem Walde vor uns vertreiben. Unsere Kompanie ist in der Mitte. Wenn wir aus dem Dorf ins Freie kommen, zieht sich der zweite Zug rechts, der dritte links heraus. Unsere Front ist halbrechts. Sie müssen Ihre Leute bei der Dunkelheit zusammenhalten, und kein lautes Wort! — Jetzt los!"

Ernst gab das Zeichen zum Antreten.

Rechts und links stand noch je ein kleines Haus. Wir bogen von der Straße nach rechts auf eine Wiese. Von rechts lief ein Damm herüber. Von einem Walde war nichts zu sehen. Zu beiden Seiten hörte ich das Schanzzeug der vormarschierenden Züge klappern.

Wir kletterten den Eisenbahndamm hinauf. Vor uns lag der Wald auf dreihundert Meter. Die steile Böschung hinunter.

Links ein Gewehrschuß! Der Wald war schon nah. Ernst flüsterte: „Schwärmen!"

Ich rannte vor meine Gruppe. Vor mir zog Ernst die Pistole aus der Ledertasche.

Links wildes Gewehrgeknatter!

„Marschmarsch!" schrie der Leutnant.

Zwei Schüsse von vorn! Noch zwanzig Schritt bis zum Waldrand.

Gewehrschüsse peitschten. Ich sah das Aufblitzen im Walde.

Der Leutnant warf sich hin. Ich links neben ihn.

Einer kam rechts vorgelaufen und fiel. Mir fuhr durch den Kopf, das müßte Ziesche sein — sollte ich schießen? Es peitschte um die Ohren. Aufblitzen im Waldrand hie und da mit roten Flämmchen.

Dicht über meinen Kopf weg! Mein Kinn steckte in den Grashalmen. Die Schultern drückte ich herunter. Links schoß ein französisches Maschinengewehr.

Boehm bewegte sich.

Ein Schuß dicht! Es knallte. Wie spät mochte es sein? Vielleicht war die Morgendämmerung schon nahe.

Das Feuer ließ etwas nach. Das Maschinengewehr links tackte.

Sch! Sch! Sch! Sch! fuhr es über uns weg und schlug hinten ins Dorf.

„Zurück!" flüsterte Boehm.

Ich legte das Gewehr in die linke Hand und begann mich rückwärts zu schieben.

Ein Schuß vor meinem rechten Arm in den Boden.

Sch—parr! Sch—pang! dicht weg in den Bahndamm.

Ich schob mich weiter. Meine Hosen streiften sich in die Höhe. Vor uns war es still geworden. Nur rechts schoß es lebhaft, und links tackte das Maschinengewehr mit kurzen Unterbrechungen.

Vielleicht sehen sie uns nicht mehr, dachte ich und erhob mich etwas mehr vom Boden, um leichter kriechen zu können.

Rechts lag, der vorhin hinfiel.

Ich schob mich hinüber. Er regte sich nicht. Vielleicht war es auch Ziesche nicht?

Ich kam dicht neben ihn. Es war Ernst. Er hatte den linken Arm halb unter dem Körper.

Ich faßte ihn an der Schulter. Nichts regte sich an ihm. Ich griff in seine Taschen und steckte seine Sachen ein.

Ich sah nach vorn. Der Wald war so dunkel, daß ich vielleicht aufstehen könnte. Ich erhob mich auf die Knie. Ein Schuß links vorbei! — Natürlich, sie müssen mich ja gegen den Himmel sehen.

Ich kroch weiter.

„Hilfe!" flüsterte es links. Es war Schanze von meiner Gruppe.

„Was hast du denn?"

„Meine beiden Beine!" ächzte er.

Wie sollte ich dem helfen?

„Kannst du gehen?"

S—kramm! ram! ram! ram! ram! irgendwo hinten.

Er versuchte sich aufzurichten. „Ich kann nicht."

„Ich will versuchen, dir von hinten Hilfe zu bringen!"

Er weinte leise. Wie sollte ich ihm nur Hilfe bringen? Wenn ihn hier die Morgendämmerung überfiel, so dicht an den Franzosen? Ich versuchte ihn um den Leib zu fassen und irgendwie fortzuziehen.

„Ra!" machte er. Es war ein ganz unterdrückter Schmerzlaut. Es ging auch nicht.

Ich stand auf.

Ein Schuß dicht links!

Ich ging weiter.

Links lag wieder einer.

„Wer ist das?"

Er antwortete nicht, bewegte aber seine Arme ein wenig. Er lag auf dem Rücken.

Ich beugte mich dicht über ihn. Hartmanns Augen, ganz schwarz!

Ich faßte seine Hand, ob ich ihn zum Bewußtsein brächte, und drückte sie heftig in schrecklicher Angst. Er merkte es nicht.

Ich ließ seine Hand los und stand auf.

Mir fiel ein, daß ich ihm seine Sachen hätte abnehmen sollen. Aber ich ging weiter.

Vor mir sprachen ein paar.

„Wir müssen ihn auf Gewehre setzen," sagte Boehm.

Das Maschinengewehr setzte wieder ein.

„Ich kann nicht zugreifen," entgegnete Ziesche.

Jetzt war ich so nah gekommen, daß ich sah, daß Ziesche seinen rechten Daumen in die Höhe hielt.

Ich half Boehm den Mann auf zwei Gewehren tragen. Der hatte einen Schuß ins rechte Fußgelenk.

„Drüben wird schon der Himmel hell," sagte Boehm, „und wir müssen noch über den verfluchten Bahndamm!"

Es wurde erschreckend schnell sichtiger. Der Bahndamm zeichnete sich deutlich gegen den aufhellenden Himmel. Ein paar kletterten ihn hinauf und kamen oben scharf und dunkel heraus.

Tack tack tack tack tack setzte das Maschinengewehr ein. Ein paar Schüsse knallten.

Einer rollte die steile Böschung herab. Die anderen sprangen wieder herunter und kamen zu uns.

Wir wurden dadurch sieben Mann, — übrigens der mit der Roten-Kreuz-Binde ist doch Weiß. Aber er bewegt sich so seltsam!

„Wir müssen uns eingraben," sagte Boehm. „Vor heute abend kommen wir nicht zurück."

Wir setzten den mit dem Fußgelenkschuß sorgsam hin. Ziesche half mit der linken Hand.

Boehm ordnete an: „Renn schanzt hier, rechts davon ich und daneben die beiden von der zweiten Kompanie. — Sie, Ziesche, geben mir Ihren Spaten und halten Wache. Sehen Sie sich mal um, ob hier nicht welche herumlaufen, die auch nicht hinter können."

Wir begannen zu graben. Dem Schanze konnte ich keine Hilfe mehr bringen. Es wurde schon merklich heller.

In zwei Handbreiten Tiefe stieß ich auf weißen Kalk.

„Hat nicht jemand eine Beilpicke?" fragte ich.

Niemand antwortete. Es war sinnlos, in den Kalk mit dem kurzen Spaten eindringen zu wollen. Daher schälte ich den dunklen Boden in größerer Breite ab und warf ihn als Wall vor mich.

Einzelne Schüsse knallten.

Sch—pramm! fuhr es hinter den Bahndamm.

Jetzt war mein Loch groß genug für mich. Aber ich mußte darin noch Verwundete aufnehmen. Ich sah mich um. Hinter mir lag Weiß auf dem Rücken

und atmete kaum. Erst mußte ich weiterarbeiten; dann konnte ich mich um ihn kümmern.

Ziesche hatte noch drei Mann aufgesammelt. Einer begann links zu schanzen.

„Mach es so," sagte ich, „daß wir nachher unsere Löcher verbinden können."

Ich arbeitete hastig wegen der geringen Zeit. Mein Nachbar kam auch schnell vorwärts, und wir schaufelten schon die letzte Scheidewand zwischen den beiden Löchern weg, als ich auf einmal auf die Helligkeit aufmerksam wurde. Ich sah nach vorn. Der Wald lag im leichten Nebel schon recht deutlich, aber —

„Herr Leutnant," sagte ich, „die Franzosen können uns, wenn wir liegen, hier nur sehen, wenn sie auf die Bäume klettern."

Boehm sah nach vorn. „Nu, da zünde ich mir erst mal 'ne Zigarette an."

Er stand auf, stellte sich nach dem Wind und steckte eine Zigarette in den Mund.

Ein Schuß! Er kniete hin. „Verfluchte Bande! — Aber ich rauche doch! — Pfui!" Er spuckte aus. „Das hat mir 'n paar Zähne eingehauen!"

Der Schuß war ihm quer durch den Mund gegangen. Ich rutschte zu ihm.

„Lassen Sie nur! Der Zunge hat's nichts getan. — Da sieht man doch, wozu das Rauchen gut ist!"

Ich sah, daß es ihm doch weh tat.

Ich kroch zu Weiß. „Was ist denn mit dir?"

„Ich habe einen Brustschuß."

Ich half ihm in das Loch.

Ziesche kam herübergekrochen, auf die linke

Hand und den rechten Ellbogen gestützt. Sein Daumen war oben breit und blutig.

„Soll ich dich verbinden?"

„Verbinde lieber die andern!" sagte er schroff. Er mußte starke Schmerzen haben.

Unterdessen hatte der links von mir den mit dem Schuß ins Fußgelenk in unser Loch gezogen und schnitt ihm den Stiefel auf.

Ich knöpfte dem Weiß Rock und Hemd auf. Er hatte einen kleinen Einschuß links unter dem Schlüsselbein.

„Dreh dich mal auf die Seite!"

Ich schnitt ihm das Hemd auf. Auch der Ausschuß war klein und hatte nur wenig geblutet. Ich legte ihm das Verbandpäckchen auf den Rücken.

„Hast du nicht Heftpflaster zum Ankleben? Sonst hält's nicht."

S! fuhr ein Schuß dicht über mich weg. Es war heller Tag, und ich hatte mich unvorsichtig hoch erhoben.

Ich knöpfte dem Weiß den Rock wieder zu und bedeckte ihn mit Mantel und Zeltbahn.

„Deck mir's auch über die Augen!" bat er.

Ziesche hatte sich schon selbst mit der linken Hand ein Verbandpäckchen um den Daumen gewickelt und hielt mir's hin, daß ich ihm einen Knoten machte.

„Es macht, als wollte da ein Viech auskriechen," lachte er.

Der Leutnant war noch unverbunden. Ich hatte kein Verbandpäckchen mehr, Seidel, mein Nebenmann, auch nicht.

„Du Weiß!" sagte ich und deckte ihn etwas auf. „Ich muß nur in deine Verbandtaschen."

Er antwortete nicht und atmete nur schwach. Wahrscheinlich tat ihm das Atmen weh.

Ich holte eine gerollte Binde aus seiner Tasche und deckte ihn wieder zu.

Vorn immer einzelne Gewehrschüsse. Ob sie unsre Verwundeten dort einzeln abschossen? Vielleicht auch Schanze, dem ich versprochen hatte, Hilfe zu bringen? Aber was sollte ich tun?

Ich kroch hinüber zum Leutnant. Er hatte sich auf den Bauch gelegt und spuckte von Zeit zu Zeit etwas aus. Ich nahm ihm den Helm ab. Merkwürdig! Die Verwundeten sind alle wie die Kinder! Die Binde wickelte ich ihm über den Scheitel und ums Kinn.

„So muß ich doch aussehen wie eine Waschfrau!" sagte er.

„Aber mit Bart, Herr Leutnant."

Jetzt mußte ich noch zu denen rechts. Aber da waren vier Schritt Zwischenraum. Wenn sie drüben auf den Bäumen saßen, mußten sie mich sehen.

Ich kroch hinüber. Ein paar Regentropfen fielen ins Gras. Dort lagen vier dicht nebeneinander in einem Loch. Einer hatte einen Verband um den Unterarm. Und neben ihm lag einer auf der Seite und sah mich schrecklich an. Um Mund und Nase war alles aufgequollen und voll Blut. Er hatte den Kopf so auf die Tornisterkante gelegt, daß es auf den Boden tropfte. Ich erkannte an Stirn und Augen: das war Eckold. Wie sollte man den nur verbinden? Er sah mich ununterbrochen an.

„Kann ich dir helfen?"

Er antwortete nicht. Wahrscheinlich konnte er nicht sprechen.

„Ihr hier," sagte ich zu den Unverwundeten, „müßt abwechselnd wachen. Wir machen's drüben auch so."

Der Eckold kann doch nicht einmal essen und trinken! dachte ich. Und der Regen tropft ihm ins Gesicht. Aber es hat keinen Sinn, dazubleiben und ihn zu betrachten wie eine Sehenswürdigkeit. Ich kroch zurück.

„Jetzt kannst du schlafen," sagte ich zu Seidel. „Wenn ich müde bin, wecke ich dich."

„Mach mir doch mal meine Zeltbahn ab und den Mantel," sagte Ziesche. Ich deckte ihn zu.

Vom Umherkriechen war ich ganz mit aufgeweichtem Kalk und Erde beschmiert. Es regnete immer stärker. Das gab ein leises Geräusch im Gras. Sonst war es ganz still. Meine Zeltbahn hatte Weiß.

„Komm mit unter meine Zeltbahn," sagte Seidel. Es war ein ganz junger Kerl mit rundem Gesicht und runden blauen Augen.

Wir lagen still nebeneinander. Ich machte mir einen Einschnitt in den Wall, um nach vorn sehen und schießen zu können. Dann lag ich, und der Regen prickelte auf die Zeltbahn. Ich war ganz ruhig, oder ich meinte es zu sein. Allmählich kamen allerlei Vorstellungen hervor: daß das doch nicht die Perle war, neben mir unter der Zeltbahn, sondern Weiß. Und doch, wenn ich mich nicht besann, war es die Perle. Der Regen prickelte. Hartmann

war doch ein Sterbender gewesen. — — Die Waldkronen vorn über der Wiese bewegten sich nicht.

Gegen Abend hörte ich rechts ein Stöhnen, das sich wiederholte. Ziesche begann sich auch unter der Zeltbahn zu bewegen. Weiß schien zu schlafen. Aber nach einer Weile bewegte er die Hand. Ich kroch zu ihm. In unserm Loch stand eine Pfütze. Ich deckte ihm das Gesicht auf.

„Brauchst du etwas?"

„Nein," lächelte er. „Mir geht's gut."

Ich versuchte wieder zu lächeln, aber konnte es nicht. Ich deckte ihn wieder zu. In mir krampfte es sich: der stirbt! — Aber wenn er sich doch wohl fühlt? Man kann sich doch nicht freuen, wenn einer auch angenehm stirbt. — Aber vielleicht ist es wirklich nicht so schlimm? Drüben stöhnte es wieder.

Die Dämmerung kam. Dann wurde es dunkel. Ich stand auf.

„Wollen wir nicht jetzt hintergehen, Herr Leutnant?"

Er stammelte etwas. Wahrscheinlich hatte er geschlafen. „Ach, es ist dunkel?"

Seidel und ich nahmen den mit dem Fußgelenkschuß auf unsre Gewehre.

Weiß stand auf und behauptete, ohne Mühe gehen zu können. Das verwunderte mich. Eckold mußte getragen werden.

Wir stiegen vorsichtig den steilen Bahndamm in die Höhe. Auf einmal rutschte ich mit dem linken Fuß. Der auf den Gewehren heulte leise auf und faßte mich noch fester um den Hals. Dann ging es drüben wieder hinunter und gegen das Dorf zu.

Mehrere Menschen bewegten sich auf uns zu. Es war eine Patrouille mit Krankenträgern. Wir übergaben ihnen unsre Verwundeten. Ich gab Ziesche und Weiß die Hand, wußte aber weder etwas zu sagen, noch nur zu denken. Den Eckold wagte ich nicht anzurühren.

Boehm ging noch mit uns vier Unverwundeten weiter ins Dorf.

Wir traten in einen dunkeln Flur. Boehm klopfte an eine Tür.

„Herein!" rief es von drin.

Boehm machte die Tür auf. Drin stand unser Bataillonskommandeur im Mantel bei einer etwas flackernden Kerze. — Die Fensterscheibe war zerbrochen.

„Boehm!" rief er und ergriff ihn an beiden Händen. „Können Sie sprechen?" sagte er und sah besorgt auf den Verband.

„Sogar noch rauchen, Herr Major!" sagte Boehm.

„Na, das ist gut. — Aber was wollen die vier da?"

„Die bringe ich gesund zurück."

„Es sind gestern auch nicht viel mehr zurückgekommen. — Gehen Sie in den Hof gegenüber! Wir haben nur noch eine Kompanie im Bataillon, unter Leutnant Eger."

Drüben standen die vier Feldküchen auf dem Hof.

„Renn!" rief der Feldwebel und gab mir die Hand.

Aber ich konnte nicht mehr. Er fragte mich aus. Ich weiß nicht, was ich antwortete.

Am nächsten Morgen rückten wir hinter nach Chailly.

STELLUNGSKRIEG

DER STELLUNGSKRIEG VOR CHAILLY

I

Bisweilen will es mir scheinen, als hätte ich die zwei Wochen in Chailly nur geträumt.

Als ich am Abend des Tages nach dem Gefecht von Sainte Marie im Quartier mein Gepäck abgelegt hatte und den Tornister öffnete, lag der Brief darin, den ich vor zwei Tagen erhalten hatte, noch ungelesen.

Mein Junge! Pastors Alfred ist gefallen, wo, habe ich vergessen. Ich war gestern bei Pastors. Sie lassen dich grüßen. Der Pastor sagte zu mir: Ich wünsche Ihnen ein Glück, das uns bei unserem einzigen Kinde nicht beschieden gewesen ist. Dabei rollten ihm die Tränen herunter, und er ging bald in seine Stube. Schreibe ihnen mal. Du kannst das so hübsch. Sonst kann ich dir nichts erzählen, als daß ich jeden Tag für dich bete. Deine Mutter.

Ich ging ins Freie. Ich traf welche von der Kompanie auf der Straße. Eine alte Frau keifte vor ihrer Tür. Ein kleiner Hund fegte mit eingezogenem Schwanz um eine Ecke. Ich sah das alles und sah es nicht.

Im Quartier saßen die Kameraden und rauchten und schwiegen. Oder sie spielten Karten, und dabei

schweigt der Mensch ja auch. Sie waren düster und wurden unwillig, wenn einer sie nach ihren Erlebnissen befragte. Mir war das unverständlich. Wenn mich nur mal einer fragte! dachte ich. Aber eines Nachmittags befragte mich der Leutnant Eger, unser neuer Kompanieführer, nach den näheren Umständen der Verwundung Boehms. Ich erzählte ihm, wie der sich die Zigarette anbrannte, und freute mich, daß Eger darüber lachte; denn ich hatte auf einmal eine Furcht, von dem übrigen zu sprechen, was da geschehen war.

II

Ich kam gerade von einem Gang durchs Dorf nach Hause. Es war Abenddämmerung. Im Quartier packten sie die Tornister.

„Was packt ihr denn?"

„Weißt du denn noch nicht, es geht wieder vor?" sagte einer mürrisch. Die andern sahen gar nicht auf.

Ich machte mich an meinen Tornister. Meine Hände waren mir lahm. Warum noch einmal vor? Wozu hatte man uns hier ordentlich zu essen gegeben, wenn es wieder hineingehen sollte?

Neben mir murmelte einer etwas von gräßlicher Totenwiese. Aber ich wußte nicht, ob ich ihn richtig verstanden hatte. — Wenn man wenigstens wüßte, wohin es ginge! Irgendwo vor uns sollten sie sich auf hundertfünfzig Meter, und weniger sogar, gegenüberliegen. Wie kann man, — — und, Herr Gott, wie kann ich da leben?

Wir traten vorm Hause an. Wir waren etwa sechzig Mann, die Reste von vier Kompanien. Der

Mond schien auf den Platz. — Der Kompanieführer wird uns schon sagen, worum es sich handelt.

Die Zugführer meldeten dem Leutnant.

„Ohne Tritt — marsch!"

Es ging die Straße nach Sainte Marie vor. Wir kamen in den Wald und hielten wie damals dicht vorm Ort. Sollten wir noch einmal dort angreifen?

Nach einer halben Stunde kam Eger aus dem Dorf zurück.

„Ohne Tritt — marsch!"

Wie sich das alles wiederholte, war mir unheimlich. Und dazu der schweigende Leutnant.

Es ging durch das Dorf und auf die Wiese, auf der jetzt ein Pfad getreten war. Vor uns der Bahndamm lag im Mondschatten. Als wir dicht herankamen, sah ich, daß eine tiefe Rinne hinaufführte. Die kletterten wir, der Leutnant vorauf, einer hinter dem andern. Oben war der Graben so tief, daß ich mich nur etwas zu bücken brauchte, um unter den Schienen durchzukommen. Auch an der andern Böschung war der Graben tief. Unter uns sah ich im Mondschein einen unregelmäßigen Graben mit kreideweißen Aufwürfen.

„Der Zug dritte Kompanie," wendete sich der Leutnant an unsern Zugführer, „kommt am weitesten rechts. Sie müssen selbst fragen, wo die Zugsgrenzen sind."

Wir gingen in dem geschlängelten, knietiefen Graben entlang. Ich sah mich nach der Stelle um, wo wir damals den Tag über mit den Verwundeten gelegen hatten, konnte sie aber nicht finden.

Jetzt kam ein anderer Graben von links her schräg auf unsern zu. Der sah merkwürdig unordent-

lich aus, als läge er voll Gerümpel. Ich bog um die letzte Ecke. Der Graben war breit und auch tief, und darüber war rechts eine Gartentür, oder so etwas, gelegt und Zeltbahnen darüber gehängt. Nach vorn ragten aus dem Dach zwei Gewehre und Helme. Das waren Posten, die zum Dach heraussahen. Wir konnten nicht alle durch die enge Zelthütte kriechen, stiegen nach hinten aus dem Graben und gingen da weiter.

Die Gruppe, die ich ablösen sollte, lag in einem Grabenschlauch, der mit Astwerk und Rasenbatzen eingedeckt war.

„Die müssen erst mal 'raus, ehe wir hineinkönnen," sagte ich meinen Leuten. Ich steckte kniend meinen Kopf in die Höhle: „Wir kommen, euch abzulösen."

Ein Unteroffizier kam herausgekrochen und hielt mir eine lange Rede, was wir alles tun sollten und nicht tun dürften: Nicht laut sprechen! Nicht den Graben verunreinigen; wir müßten's eben halten bis zur Nacht! Vor allem größte Aufmerksamkeit auf den Feind, und der Graben müßte unbedingt bei feindlichem Angriff gehalten werden.

Wozu sind wir denn sonst da? dachte ich ärgerlich. Er erzählte noch immer weiter. Ich hörte gar nicht mehr darauf, konnte mir auch das alles gar nicht auf einmal merken.

„Das ist, glaub ich, alles. — Ach ja, bei Nacht sollen alle wachen, bei Tage nur die Hälfte. Links vor uns liegt auf etwa fünfzig Schritt ein Horchposten."

„Hat die Kompanie Patrouillen vorgemacht?" fragte ich. „Ich meine, ob man den Toten vorn die

Erkennungsmarken und Wertsachen abgenommen hat?"

„Ja, aber ich war nicht vorn. — Haben Sie denn damals den Sturm hier mitgemacht?"

„Ja," sagte ich, äußerlich kalt.

„Unsere Horchposten vorn wollen noch in der letzten Nacht das Schreien der Verwundeten vorn gehört haben. Bei Tage kann man vorn nichts sehen."

Ich fühlte mich aufgewühlt. Der Angriff war zwei Wochen her. Da konnte doch niemand mehr leben. Aber wenn doch?

Die bisherige Gruppe rückte ab. Wir richteten uns in der Erdhütte ein. Es war sehr eng. Dann ging ich wieder ins Freie. Ich wollte vor, um selbst nachzusehen. Aber solange der Mond schien, war daran nicht zu denken.

Unser Zugführer kam und ordnete auch noch alles mögliche an. Ich sagte ihm, daß ich vor wollte.

„Dazu müssen wir aber erst einmal den Kompanieführer fragen."

Ich ärgerte mich wieder.

„Sie wollen eine Patrouille machen?" fragte der Leutnant Eger. Er warnte mich, ja nicht unvorsichtig zu sein und auf den Boden zu achten, daß ich nicht unversehens stolperte und uns verriete. Ich sollte zwei Mann mitnehmen, aber wir sollten nicht zu dicht zusammengehen. Er fand kein Ende und gab mir wohl eine halbe Stunde gute Ratschläge. Ich hatte meinen Plan, vorzugehen, schon gründlich satt. Sind wir Kinder? Ich mache ja nie wieder eine Patrouille — oder heimlich!

Ich kroch aus der Höhle des Leutnants. Draußen

war die Luft frisch, und der Mond stand schon dicht über dem Walde hinter uns.

Ich besprach die Patrouille mit Seidel und noch einem, sagte ihnen aber kein Wort von dem, was der Leutnant gesagt hatte. Unterdessen ging der Mond unter.

Einer unsrer Posten machte: „St!"

„Was gibt's denn?" flüsterte ich.

„Da vorn hat sich was bewegt."

Ich sah scharf in die Richtung und glaubte auch etwas Dunkles wahrzunehmen. Konnten französische Patrouillen vorn sein?

„Schieß drauf, wenn sich's wieder bewegt!" sagte ich.

Das machte mich etwas unruhig. Wir krochen, das Gewehr bereit, sehr vorsichtig aus dem Graben. Das Schwarze wurde deutlicher, aber auffallend dünn. Es war ein Holzpfahl. Daneben waren noch mehrere eingeschlagen und mit einigen Drähten verspannt.

Wir mußten uns halblinks halten, weil wir damals von weiter links her angegriffen hatten. Ich entsann mich der Form einer Baumgruppe, die ich gegen den Himmel gesehen hatte. Die wollte ich zuerst suchen.

Wir traten leise auf. Das Gras war feucht und raschelte nur wenig. Ich hatte den andern gesagt, keine schlenkernden Bewegungen zu machen, weil man die im Dunkeln am leichtesten sieht.

Am Boden etwas. Ich war unsicher: nach der Entfernung konnten es die Horchposten sein.

„Halt, wer da," flüsterte es.

„Patrouille dritte Kompanie." Ich ging zu ihnen

hin: „Sagt denen, die euch ablösen, daß w i r v o r n sind und sie vorsichtig sind mit S c h i e ß e n."

Wir gingen weiter. Den oberen Rand des Waldes sah ich schon deutlicher gegen den Himmel, deshalb duckte ich mich langsam und kroch dann auf allen vieren. Dort schien etwas zu sein. Ich bewegte mich ganz langsam. Das Ding vor mir war zu niedrig für einen Menschen. Ich war auf zwei Schritt heran. Es war auffallend dunkel. Ich griff danach. Es war eine Schlafdecke mit einem Tornister darunter.

Auf einmal roch ich etwas. Der Wind stand von links her. Wir krochen dahin. Umrisse kamen heraus. Es waren zwei oder drei Leichen. Während die beiden sich mit ihnen befaßten, suchte ich mit den Augen nach meiner Baumgruppe. Sie mußte noch weiter links sein. Daher zogen wir uns in dieser Richtung und blieben in der Linie der Gefallenen. Hartmann mußte etwas weiter vorn liegen.

Ich kroch etwas nach vorn und sah einen allein liegen. Das konnte er sein. Aber die Baumumrisse vorn waren nicht die der Nacht. Sollte meine Erinnerung nicht richtig sein?

Ich raunte Seidel zu: „Ich krieche da vor. Zieht ihr euch hier weiter."

Als ich vorkam, war es ein Franzose. Er roch sehr. Sein Rock war aufgerissen. Wahrscheinlich war er schon durchsucht worden. Ich sah mich wieder um. Da lag noch einer. Das war Hartmann. Ich durchsuchte ihm die Taschen. Sie waren leer. Aber sein Brotbeutel und sein Tornister lagen noch da. Ich wälzte ihn auf den Bauch, um beides ab-

machen zu können. Vielleicht war noch etwas Persönliches von ihm darin.

Dann rutschte ich zurück und zog Tornister und Brotbeutel nach.

Wir kehrten zurück. Ich kroch zu Leutnant Eger in seine Höhle. Er hatte geschlafen. Ich gab ihm die abgenommenen Papiere in die Hand.

„Pfui, das stinkt aber!"

Auf einmal einige Granaten nicht weit rechts von uns. Der Wald dort verhinderte uns, etwas zu sehen. Das Feuer wummerte und krachte ununterbrochen. Wir standen und horchten. Es war leicht neblig. Auf einmal, — ich fühlte einen Schauer mir über die Kopfhaut rieseln, — wie ein tierisches Brüllen. Oder hatte ich mich getäuscht? Rasselndes Gewehrfeuer! Einige Kugeln zirpten über uns weg.

„Ich bin verwundet," sagte einer.

„Wo denn?"

Er griff sich an die Brust und zog aus dem Brustbein ein Geschoß heraus, das jedenfalls schon lahm gewesen und daher nicht tiefer eingedrungen war.

Das Gewehrfeuer ließ nach, auch das Artillerieschießen, und es wurde ganz still.

„Was war das?" hörte ich einen murmeln.

Wir krochen in unsre Höhle. Ich lehnte mich an die eine Wand. Die Beine konnte ich nicht ganz ausstrecken, weil einer unten quer vor lag.

„Tritt mich nicht ins Zifferblatt!" sagte einer.

„Wenn du auch dein Zifferblatt an meine Stiefel hältst."

„Meine Nase war bisher noch ganz gut für die Woche."

Gegen Mittag wachte ich voll auf. Vom Ausgang her, vor dem ein Sack hing, drang etwas Tageslicht herein.

In die Lehmwände waren Pflöcke gesteckt, auf denen Brot, Wurst, Zigarren lagen.

„Ihr stinkt aber!" schimpfte Seidel.

„Und bei der Kälte!"

Ich kroch hinaus. Draußen schien die Sonne auf die Wiese. Wir machten unsern Stall auf, um etwas frische Luft hineinkommen zu lassen, wogegen einer Einspruch erhob: „Jetzt beginnt's gerade drin gemütlich zu werden, und da laßt ihr's wieder 'naus!"

Wir frühstückten gemächlich in der Sonne. Dann schrieb ich an Hartmanns Braut.

Am Nachmittag kamen zwei Granaten über uns weggesaust und fuhren in den Bahndamm. Sonst war nichts zu sehen und zu hören. Dann kam der Zugführer und erzählte, heute früh hätten die Schwarzen beim Nachbarregiment angegriffen; jetzt lägen sie wie eine Schützenlinie tot vor unsrer Stellung.

Wir waren drei Tage in Stellung. Dann rückten wir hinter nach Chailly und nach drei Tagen wieder vor in Stellung. Unser Unterstand wurde immer vollkommener mit Bordbrettern für die Feldkessel und Nägeln an der Decke, um die Wurst und das Brot so aufzuhängen, daß die Ratten nicht daran kämen.

Da unser Unterstand den Graben völlig versperrte, bauten wir einen Umgehungsgraben, in dem nun der Verkehr ging. Auch mit dem Bau einer

Latrine wurde begonnen, damit man auch bei Tage austreten könne.

III

Unterdessen war Ersatz eingetroffen. Das waren recht stattliche Landwehrleute, zum großen Teil Unteroffiziere und Gefreite. Da konnte ich natürlich nicht Gruppenführer bleiben.

Der Leutnant Eger ließ uns alle der Größe nach antreten. Dadurch kam Seidel ganz auf den linken Flügel, und ich als Größter kam unter lauter Landwehrleute.

Der Leutnant ließ wegtreten, ohne uns zu sagen, wie es nun mit den Quartieren werden sollte. Die Leute schimpften, weil die auseinandergerissen worden waren, die sich kannten.

Der Feldwebel unsrer Kompanie kam die Straße entlang. Ich gab ihm das Verzeichnis unsrer Gruppe, das er verlangt hatte, und sagte ihm, daß Herr Leutnant uns durcheinandergeschmissen hätte.

„Das geht doch gar nicht!" rief er. „Die Leute der vier ehemaligen Kompanien werden doch in Verpflegung und Löhnung und allem getrennt geführt! Ich kann mir doch nicht aus allen Zügen die Leute jedesmal rauspflücken wie die Himbeeren! Ich gehe sofort zu Herrn Leutnant."

Ich freute mich, daß der Feldwebel dem Leutnant mal die Wahrheit sagte. Aber es nützte nichts. Eine neue Quartiereinteilung wurde befohlen. Ich mußte umziehen zu den bärtigen Landwehrleuten. Die fanden sich schnell in die Verhältnisse im Schützengraben und gaben aufeinander gegenseitig acht, daß die Arbeiten und der Wachtdienst genau

ausgeführt wurden. Das gefiel mir anfangs ganz gut. Aber dann wurden mir die Leute schrecklich langweilig. Sie sprachen immer mit ernsten Mienen von ihren Frauen. Sie waren schon alle etwas im Leben.

IV

Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, hinten wäre neuer Ersatz, viele Offiziere und Kriegsfreiwillige, eingetroffen.

Wir wurden abgelöst und marschierten hinter nach Chailly. Diese Nacht war es recht kühl in unsrer Stube. Zwei Fensterscheiben waren zerbrochen und an ihrer Stelle Pappdeckel notdürftig befestigt.

Am Morgen ging ich Wasser holen, in der angebrochenen Waschschüssel, die uns allen zum Waschen und Rasieren diente. Es war etwas neblig, aber die Sonne schien schon warm.

Ich wusch mich.

„Der Ersatz kommt!" rief einer.

Ich trocknete mich eilig ab und lief hinaus. Vorm Quartier des Regimentskommandeurs standen sie, weithin die Straße entlang angetreten, vor der Front die Offiziere, und der dritte war der Leutnant Fabian. Ich war erregt, ob er mich sehen würde. Er sah blaß aus, sehr ernst und abgemagert.

Der Oberst kam aus dem Hause, schritt die Front ab und ließ den Ersatz einteilen. Dann rückten die Abteilungen auseinander. Fabian kam mit seinen Leuten gerade auf mich zu marschiert.

„Renn!" rief er. „Da trifft man doch noch einen von der alten Bande wieder!" Er streckte mir die Hand hin.

„Bekommen Herr Leutnant unsre Kompanie wieder?"

„Freuen Sie sich denn da?"

„Da freuen sich alle, Herr Leutnant!" rief ich.

Ich lief zu Seidel und erzählte es ihm.

„Kann ich nicht bei eurer Kompanie bleiben?" sagte er traurig.

„Wie meinst du denn das?"

„Nu, jetzt werden doch unsre vier Kompanien wieder getrennt werden und ich kenne doch von meiner eigentlichen Kompanie gar niemand."

„Du! Bitte doch unsern Feldwebel, daß du zu uns kommst, aber schnell; bei der Unordnung der Neueinteilung geht das am ehesten!"

Er rannte fort.

Wir traten vor unserm Quartier an. Unsre Gruppe kam bis auf zwei Mann zu Fabians Kompanie. Dafür bekamen wir einen Kriegsfreiwilligen und Seidel. Der Kriegsfreiwillige war ein feiner Junge, mit dunklem Haar und schwarzen, ängstlichen Augen.

Wir mußten wieder in ein andres Quartier ziehen. Der Kriegsfreiwillige schien nicht daran zu denken, daß man sich einen Platz zum Schlafen suchen müßte, und war sehr erstaunt, als ich ihn darauf aufmerksam machte. Er hieß Kaiser. Was er von Beruf wäre, war ich zu scheu zu fragen. Aber sicher kam er eben erst von der Schule.

Auf einmal kam der Ziesche herein.

„Wo kommst du denn auf einmal her?" fragte ich.

„Nu, ich war doch die ganze Zeit da. Aber du hattest deine Augen wer weiß wo. Ich kann doch

nicht im Gliede das Gewehr abschießen, daß du mich bemerkst!"

Ich sah mir seinen Daumen an. Er hatte nur eine kleine Einkerbung auf der Kuppe.

„Wie weit vor uns wird denn gekämpft?" fragte Kaiser.

„Was?" Ich konnte gar nicht fassen, was er sich vorstellte.

Er wurde verlegen.

„Bist du denn blöde geworden?" sagte Ziesche. „Du mußt doch wissen, wo ihr in Stellung liegt!"

„Ach so! Etwa drei Kilometer vor uns. Da muß man's doch ein Stück vor uns schon s c h i e ß e n hören."

„Ach, Sie denken, da schießt's immerfort? Nein, da gibt's gar nichts zu schießen!" lachte ich.

Er sah mich ungläubig an.

„Wirklich! Sie sehen nichts als eine Wiese vor sich, und die ist hell, wenn die Sonne scheint, und grün, wenn's regnet. Man steht da Posten und fegt den Graben und baut den Unterstand aus. Und am Tage kommen vier Granaten, immer um elf Uhr, und immer auf dieselbe Stelle."

Kaiser schien irgendwie erschreckt. Ich hatte eine böse Lust, es weiter zu treiben.

„Quatsch!" sagte Ziesche und zog mich hinaus.

„Was ist denn in dich gefahren?" sagte er. „Du warst doch sonst ein ganz guter Kerl."

V

Leutnant Fabian war allerdings ein anderer Führer als Eger. Er lief überall umher, sah sich die kleinsten Dinge an und war bald wieder gesund

und dick wie früher. Er trank gern Wein und Schnaps, aber sonst lebte er mit uns sehr einfach.

In einer Nacht brach eine Wand seines Unterstandes auf ihn herunter. Er kroch aus dem Schutt, zog seine Decke heraus und legte sich, ohne jemand etwas zu sagen, in eine Grabennische, die mit einem Wellblech gegen Regen geschützt, nach dem Graben zu aber weit offen war. Als sein Bursche am Morgen den Kaffee brachte, fand er den Unterstand verschüttet und grub mit den Ordonnanzen nach dem Leutnant.

Schließlich fanden sie ihn gemächlich gähnend in seiner Nische.

„Wo sollen wir den neuen Unterstand hinbauen, Herr Leutnant?" fragte die eine Ordonnanz.

„Ich habe doch schon einen," antwortete er faul.

Die Geschichte wurde tagelang immer wieder in der Kompanie erzählt. Den Leuten gefiel sie sehr. Aber sie nahmen doch Fabian zu einfach. Er war ein merkwürdiges Gemisch von Trägheit und Betriebsamkeit. Für ihn mußte immer etwas los sein. Hinten in Chailly war aber nichts los. Da war er dann schwermütig und betrank sich jeden Abend.

Auch ich liebte die Tage in Ruhe nicht. Die Quartiere waren eng und zugig. Ueberall lagen Tornister und Stiefel herum. An unserm kleinen Tisch wuschen sie sich und aßen und spielten Karten. Hätte ich etwas lesen wollen, ich hätte mich auf mein Lager am Boden setzen müssen. Ich hatte aber auch nichts zu lesen. Ziesche und Seidel waren stumpfsinnig. Mit Kaiser hatte ich längst nichts mehr zu sprechen. Er wollte Theologe werden.

Aber wenn ich ihn darüber etwas fragte, sagte er immer: „Das weiß ich noch nicht."

An Gott dachte ich nicht. Höchstens sagte ich mir: vielleicht gibt es ihn. Aber was wissen wir davon?

Oefters war Gottesdienst in der Kirche von Chailly. Der Pfarrer predigte immer schwach. Er hatte drei oder vier Fragen, die er immer wieder aufstellte. Ich konnte sie alle nicht recht leiden. Aber bei einer geriet ich immer in Wut. Warum hat Gott den Krieg zugelassen? Einmal hörte ich genau darauf, wie er die Frage lösen würde. Aber auf einmal war es zu Ende, und ich hatte keine Antwort gehört, nur Worte.

Wenn ich aus der Kirche kam, brauchte ich ein paar Stunden, um meine Erbitterung wieder loszuwerden. Seidel gegenüber schimpfte ich rücksichtslos. Er versuchte mich dann zu beruhigen.

„Du glaubst doch selbst an nichts!" schrie ich.

„Das weiß ich nicht."

„Weshalb wird man gezwungen zuzuhören? Wenn sie weiter nichts zu sagen haben, als dumme Fragen zu stellen!"

Kaiser suchte ich diese Stimmungen zu verbergen, weil der daran hing und, wie ich fühlte, ehrlich.

Unterdessen ging das Leben sehr alltäglich weiter, mit Stiefelputzen, Schanzen und Postenstehen. Wenn man wenigstens einen Menschen hätte, mit dem man sprechen könnte!

VI

Nach ein paar Frösten war es wieder warm geworden. Die Sonne beschien die eine Kreidewand

des Grabens. Ich hatte mich in die Sonne gesetzt und rasierte mich mit Kaffee, — denn Wasser hatten wir nicht im Graben.

Ein Stück weiter, an einer Schulterwehr röstete Seidel über einem kleinen Feuer Brotscheiben, die er auf ein Seitengewehr gespießt hatte. Er tat das immer vor Sonnenuntergang, weil da nie Vorgesetzte kamen, höchstens unser Zugführer, und bei dem war immer das größte Feuer, und daher sagte er nichts.

„Was war denn in deinem Paket?" fragte Seidel.

„Zigarren und eine Wurst."

„Kriege ich auch was?"

Eine Zugordonnanz kam gelaufen: „Alles soll sich fertig machen! Die Gruppenführer zu Herrn Feldwebel!"

„Was gibt's denn?"

„Weiß nicht!"

„Vielleicht ist der Krieg alle?" lachte Seidel.

Ich antwortete nicht und trocknete mir das Gesicht ab.

Unser Gruppenführer kam vom Zugführer zurück. Er sah uns nicht an: „Wir sollen diese Nacht die Dreieckschanze nehmen. Mit Einbruch der Dunkelheit werden wir hier durch eine vorgezogene Kompanie abgelöst werden. — Renn, Sie gehen zum Kompanieführerunterstand, Verbandpäckchen zu empfangen!"

Vor den Unterständen rollten sie das Sturmgepäck.

Wo mochte die Dreieckschanze liegen?

Leutnant Fabian stand vor seinem Unterstand und besprach etwas mit seinen Telephonisten.

„Ist drüben auch ein Sanitätsunterstand, Herr Leutnant?" fragte der Sanitätsunteroffizier.

„Das müssen wird dort sehen. — Haben Sie dem Bataillon die Sache mit den Küchen gemeldet, Esche?"

„Jawohl, Herr Leutnant. Das Bataillon will die Küchen in Chailly zurückhalten und ihnen telephonieren, wohin sie vorkommen sollen."

„Sind die Verbandpäckchenempfänger da?" rief der Sanitätsunteroffizier.

„Hier erste Gruppe erster Zug!" rief ich.

„Wieviel Mann seid ihr?"

„Neun Mann, Herr Unteroffizier!"

„Hier nimm die eisernen Portionen für euren Zug mit!" fuhr Esche dazwischen.

„Ich habe doch nichts zum Tragen mit."

„Es war euch aber gesagt worden, ihr solltet Zeltbahnen mitbringen!"

Sie drängten und schrien durcheinander und um mich herum.

Ich ging zurück. Die Dämmerung schlich in die Grabenwinkel. Eine Ratte huschte oben die Schuttaufwürfe entlang.

Nach einer Stunde kam die Kompanie von hinten und besetzte unsre Stellung. Wir rückten nach rechts ab. Wir schoben uns, einer hinter dem andern, im Graben entlang. An einer Stelle blinkte aus einem Unterstand links ein rötliches Licht. Dann war es schwarz, kaum mehr die Grabenränder gegen den Himmel zu sehen.

Dann stiegen wir nach vorn aus dem Graben. Es

ging über einen Acker mit Rüben, auf denen man mit den Zwecken an den Stiefeln rutschte. Es stank auf einmal. Links lagen zwei tote Ochsen, die übergroß aussahen. Vielleicht waren sie sehr aufgetrieben.

Ein Gewehrschuß aus unsrer rechten Flanke, gar nicht weit, der seltsam lang hinhallte.

Wir schwenkten nach links und zogen uns dann in großem Bogen nach rechts. Auf einmal hörte ich Stimmen, aber wie aus der Erde herauf. Ich sah scharf hin und gewahrte rechts etwas Weißes, Breites. Das war ein Kreidesteinbruch, in den wir hinabbogen. Man lief hin und her. Elektrische Lampen blitzten auf.

„Wo soll das Schanzzeug hingelegt werden?"

„Wo ist der Sanitätsunterstand?"

„Seid doch still! Wir sind nur zweihundert Meter von den Franzosen! Macht eure Taschenlampen aus!" flüsterte einer.

Unser Zugführer kam dicht zu mir heran. Was will der?

„Sie sollen zu Herrn Leutnant kommen. Er ist dort oben." Er deutete nach dem Steinbruchsrand.

Ich drängte mich durch die Leute. Hier war eine Bude an die Felswand gebaut. Daneben führten Stufen zu einem schmalen Absatz, auf dem mehrere Offiziere standen.

„Gefreiter Renn zur Stelle!" meldete ich leise.

„Sie sind heute meine dritte Ordonnanz. Gehen Sie zu den Zügen! Sie sollen sich dicht hier an diese Wand legen!"

Im Steinbruch war es stiller geworden.

Als ich wieder zu Fabian kam, stand der Major,

unser Bataillonskommandeur, neben ihm und gab leise Anweisungen: „— — — Und wenn die Sturmzüge der drei andern Kompanien die Schanze genommen haben, ziehe ich Ihre Kompanie vor. Es muß dann sofort eine neue Feuerlinie gegen die Franzosen eingerichtet werden. Dazu liegen hier im Steinbruch Stahlblenden. Dann muß auch die Schanze mit unserm Grabensystem verbunden werden."

Er flüsterte das alles im harten Ton kühler Ueberlegung. Ich hatte so noch nicht befehlen hören. Aber so ist es richtig.

Vor uns war nichts zu sehen als eine leicht ansteigende Wiese.

„Jetzt ist es Zeit," flüsterte der Major.

Mich überrieselte es.

Links hörte ich leises Klirren von Schanzzeug. Da gingen sie vor.

Weit hinten: Wamm! Ein Abschuß. Das Geschoß kam langsam am Himmel herauf.

Pamm Pamm Pamm Pamm! rasend schnell dicht über uns weg und schlug Ramm worr Ramm Ramm! vorn ein.

Die schwere Granate wölbte slslsl herunter, immer schärfer. Pra-ramm! schlug sie ein.

Hinten dumpfe Abschüsse. Es bumste, heulte und zischte ganz wild von den verschiedensten Stellen und schütterte vorn unregelmäßig in den Boden.

Keine Abschüsse mehr. Was kam jetzt?

Die letzten Granaten schlugen ein.

„Schlecht gemacht von der Artillerie!" knurrte

der Major. „Sie sollte ohne Pause weiter hinter schießen."

Vorn ein Gewehrschuß, zwei, drei. Dann prasselte es und pfiff. Ich duckte mich. Aber der Major stand unbeweglich. Ich richtete mich auf.

Die Kugeln zischten um uns. Sehr vereinzelte Granaten kamen. Ich starrte in die Dunkelheit.

Wenn der erste Sturm mißlang, kamen wir dann dran?

Von vorn kamen welche gerannt. „Hilfe, Sanitäter!"

„Wie steht's vorn?" fragte der Major kalt.

„Ach, die liegen da! Das Schanzzeug klapperte. Da gingen drüben ein paar Schüsse los, und sie schmissen sich hin und schossen wieder!"

Der Major bewegte wie kauend den Mund. Es pfiff und knallte. „Ich muß ein paar Leute haben, die vorgehen!"

Von vorn kamen wieder welche: „Sanitäter!"

Fabian rief in den Steinbruch: „Wer will freiwillig eine Patrouille machen?"

„Hier!" schrie es aufgeregt. Das war Kaiser. Er kam die Stufen heraufgerannt mit einem andern Kriegsfreiwilligen.

Eine frische Stimme rief von links: „Sanitäter!"

„Hierher!" riefen einige aus dem Steinbruch.

„Kommt vor mit Tragen!" rief er.

„Von welcher Kompanie sind Sie?" fragte der Major.

Der Mann kam dicht heran und stand auf einmal stramm. Er war klein und schon älter. „Vierte, Herr Major!"

„Wie steht's bei Ihnen?"

„Starke Verluste! Wir sind nicht herangekommen!"

Es knatterte von Schüssen.

„Gut, gehen Sie! — Die Kriegsfreiwilligen! Sie gehen vor, in dieser Richtung! Ich möchte wissen, was die zweite Kompanie erreicht hat!"

Sie kletterten hinaus und rannten in die Dunkelheit. Mir war sehr bange um sie.

„Herr Major!" rief es aus dem Steinbruch. „Herr Oberst möchte Meldung haben, ob der Sturm gelungen ist."

„Wozu immer das Fragen! Ich werde melden, wenn es Zeit ist!"

Es war etwas heller geworden. Aber man sah noch nichts Genaueres. Das Gewehrknattern der Schüsse hielt an. Ich wunderte mich: es störte mich nicht mehr.

Von vorn kamen zwei gerannt und stellten sich vor den Major oben hin: „Wir haben die zweite Kompanie nicht getroffen, Herr Major!" meldete Kaiser ganz außer Atem.

„Kommen Sie hier herunter! Es ist unvernünftig, sich nutzlos dem Feuer auszusetzen!"

Sie kletterten unbeholfen auf den Absatz. Da baute sich Kaiser wieder auf: „Die erste Kompanie hat zuerst Feuer bekommen. Herr Leutnant Albert soll tot sein."

Von rechts kam einer: „Meldung der zweiten Kompanie: Die Kompanie lief ins Feuer der v i e r t e n hinein und hat sich auf ihren Ausgangspunkt zurückgezogen."

„Die Kompanie soll dort weitere Befehle abwarten! — Der Sturm ist mißlungen!" wandte er

sich bitter an Fabian. „Wenn der Brigadekommandeur noch einen Angriff wünscht, mag er ein andres Bataillon nehmen! — Wenn wir lauter solche Leute hätten wie diese Kriegsfreiwilligen, dann wären wir jetzt in der Schanze!"

Wir stiegen in den Steinbruch. Verwundete wurden auf Tragen gebracht. In der Holzbude verbanden sie. Ein Arzt kam heraus und ein Sanitätsunteroffizier mit einer Laterne. Sie beleuchteten einen, der tintenfaßgroße Durchschüsse in den Beinen hatte.

„Ist das nicht eine Granatverwundung?" fragte Fabian. „Ich habe es doch aber gar nicht mit Granaten schießen hören."

„Nein, das ist von einem Dumdumgeschoß."

„Damit schießen also die Franzosen wirklich?"

„Sie sehen es. Es ist eine Bestialität!" sagte der Arzt und ging unwillig weiter. Der mit den Durchschüssen war schon tot.

Am Boden lagen Spaten, blutige Röcke, Fetzen von Hemden, Brotbeutel, Gewehre.

Das Schießen hatte aufgehört. Wir rückten nach unsrer Stellung zurück. Kaiser hielt sich dicht zu mir, sagte aber kein Wort.

Langsam kam die Dämmerung. Kaiser sah blaß und schmutzig aus. Aber seine Augen waren sonderbar hell.

VII

Die Kompanie war auf der Straße in Chailly angetreten.

„Stillgestanden!" kommandierte der Feldwebel.

Fabian kam und stellte sich vor die Front. Er hatte ein Papier in der Hand.

„Im Namen Seiner Majestät des Kaisers hat der Kommandierende General das Eiserne Kreuz zweiter Klasse folgenden verliehen: Vizefeldwebel Heller, Gefreiten Renn, Ziesche, Marx, Seidel. — Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück dazu! — Rührt euch!"

Er kam zu mir, machte ein kleines, blaues Paket auf und zog mir das schwarzweiße Band mit dem Kreuz daran ins zweite Knopfloch. „Sie müssen's noch mit einer Nadel feststecken. — Freuen Sie sich?" Er gab mir die Hand.

Ich wurde verlegen, weil alle nach mir sahen.

Das Kreuz trug ich den ganzen Tag lang. Die Sonne schien auf die verschlammte Straße. Jeder, der mir begegnete, schien mich anzusehen. Ich kam nicht aus dem Gefühl heraus, rot zu werden.

Offen wagte ich nicht, mir das Kreuz genauer anzusehen. Deshalb ging ich am Nachmittag aus dem Ort hinaus. Der blitzende silberne Rand gefiel mir sehr. Gern hätte ich einen Spiegel dagehabt.

Am Abend verpackte ich das Kreuz, daß es nicht blind würde, und ließ nur das Band in meinem Knopfloch.

VIII

Ich schlenderte als Gefreiter vom Grabendienst zwischen den hartgefrorenen Kreidewänden. Auf seinem Auftritt stampfte ein Alarmposten mit hochgeschlagenem Mantelkragen. Ein Stück weiter schwenkte einer vor einem Unterstand ein Kochgeschirr, durch dessen hineingestoßene Löcher

glühende Holzkohle sah. Dann ging er hinein und hängte den Wärmebehälter an die Decke. Drin frühstückten sie.

Ich bog in den Latrinengang. Ziesche saß vornübergebeugt auf der Stange und las die Zeitung.

„Du," sagte er, „wir bauen 'nen Turm." Er deutete in die Grube. „Du mußt auch helfen. Aber gut zielen, daß es richtig drauf fällt und oben anfriert. Die zweite Gruppe hat schon einen höheren Turm als wir. Wir werden uns doch nicht lumpen lassen!"

Ich ging wieder in den Hauptgang und dann den nächsten Graben vor nach der vorderen Stellung, die neu angelegt war und daher ordentlicher aussah. Dort standen nur wenige Posten.

Ein Papier lag am Boden. Ich hob es auf und warf es aus dem Graben.

Seidel stand auf einem Auftritt, das Gewehr neben sich, und sah aufmerksam auf das Armauflagebrett vor sich. In der rechten Hand hatte er einen Strohhalm und berührte damit ab und zu etwas, das auf dem Brett sein mußte. Ich näherte mich ihm langsam.

„Was machst du eigentlich da?"

Er fuhr zusammen. Dann lachte er: „Komm mal 'rauf!"

Neben ihm lag seine Uhr.

„Ich habe da 'ne dicke Laus gefangen und will sehen, wie weit die in zehn Minuten kommt. Aber das Luder will nicht geradeaus laufen. Da muß ich sie immer wieder in die alte Richtung bringen."

An der nächsten Grabengabel war einer be-

schäftigt, ein Holzschild anzubringen mit der Aufschrift:

RECHTE GRENZE R 2b

S—Rams! eine Granate.

Ich stieg auf einen Auftritt. Links verflog eine braune Wolke. Es mußte bei unserm zweiten Zug gewesen sein.

Ich ging hinter nach der Hauptstellung. Dort kam der Sanitätsunteroffizier gerannt, hinter ihm zwei Krankenträger.

„Was gibt's?"

„Einer beim zweiten Zug ist verwundet."

Ich sah ihnen nach. Wie schnell die zur Hand waren!

Unser Oberst kam den Graben entlang, hinter ihm der Bataillonskommandeur, der Leutnant Fabian und der Bataillonsadjutant.

Ich meldete mich: „Als Gefreiter vom Grabendienst, erster Zug, dritte Kompanie!"

„Haben Sie keine Signalpfeife?"

Ich zog sie aus der Manteltasche.

„Die Diensthabenden sollen die Pfeife offen herunterhängend tragen!" sagte der Oberst zu Fabian.

Der legte die Hand an die Mütze: „Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Ich vermisse die Grabenbezeichnung in Ihrem Abschnitt!" sagte der Oberst. „Wo geht zum Beispiel dieser Gang hin?"

„Zur Latrine des ersten Zugs, Herr Oberst!"

„Haben Sie dort Chlorkalk zum Desinfizieren?"

Fabian sah mich fragend an.

Ich nickte mit den Augenlidern.

„Jawohl, Herr Oberst," sagte Fabian und lächelte heimlich etwas.

IX

Der Winter verging. Ich machte ein paar Patrouillen und brachte Stücke des französischen Drahtverhaus als Beute zurück. Ein paarmal gab es Schießereien. Ich verwaltete die Bücherei. Im übrigen fühlte ich mich leer und betrank mich oft.

Ziesche und Seidel spielten Karten. Ich konnte es auch, hatte aber gar kein Verständnis dafür, wie man das Spiel ernst nehmen könnte. Deshalb wollte auch niemand mit mir spielen, was mich übrigens nicht kränkte.

Kaiser zog sich auch immer mehr von den anderen zurück. Er litt unter den Nichtigkeiten des Schützengrabenkrieges. Ich verstand sehr wohl, daß er mit Begeisterung ins Feld gegangen und daß es für ihn eine qualvolle Anstrengung war, sich die Begeisterung zu erhalten, wenn er mit seinen schwachen Armen Eisenbahnschienen zum Unterstandsbau tragen und nun schon Monate hindurch an einer Stelle Posten stehen mußte, wo er nicht einmal die französischen Gräben sah. Aber ich konnte ihm nicht helfen. Wenn ich einmal kriegsbegeistert gewesen war, wie nach dem Uebergang über die Maas, war meine Begeisterung schnell abgestanden, und ich hatte mich nach anderen Gefühlen gesehnt. —

Eines Tages wurden wir gegen Typhus geimpft. Wir bekamen eine Flüssigkeit unter die Haut gespritzt. Die Krankenträger hatten uns gesagt, daß

wir gegen Abend Fieber bekommen würden. Mir wurde sehr unwohl. In der Nacht wurde ich von allerhand unheimlichen Vorstellungen gejagt, die ich nicht recht sehen konnte.

Ich wachte auf. Es war Tag. Das Stroh knisterte. Einer stöhnte.

„Du," sagte Seidel, „ich habe solchen Durst."

Ich stand auf. Die Stelle, wo ich gestern die Spritze bekommen hatte, schmerzte etwas. Sonst fühlte ich mich ziemlich frei.

Seidel lag da und sah um die Augen verquollen und alt aus. Ich fühlte seine Stirn. Sie war heiß. Er hatte große Angst. Das sah ich seinen Augen an, die mich immer suchten.

Diesen Tag war es in unsrer Kompanie wie in einem Lazarett. Aber am nächsten Morgen waren wir auf einmal alle vergnügt. Die Sonne schien draußen. Blumen blühten. Seidel erzählte mir lachend, er hätte gedacht, er stürbe.

Eines Nachmittags saß ich bei offenem Fenster in meiner Bücherstube. Draußen hörte ich ein paar Worte, die ich nicht verstand, aber von einem Klang, daß ich aufmerksam wurde.

Ich sah Kahle, einen älteren verheirateten Mann unsrer Kompanie, in Bettlerhaltung vor dem Pfarrer, der mit der Gartenschaufel in der Hand vor ihm ausriß. Was war denn da geschehen?

Kahle kam langsam nach der Haustür geschlichen.

Es klopfte.

„Herein!"

Er kam gebückt durch die Tür — er war sehr

lang und hager — und kam mit einem alten Lächeln zu mir herüber und faßte mich um den Hals.

Ich schob seinen Arm zurück: „Willst du ein Buch haben?"

„Nein," er lächelte mich verliebt an, „dich!" Dazu drückte er seinen Bauch vor.

„Entweder such dir ein Buch aus oder geh 'naus!"

Seine krummen Knie zitterten.

„Geh hinaus und überleg dir draußen, was du willst!"

Er blieb unschlüssig stehen.

Ich nahm meine Bücherliste, als hätte ich da etwas aufzuschreiben.

Er ging gebeugt zur Tür. Dort blieb er stehen und sah mich sehnsüchtig an.

Ich blätterte.

Er kam wieder heran.

„Was willst du noch?"

„Du —" lächelte er mutlos.

„Geh!" sagte ich hart.

Er schlich hinaus. Ich hörte, daß er vor der Tür stehen blieb. Dann ging er langsam fort. —

Die Tür wurde aufgerissen, und Seidel kam herein: „Du, hast du schon gehört, der Kahle hat den Feldwebel Lau überfallen?"

„Wann? Und wie denn überfallen?"

„Heute früh. Der Feldwebel saß und schrieb. Auf einmal packt ihn einer von hinten und will ihn küssen."

„Und was hat der Feldwebel gemacht?"

„Nu, wie der ist: er ist aufgesprungen und hat gelacht. — Er hat's Fabian gemeldet, daß sie Kahle

fortbringen, ich glaube in ein Nervenkrankenlazarett."

Ich sah durchs Fenster den Pfarrer aus dem Garten kommen, zaghaft, ob der Feind noch da wäre.

X

Anfang Juni wurde unser Bataillon aus der Front gezogen, und wir marschierten etwa dreißig Kilometer hinter in die Etappe, um wieder gerade zu werden. Wir hatten uns alle das Krummgehen angewöhnt, durch das dauernde Bücken in den niedrigen Unterständen und im Graben, wo hier ein Balken darüberlag, dort Telephondrähte hingen.

Das ungewohnte Marschieren in der Hitze mit vollem Gepäck strengte uns sehr an. Man war durch das Nachtleben und Wohnen in dunklen und feuchten Unterständen wie ausgenommen.

Wir kamen in ein Dorf, das sich mit einer steilen, breiten Straße aus einem grünen Tal hinaufzog. Oben quer vor lag ein größeres, graues Haus, das Schloß.

Unsre Gruppe kam rechts in ein breites, niedriges Haus, zu dessen Tür ein paar Stufen hinaufführten. Drin kam uns ein alter Herr mit sorgsam gescheiteltem weißen Haar entgegen und lud uns mit einer Handbewegung ein, hinter in den Hof zu kommen, der mit breiten Steinen bepflastert war. Links an der Mauer stand eine lange Bank mit einem Tisch und Stühlen. Er deutete darauf und führte uns weiter in einen geräumigen Pferdestall mit eisernen Raufen und Krippen und Schlagbäumen zwischen den Ständen. Rechts war eine Box. Da sollten wir schlafen.

„Wenn Kahle hier wäre," sagte Seidel, „dann müßte er dahinein, damit er uns nicht nachts überfallen könnte."

Wir aßen an dem Tisch zu Abend. Im hinteren Teil des Hofs war ein Garten mit Trauerweiden, Sträuchern und Blumen und einer großen Laube.

Wir erfuhren, daß der alte Herr der Vater des Schloßbesitzers war, und daß er in seinen jungen Jahren Rennen geritten hatte. Von der Straße sah das Haus aus wie die Bauernhäuser auch.

In den nächsten Tagen exerzierten wir und machten Gefechtsübungen. Ich fühlte mich gesund. Der Leutnant lachte schon am frühen Morgen, wenn er zum Dienst kam. Auch die Zug- und Gruppenführer waren vergnügt, und die Heiterkeit teilte sich der ganzen Kompanie mit. Dabei wurde stramm exerziert, und bei den Gefechtsübungen waren alle bei der Sache, vielleicht weil Fabian selbst dabei Gefechtsformen ausprobierte und dann die Vorzüge und Nachteile eines Angriffsverfahrens vor allen besprach. —

An einem klaren, warmen Abend ging ich mit Seidel spazieren. Im Unterdorf trafen wir den Vizefeldwebel Lauenstein und zwei Unteroffiziere. Wir gingen mit ihnen im Grund an kleinen, eingezäunten Gärten entlang. Die Sonne ging unter. Dann wurden die Weiden und Pappeln und alle Dinge durchsichtig.

Lauenstein redete ununterbrochen. Ich hörte nur halb zu.

„Dort," unterbrach ihn der eine Unteroffizier, „liegt ein Haus, da sind zwei hübsche Mädchen drin.

Der Ortskommandant hat die Fenster vergittern lassen, damit niemand zu ihnen geht."

„Die muß ich sehen!" rief Lauenstein.

Das Haus war niedrig und sah düster aus. Wir gingen durch den Garten, in dem wenige, ungepflegte Blumen standen, und klopften.

Niemand regte sich. Unterdessen ging Seidel um das Haus. Lauenstein klopfte wieder.

„Hierher!" rief Seidel leise um die Ecke.

An der Rückwand des Hauses war ein Fenster hinter dem Maschendraht offen. Der eine Unteroffizier riß den Draht an einer Ecke ab, und wir krochen einer hinter dem andern hinein.

Eine Tür öffnete sich links. Mit einem Licht kam ein alter Mann heraus, murmelte etwas und verschwand wieder. Einer machte rechts eine Tür auf. Drin brannte auf einer Kommode ein Licht. Rechts standen einander gegenüber zwei Betten, und darin lagen zwei.

„Bon jour," sagte einer. Die beiden sahen uns stumm an. Die Unteroffiziere gingen zu ihnen, gaben ihnen die Hand und setzten sich auf den Bettrand. Wir setzten uns an der Kommode auf Stühle. Die links begann gelangweilt ein Gespräch. So viel verstand ich, daß sie eigentlich in Nancy wohnten und vom Krieg hier bei Verwandten überrascht worden waren.

Der links hatte sie umfaßt und drückte ihr den Busen. Der rechts flüsterte.

„Hier gefällt mir's!" wendete sich Lauenstein an mich. „Da sieht man auch was!"

Da fing ein Kind im Bette rechts an zu schreien. Das mußte unter der Bettdecke stecken.

Seidel stand auf und ging nach der Tür. Lauenstein und ich folgten. Wir krochen wieder durch den Draht hinaus.

„Da lernt man doch mal Französisch!" rief Lauenstein. „Hier gehen wir jeden Abend her, den einen Tag ich mit Renn, den nächsten die andern!"

„Und Seidel darf zusehen!" lachte ich.

„Nu, es hat doch nicht jeder immer Lust. Da geht er eben dann."

Seidel ging stumm vor uns her. An den ersten Häusern des Orts verabschiedete sich Lauenstein.

Kaum war er in seinem Haus verschwunden, da platzte Seidel los: „So ein Schwein! Ich werde mir doch nicht befehlen lassen, wenn ich zu 'nem Mädel gehen soll! So weit geht die Dienstgewalt nicht!" Er schimpfte immer weiter.

Ich lachte und konnte mich nicht halten. Das machte Seidel noch wütender, und seine Wut machte mich immer mehr lachen. Schließlich waren wir beide erschöpft.

— — — — — — — — — —

In unserm Hause spielte jemand Klavier. Die Landwehrleute saßen am Tisch auf dem gepflasterten Hof.

Wir setzten uns. Der Mond kam über ein Dach und versilberte die Blätter der Trauerweiden. Die Landwehrleute sahen träumerisch hinüber. Ich betrachtete sie der Reihe nach. Der eine hatte einen Hängebart unter Falten, die von der Nase herabgingen. Der andere hatte ein rotes, rundes Gesicht mit kleinen, wäßrigen Augen. Die konnten wehmütig sein, und sonst sprachen sie nur vom Essen!

Akkorde kamen aus dem Zimmer und vertönten in den fernen Himmel, der doch viel grenzenloser war als diese Musik.

Ich sah den Mond und die Blätter der Weiden und die Blumen, deren Farben bleich ausgelöscht waren. Die Natur ist nicht gefühlvoll, auch nicht, wenn man gefühlvoll ist. Sie ist ganz kalt und hart, und das ist so schön an ihr. Das ist auch schön an den Leuten da, daß sie bei ihrer Wehmut so häßlich sind.

Die Zeit in der Etappe ging ihrem Ende entgegen.

Wir standen auf einer Wiesenhöhe bereit zur Besichtigung. Auf der Straße kamen Offiziere geritten. Das Auto des Kommandierenden kam angesurrt. Er stieg aus und aufs Pferd.

Zuerst sollte die Kompanie des Leutnants Eger besichtigt werden. Er saß auf einem dicken Apfelschimmel und versuchte, ihn vor die Mitte seiner Kompanie zu bringen. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Wir wußten, er konnte nicht reiten.

Unser Bataillonskommandeur gab ihm seinen Gefechtsauftrag. Er sollte in der Richtung halblinks vorgehen und den Gegner, der im Anmarsch gemeldet wäre, aufhalten.

Er setzte seine Kompanie nach halblinks an einem Waldrand entlang in Marsch und ritt selbst rechts davon vor. Auf einmal fiel sein Pferd in Galopp und lief immer schneller quer über die Fläche. Dort war ein kleiner Esel an einen Pfahl gebunden. Der Esel erschrak und lief um den Pfahl herum, der dicke Apfelschimmel mit Leutnant Eger darauf immer hinterdrein.

Die Offiziere auf ihren Pferden lachten, nur

unser Major nicht. Der sah völlig starr hinüber. Die Pferdehalter — es waren lauter kleine Husaren — sprangen wie die Teufelchen umher vor Freude. Ein Offizier setzte sich über die Wiese in Galopp, Eger und den Esel von dem Apfelschimmel zu befreien.

Das Gefecht wurde abgebrochen. Bei den übrigen Besichtigungen schien der Kommandierende General zwischen Lachen und Aerger zu stehen. Von unsrer Kompanie verlangte er eine Vorinstruktion durch Leutnant Fabian über Schießlehre, worauf wir gar nicht vorbereitet waren. Aber Fabian fragte so geschickt und bekam so flinke Antworten, daß wir alle Mut gewannen.

„Ich habe mich gefreut," sagte der Kommandierende, „so gute Haltungen und ein so frisches, gerades Wesen bei der dritten Kompanie gesehen zu haben. Ich spreche vor allem dem Führer meine Anerkennung aus, daß er sich so schnell in eine unerwartete Aufgabe hineinfand."

Wir waren stolz über das Lob und unsern Leutnant und verachteten die vierte Kompanie wegen ihres Führers Leutnant Eger.

Am übernächsten Tage marschierten wir wieder vor und gleich in unsre alte Stellung.

XI

Während wir hinten exerziert hatten, waren wieder neue Bücher angekommen. Darunter war eine Geschichte der Philosophie. Ich ärgerte mich, daß sie uns solche Sachen ins Feld schickten, freute mich aber zugleich, weil ich mir immer so etwas gewünscht hatte, und ich las.

Da war von der Zahl die Rede. Aber wie soll man sich nur das vorstellen? Wie kann denn die Zahl der Urstoff sein, aus dem man schließlich Häuser und Gedanken baut?

Ich wühlte in mir und mühte mich. Ich ergriff auch einen Sinn an manchen philosophischen Sätzen. Aber es war nicht der richtige, den ich suchte.

Ich las rauchend und brütend.

Daneben schrieb ich. Schon zum drittenmal beschrieb ich das Gefecht von Lugny. Wenn ich vom Schreiben aufstand, fror ich und war steif, aber dann war auch eine Heiterkeit in mir, die alles hell machte, was ich sah. Dagegen sah ich, wenn ich von der Philosophie aufstand, alles grau und grämlich.

An den Schriftstellern fiel mir auf, wie willkürlich sie die Worte setzten, obwohl es doch eine ganz klare Notwendigkeit gab, wie man die Worte setzen muß, daß nämlich die Worte immer in der Reihenfolge stehen, wie sie der Leser erleben soll, zum Beispiel nicht: eine grüne, über mehrere Kuppen ansteigende Wiese; denn zuerst muß man doch wissen, daß es eine Wiese ist, und daher muß das Wort vorn im Satze stehen. Um mir über das Wichtige klar zu werden, stellte ich mir stets das ganze Bild mit allen Einzelheiten vor, mit Beleuchtung, jedem Geräusch und jeder seelischen Regung. Dann schrieb ich erst und ließ alles weg, was nicht unbedingt notwendig war. Aber dieses Schema nützte für die Darstellung der wichtigsten Dinge gar nichts. Dafür fehlten mir stets die Worte. Ich versuchte, ungewöhnliche Worte zu gebrauchen. Es nützte nichts. Das beschäftigte mich dann den ganzen Tag.

Am Abend, wenn ich auf dem Stroh lag, kam mir dann wohl ein Gedanke. Aber wenn ich ihn am Morgen nüchtern prüfte, warf ich ihn wieder weg. Was fehlte, war immer im Grunde dasselbe, und doch wußte ich nicht, was es war. Gewiß, dachte ich, fehlt es mir nur an irgendeiner Erkenntnis. Und ich suchte weiter in der Philosophiegeschichte. Nach zwei Monaten hatte ich das Buch durchgequetscht und stand eines Nachmittags von der letzten Seite auf, mit nichts. Jeder Philosoph sagt etwas anderes, und darunter die neuesten recht gleichgültige Dinge. Eine Weltanschauung gibt es eben nicht, weil es viele gibt und alle weder falsch noch wahr sind. Ich gab die Hoffnung auf, weiterzukommen.

XII

Ich war zehn Tage nach der Heimat beurlaubt. Der Feldwebel händigte mir den Urlaubsschein aus. Ich packte meine Schilderung des Vormarsches in einen großen Bogen Papier, um sie meiner Mutter zur Aufbewahrung zu geben. Bis zur Marneschlacht hatte ich geschrieben. Das Weitere schien mir zur Darstellung nicht geeignet zu sein.

Am nächsten Morgen, unausgeschlafen, marschierte ich die baumlose Straße im Dunkeln nach dem kleinen Bahnhof.

Der Zug fuhr ab.

Langsam kam das Tageslicht.

Merkwürdig, daß ich so genau jetzt mit allem fertig geworden bin, mit dem Vormarsch und mit der Geschichte der Philosophie. Ich stand nun frei für alles, aber wofür? Was gibt es denn noch?

Meine Mutter kam mir aus dem Hause entgegen-

gelaufen, umarmte und küßte mich. Wenn sie wüßte, wie es in mir aussieht, daß ich an nichts mehr glaube, sie würde mich nicht küssen!

Ich sagte nichts, küßte sie auch nicht wieder, sondern ging verlegen mit ihr ins Haus.

Meine Schwägerin stand in der Stube und gab mir die Hand. Sie sah sofort das Band des Eisernen Kreuzes in meinem Knopfloch.

„Junge, wir haben Kaffee da. Du willst doch welchen?"

„Ich möchte mich erst mal waschen."

Sie führte mich in die eine der beiden Stuben oben, die sonst immer verschlossen waren. Da war für mich ein Bett gemacht. Es roch etwas unbewohnt. Die Möbel waren gut gehalten, aber leblos vom wenigen Gebrauch.

„Mach dir's hier bequem! Wenn du runterkommst, ist alles fertig."

Sie ging hinaus. Ich zog mir den Rock aus. Jetzt wohnte ich im Ehrenzimmer. Ich galt etwas in der Familie.

Auf dem Tisch mit der Plüschdecke lag ein Photographiealbum. Ich schlug es auf. Da war mein Großvater, dick und mit einem stolzen Gesicht voller Falten. Und dort mein Vater als ganz junger Mann. Er saß nachlässig auf einem Stuhl, und mit so treuherzigen Augen! Es mußte damals etwas an ihm gewesen sein, was ich an ihm nicht mehr gekannt hatte. Vielleicht hat er auch hochfahrende Gedanken gehabt wie ich und hat es eines Tages gefunden, daß wir nicht weiterkommen können!

Als ich hinunterkam, waren die Kinder da, drei Mädchen und ein Junge. Meine älteste Nichte war

schon fünfzehn Jahre alt und tat zugleich nah verwandt und unnahbar. Die kleineren waren einfacher und sahen mich immerfort an.

„Nu, erzähl mal!" sagte meine Mutter.

Was erzählen? Ich hatte ein Grauen davor. Aber dann kam ich doch ins Reden, und so, daß ich gar nicht wieder aufhörte.

In den nächsten Tagen ging ich überall umher, zu den Bienenkörben und auf den Berg.

Von den Kindern faßte nur der kleine Junge wirkliches Vertrauen zu mir. Er wollte immer mit mir gehen, und ich nahm ihn gern mit. Er ging dann schweigend und ernsthaft neben mir her. Sonst war ich unruhig und half im Haus und auf dem Felde.

XIII

Wir kamen in eine Reservestellung und dann wieder vor. Die Franzosen schienen Munition zu sparen und schossen kaum mehr die täglichen Störungsgranaten.

Die Gräben wurden aufgeräumt und neue Unterstände gebaut. Wir trieben neben unserm Unterstand einen Schacht in die Kreide und steiften ihn mit Minierrahmen ab. Es wurden große unterirdische Tunnelanlagen begonnen, damit uns eine Beschießung nichts mehr anhaben könnte. Da arbeitete man tagsüber bei Grubenlampen unten und schüttete nachts die Miniersäcke voll Kreide hinter den Graben aus.

Wir kamen nicht wieder nach Chailly in Ruhe, sondern in ein Waldlager, wo zeltförmige Baracken von den Pionieren gebaut wurden. Dort gefiel es mir anfangs ganz gut. Aber dann nahmen die Läuse

in den Baracken so überhand, daß man sich vor ihnen nicht mehr zu retten wußte. Wir bekamen damals kein Stroh mehr für die Lagerstätten, weil ja in Deutschland alles auszugehen begann, sondern Papierstöße. Darauf lag man sehr hart, und die Läuse saßen in dem mürben Papier.

Vor allem hatten wir kein Wasser im Lager und mußten es eine halbe Stunde weit von einem einsamen Gehöft herübertragen. Der Brunnen, den die Pioniere bauten, war schon zwanzig Meter tief und gab noch kein Wasser.

— — — — — — — — — —

Eines Morgens ließ mich Fabian rufen.

„Es tut mir leid," sagte er, „daß ich Sie abkommandieren muß, aber ich habe keinen andern geeigneten Gefreiten. Sie müssen hinter nach Fromentin in die Regimentswerkstätten als Tischler."

Ich stand starr. Ich sollte von meiner Gruppe fort?

„Es wird Ihnen schwer?" sagte Fabian. „Würden Sie es denn vorziehen, hier vorn in der Gefahr zu bleiben, anstatt hinten in Sicherheit zu sein?"

„Jawohl, Herr Leutnant."

„Ihnen geht es nur wie mir," sagte er traurig. „Man reißt mich von meiner Kompanie weg, die ich seit zwei Jahren hier im Felde führe. Ich kenne jeden und jeder kennt mich. Und nur weil ein Aelterer da ist, der mal eine Kompanie führen möchte. Ich bin hinter in die Etappe zum Rekrutendepot verschickt."

„Wenn Herr Leutnant nicht da sind, will ich auch nicht dableiben!" platzte ich heraus.

Er lächelte mich düster an und gab mir die

Hand. „Leben Sie wohl!“ Er wandte sich ab und ging hinaus.

Ich packte meinen Tornister. Den Seidel konnte ich kaum ansehen, so bitter war ich.

Draußen war es neblig und frostig. Krähen saßen auf den Wiesen und flogen vor mir auf.

Ich meldete mich in Fromentin bei einem Feldwebelleutnant, der mir einen Platz in einer freundlichen Stube bei fünf, meist älteren Handwerkern anwies.

Die Werkstatt lag gegenüber. Ich hatte Munitionskästen, Armauflagebretter und Grabenschilder anzufertigen.

Wenn ich zurückdenke, ist mir diese Zeit wie eine Wiese im Winter. Was ich gedacht habe, weiß ich nicht. Ziesche kam bald nach mir in die Schmiede. Er sah jetzt verrußt aus. Seine Zähne und Augen standen weiß im Gesicht und die Lippen tiefrot. Aber weiter weiß ich von ihm aus dieser Zeit nichts.

Ein neuer Frühling kam. Kaiser war bei irgendeinem Patrouillenunternehmen gefallen. Begann ich denn innerlich zu sterben und fest zu werden in Gewohnheiten und Meinungen und ablehnend gegen alles, was ich nicht verstand?

DIE SOMMESCHLACHT

Eines Nachmittags kam unser Regimentskommandeur mit seinem Ordonnanzoffizier in die Werkstatt. Unter einem Gespräch öffneten sie die Tür.

„Aber denken Sie sich,“ sagte der Oberst, „hundert Geschütze auf einen Kilometer Frontbreite! Denken Sie sich das nur bei uns! Unsre Leute würden dem Trommelfeuer auch nicht standhalten!“

Sie brachen das Gespräch ab.

Ich zeigte ihnen meine Kästchen und Brettchen Sie sahen kaum hin und gingen wieder.

Sie mußten von den Kämpfen an der Somme gesprochen haben. Ich hatte die Nachrichten darüber flüchtig in der Zeitung gelesen. Ich wußte auch, daß unser Nachbarregiment nach der Somme abmarschiert war. Aber ich hatte nicht darüber nachgedacht. Was hatte ich denn das ganze letzte Jahr überhaupt gedacht? Wenn unser Regiment auch hinkam? Uns Handwerker — würden sie uns hier lassen? Ich wollte es glauben, um mich zu beruhigen. Aber mit Grauen glaubte ich es nicht. Und so unvorbereitet! schrie ich in mir. Weshalb so unvorbereitet? Weshalb hatte ich denn an nichts gedacht?

Aber was sollte ich denn denken? Es gibt doch nichts zu denken! Alles ist doch hohl.

An den Abenden, wenn die andern Karten spielten, war die Angst da. Manchmal ging ich am Abend allein hinaus. Manchmal war ich lustig und erzählte den andern Geschichten, daß sie sich krümmten vor Lachen. Und ich lachte mit. Aber es war nur Krampf. Ich besoff mich. Aber es nützte nichts.

Weshalb habe ich jetzt solche Angst? Fürchte ich mich denn vorm Tode? Nein, nicht so sehr. Oder vor einer Verwundung? Nein, kaum. Oder vorm Gefangenwerden? Ach, ich werde ja nicht gefangen. All das ist es also nicht? Was ist es denn?

Am 16. September 1916 kam auch für uns der Abmarschbefehl.

Wir rückten einige zwanzig Kilometer hinter die Front und blieben in einem Dorf.

Am nächsten Morgen saßen wir in unsern Quartieren, rauchten und warteten. Wir hatten Befehl, uns nicht aus den Quartieren zu entfernen und uns alarmbereit zu halten.

Es wurde Mittag. Wir hatten keine Feldküche und hatten nur ein halbes Brot der Mann empfangen, dazu ein kleines Stück Kriegsfett. Und das alles war schon am Morgen aufgegessen worden. Unser Führer, der ältliche Feldwebelleutnant Kretzschmar, lief aufgeregt umher.

Gegen drei Uhr kam er und sagte, wir sollten an der Küche der Husaren Essen holen.

„Wann geht's denn fort, Herr Leutnant?"

„Ich habe noch keinen Befehl."

Dieser Tag verging, ebenso der nächste. Ich wollte einen Brief schreiben und holte Bleistift und Papier heraus. Aber ich kam nicht über „Liebe Mutter!" hinaus.

Wieder ein Tag. Der Abend kam. Wir legten uns schlafen.

Am folgenden Morgen um neun Uhr kam endlich der Befehl zum Abmarsch auf den Bahnhof. Dort standen schon zwei Rekrutenkompanien mit blassen Achtzehnjährigen in neuen Röcken. Sie sahen uns neugierig an. Wir waren lauter große, kräftige Kerle, der Regimentsbademeister mit seinem roten Gesicht, Ziesche und der andre Schmied, sechs Meldehundführer, meist Polizisten. Auch Fiffi, eine kleine, scharfe Rattenfängerin, hatten sie mitgebracht. Ihren fünf Jungen hatte ich noch in Fromentin einen Kasten für die Reise machen müssen.

Wir stiegen ein. Die großen Wolfshunde zerrten an ihren Ketten und sprangen mit einem Satz in den Wagen.

Der Zug fuhr langsam durch flaches, graues Land, nur manchmal ein paar Kirschbäume und weiße Häuser.

Ziesche holte ein kleines Schachbrett aus dem Tornister und begann mit dem Bademeister zu spielen. Sie redeten kein Wort.

Auf einer Station empfingen wir Mittagessen.

Der Nachmittag wurde noch grauer und eintöniger.

Auf einem Bahnhof hielten wir über zwei Stunden. In der Ferne hörten wir schon gedämpft das Brummen der Kanonen.

„Ein feindlicher Flieger ist gemeldet, ein sogenannter Doppeldecker!" rief jemand auf dem Bahnsteig.

„Ob der denkt, daß Doppeldecker gefährlicher sind als Eindecker?" lachte der Bademeister. „Laßt mich mal ans Fenster! Ich will mir den weisen Mann mal ansehen!"

Der Rufer war ein blasser Bahnbeamter. Etliche liefen nach dem Fliegerkeller, der wenig geräumig aussah. Aus den Fenstern unsres Zugs lehnten sie lachend und sahen sich das Gedränge am Fliegerkeller an.

Ein deutscher Flieger nach dem andern stieg auf, aber kein französischer zeigte sich. Allmählich kamen die Leute vorsichtig wieder aus dem Keller.

„Erst habt ihr mich 'neingezogen in euren verdammten Fliegerkeller, und dann habt ihr mir auch noch den Helm zertreten!" schimpfte einer. Es war ein Frontsoldat; man sah es an seinem geflickten und zu weiten Rock.

Schließlich fuhr der Zug langsam weiter. Leere Güterzüge kamen uns entgegen, die vielleicht Holz und Munition vorgebracht hatten. An einem neuen Bahnhof arbeiteten gefangene Russen. Dann kamen wir nach Ham in der Picardie und stiegen aus.

Regen. Ein verschlammter Platz vorm Bahnhof und in der Ferne eine Burg mit runden Türmen. Wir standen mitten unter andern Truppen, Verpflegswagen, Lastautos. Verwundete mit durchbluteten Verbänden liefen umher, von oben bis

unten mit Lehm bespritzt, darunter gefangene Franzosen in langen, blauen Röcken.

Unser Feldwebelleutnant sah sich hilfesuchend um: „Weiß denn keiner von euch, wo das Regiment liegt?"

Niemand antwortete. Er drängte sich zu den Verpflegswagen und fragte die Fahrer. Dann war er verschwunden.

Es regnete gleichmäßig auf uns nieder. Wir hängten uns die Zeltbahn um und standen. Es troff vom Helm. Beim Stehen wurde das Gepäck noch schwerer.

Es begann zu dämmern.

Der Feldwebelleutnant kam zurück. Seine Brille war voller Regentropfen. Er sagte, er wäre auf der Bahnhofskommandantur gewesen. Da hätte aber niemand von unserm Regiment gewußt. Dann wäre er auf der Fernsprechstelle gewesen. Da hätten sie die Division gekannt. Aber er hätte keinen Anschluß bekommen.

Es war graue Dämmerung.

„Herr Leutnant Kretzschmar?" rief es auf einmal, und ein Mann mit umgehängter Zeltbahn tauchte auf. „Ich bin von Herrn Oberstleutnant geschickt, die Abteilung vorzuführen."

„Gewehr umhängen! Ohne Tritt marsch!"

Wir drängten uns zwischen Fuhrwerken und Menschen durch. Die Häuser der Stadt muteten mich vornehm an. Ich war lange in keiner Stadt gewesen. Die letzten Häuser glitten vorbei. Draußen war Schlamm auf der Straße, leere Aecker rechts und links, und Regen. Unser Wegführer hatte magere, alte Züge und hastige Bewegungen.

„Wie sieht's denn vorn aus?"

„Ach, Herr Leutnant, unser Regiment! Wenn ich dran denke, wie wir herrückten! Und jetzt! — Bei jeder Kompanie nur noch ein paar Mann, und Offiziere überhaupt nicht mehr, außer zwei oder dreien! Und die sind schmutzig und hungrig — ja, die Feldküchen können doch nicht vor, weil die Franzosen immer in unsre Artillerielinie Sperre schießen. Da liegen Leichen und tote Pferde. Wenn man aber da durch ist, dann ist's vorn gar nicht so schlimm. — Ach, unser Regiment! Herr Leutnant, wenn man bald jeden zweiten kennt, und man kommt um 'ne Grabenecke, da hängt'n Bein aus der Wand raus. Wer ist denn das? Ach, das ist doch der Emil, weißt du, dem der Schmidt-Max mal die Hosenbeine zugenäht hatte, und wir haben noch so gelacht! Ja, Herr Leutnant, wenn man die alle kennt!"

Er schluchzte.

Es regnete.

Dann kam wieder seine Stimme: „Aber der Oberstleutnant — was unser Regimentskommandeur ist — das ist ein Mann! Ich bin ja bei ihm Ordonnanz, und ich weiß, wo er rumläuft! Wenn wir an 'ne gefährliche Stelle kommen, da sagt er: ‚Bleiben Sie hier, Schendler!' Man will das natürlich nicht zugeben; man hat doch auch seine Ehre! Aber es ist nichts zu machen: er geht allein weiter. — Vor drei Tagen — oder wann es war — man kann's nicht mehr im Kopf behalten! — als die Franzosen das dritte Bataillon abgeschnitten hatten, da hat er die Reserven herangeführt, und dann, nach zwei Stunden, die ganzen Gräben voller Gefangene, 700 Mann und 'n ganzes Schock Offiziere! Wir waren

wie besoffen, wie die alle kamen! — Aber dann am nächsten Tag —!"

Ein Schauder kroch mir über die Kopfhaut. Ich mußte gähnen und war wie ausgespreizt.

Er erzählte und schluchzte. Der Schlamm patschte unter den Stiefeln. Vor uns in einiger Entfernung war eine flache Höhe. Von dort müßten wir nach vorne sehen können.

Auf einmal hörte ich: er sprach von meiner Kompanie. „— Der Leutnant Waldtke, was der Kompanieführer von der dritten war — es war eigentlich so'n Frommer —, der hat sich verteidigt! Erst hat er geschossen. Dann wurde er am Bein verwundet. Da hat er noch Handgranaten geschmissen. Er muß nicht mehr ganz bei sich gewesen sein. Wie sie ihn zurückgetragen haben, hat er geflucht und hat immer Handgranaten schmeißen wollen. Sie haben ihn kaum festhalten können. Und wenn Herr Leutnant den gekannt haben — das war doch so'n sanfter Mensch und hat's nicht für richtig gehalten, zu rauchen und was zu trinken. Wenn der nur durchkommt! — so ein junges Blut!"

Wir kamen auf die Höhe. Vor uns blitzte es da und dort und weit hinten auf dem schwarzen Horizont. Kanonenschläge waren schon deutlicher. Leuchtkugeln fuhren an verschiedenen Stellen in die Höhe und zerfielen in gelbe Trauben. Ich wußte: gelbe Trauben waren das Sperrfeuerzeichen. Dort wurde also angegriffen. War das dort, wo wir hin sollten?

Wir rasteten.

Ich wachte auf. Kochgeschirre klapperten.

Ich richtete mich auf, dehnte mich, erinnerte mich: ich war in einem Zelt. Draußen schien heller Tag. Ich war noch naß, fühlte mich aber warm und wohl. Was war nur die Nacht gewesen? Es kam mir wie eine Geschichte vor, die ich gelesen hätte, so unwahrscheinlich, mit dem weinenden Menschen.

Ich schnallte mein Kochgeschirr ab. Ich kniete dabei und merkte auf einmal, daß ich sehr vergnügt war. Ich mußte sogar über meine Vergnügtheit lachen. Das ist freilich ein großer Unsinn, aber hübsch!

Die schlammige, zertretene Wiese draußen gefiel mir, und daß es Kaffee gab.

Nach dem Kaffeetrinken traten wir an. Der Oberstleutnant kam und schritt unsre Front ab. Er sah grau und ernst aus. Ich lachte ihm gerade ins Gesicht, ich konnte es nicht ändern.

Er wurde plötzlich aufmerksam: „Nanu! Sie freuen sich wohl gar, an die Somme zu kommen?"

„Jawohl, Herr Oberstleutnant!" rief ich.

„So so?" lächelte er. „Aber ich glaube doch nicht so ganz daran." Er wandte sich an seinen Ordonnanzoffizier, der hinter ihm ging: „Aus solchen Leuten bestand mein ganzes Regiment, als wir herkamen. — Wenn wir zum zweiten Male eingesetzt werden, wird es nicht mehr so sein."

Wir wurden verteilt. Ich kam mit Ziesche wieder zu meiner alten Kompanie. Die lag nicht weit davon in einem großen Hof.

Seidel kam gegangen. Ich lief auf ihn zu.

Er lachte: „Merkst du denn gar nichts?"

„Nu, du bist sehr dreckig? — Ach so?" Er war Vizefeldwebel geworden.

„Was machst du denn auf einmal für ein Gesicht? Du denkst doch nicht etwa, daß du vor mir strammstehen willst?"

Seidel betrachtete mich von der Seite: „Weißt du, daß Fabian wieder die Kompanie führt?" versuchte er neu mit mir anzuknüpfen. —

Fabian stand auf dem Hof: „Ach, da sind ja noch Bekannte!" rief er. „Uebrigens, ich brauche Gefechtsordonnanzen. Dazu sind Sie und Ziesche mir gerade recht."

Fabian war Oberleutnant geworden. Wir wohnten mit in seinem Hause, mit seinem Burschen Eilitz zusammen. Der war gewaltig groß und breit und hatte eine breite, gebogene Nase. Zum Reden schien er nicht eingerichtet. Uebrigens hatte er eine ganz hohe, dünne Stimme. Zuerst hielt ich ihn für so einen Dummkopf wie die Perle. Aber dann merkte ich, daß er sogar sehr gescheit war und seinen Verstand nur unter einer fabelhaften Gutherzigkeit verbarg.

Die Nacht träumte ich, ich sollte gekreuzigt werden. Ich überlegte mir, daß ich dann tot wäre und mich davor fürchten müßte. Aber davor fürchtete ich mich nicht, sondern nur vor den Schmerzen. Vor denen aber so, daß ich schweißgebadet aufwachte.

Es war schon Tag. Ich ging, mich am Brunnen zu waschen. Die Sonne schien auf den Hof. Mein Traum beschäftigte mich, und daß ich mich nicht vorm Tode gefürchtet hatte. Es ist wohl etwas Richtiges daran.

Später ging ich mit Ziesche zum Schießen. Wir mußten über eine flache Wiesenhöhe. Ich wollte ihm meinen Traum erzählen, aber — es hat keinen Sinn. Wenn man da vorn eine Kugel vor den Kopf kriegt — es ist auch gleichgültig; es geht nur einen selbst etwas an.

Schon mehrmals waren Gerüchte umgegangen, wir müßten in der kommenden Nacht vor. Aber es war nie richtig gewesen.

Das Wetter war trübe. Die andern spielten Karten. Ich hatte mit meinen Sachen zu tun, und weil ich unbeschäftigt war, suchte ich so gut zu nähen wie meine Mutter. Meine Unterhosen waren so zerrissen, daß nur noch die Beine zusammenhingen. Der Hosenboden war fast weg, und Knöpfe hatte ich auch nicht mehr. Es gab auch keine zu kaufen. Ich nähte einen Strick an beiden Seiten fest, um damit die Unterhose um den Leib zu binden. Mein einziges Paar Strümpfe hatte schon lange keine Fersen mehr; denn ich hatte keine Wolle zum Stopfen, und meine Mutter konnte mir auch keine schicken, weil es keine mehr zu kaufen gab. Aber sie hatte mir ein Paar Fußlappen geschickt, die sie aus einem Stück Flanell geschnitten hatte.

Der nächste Morgen war strahlend schön. Beim Antreten sagte Fabian: „Heute abend geht's vor. Ein Teil unsres Regiments hat schon diese Nacht die vorderste Stellung besetzt. Wir kommen dahinter in Bereitschaft in den Wald von Bourraine. Vorläufig ist es in unsrer Stellung ruhig. Aber man darf sich auf so was nicht verlassen."

Fabian ließ wegtreten.

Ich hatte nichts mehr zu tun und ging ziellos im Dorf umher, lehnte über die Brücke und sah zu, wie sich das Schilf im Wasser bewegte, und ging wieder zurück. Die Essenszeit kam. An diesem Tage gab es zum ersten Male die gute Offensivverpflegung. Dann legte ich mich schlafen. Man wußte nicht, wann man wieder dazu käme.

Um fünf Uhr nachmittags traten wir auf dem Hofe an. Der Himmel hatte sich umzogen, und es begann in feinen Tropfen zu regnen.

Fabian kam im Stahlhelm und war ganz dick von Mänteln, Ledertaschen, Seitengewehr, Dolch, Pistole und Gasmaske.

Wir rückten auf die Straße hinaus. Da standen große Lastautos mit Planen darüber. Ich kam vorn zum Wagenführer eines Autos.

Die Autos liefen flott auf der breiten Landstraße. Ich sah das vorherlaufende und manchmal auch das davor durch den strömenden Regen, der an die klirrenden Scheiben vor uns prickelte. Es begann schon zu dunkeln.

Plötzlich lag eine schwarze Schlange auf der Straße. Wir bremsten. Das Auto vor uns hatte seine Kette verloren. Der Unteroffizier neben mir beugte sich hinaus: „Wißt ihr den Weg?"

„Nee!"

„Geh du mal rüber, Ernst, und führ sie nach!"

Unterdessen war vor uns nur noch graue Dunkelheit. Im schnelleren Tempo liefen wir weiter, um die andern einzuholen.

Ein Dorf kam und eine Straßengabel. Wir liefen langsamer.

„Wie mögen die gefahren sein? Nu, 's ist egal; wir fahren drauf los!"

Hinten war das nächste Auto aufgelaufen. Von dort rief man etwas, der Unteroffizier sprang hinaus und lief hinter.

Er kam wieder: „Auch hinter uns ist die Verbindung abgerissen. Wir sind nur noch zwei Wagen zusammen. — Los!"

Wir liefen weiter ins Dunkle, bogen rechts und links um. Straßenbäume tauchten auf und kamen knatternd vorbeigerannt. Häuserschatten glitten vorüber. Zwei grelle Lichtaugen kamen aus einem Grund herauf, näherten sich, und vorbei!

Plötzlich bremsten wir. Ein kleiner Offizier in einem Umhang stand an der Straßenseite mit ausgestrecktem Arm. Noch zwei Offiziere lösten sich aus der Dunkelheit.

„Welche Kompanie?" fragte die Stimme unseres Bataillonskommandeurs.

„Dritte, Herr Hauptmann!"

„Gott sei Dank! Da ist die wenigstens vollzählig!"

Wir stiegen aus und rückten ein Stück auf einem schlammigen Wege vor. In der Ferne waren schwere Detonationen. Auf einem Acker setzten wir die Gewehre zusammen und hängten die Zeltbahnen um. Ich wollte mir eine Zigarette anzünden, aber es tropfte so vom Helm, daß sie schon pappig war, bevor ich sie in Brand hatte. Einige hatten sich trotz des Schlammes hingesetzt.

Ich ging zum Bataillonsstab vor: „Weshalb warten wir eigentlich hier?"

„Das Bataillon, das wir ablösen, soll uns Leute

schicken, die uns vorführen. Aber es ist noch niemand da."

Ich patschte durch den Schlamm zur Kompanie zurück. Ich sah einen gelben Widerschein und wandte mich um. Leuchtkugeln fuhren vorn in die Höhe gerade dort, wo ich meinte, daß wir hinmüßten, und fielen als gelber Regen nieder. Verflucht! dachte ich und patschte weiter.

Die Batterien vor uns begannen zu bellen. An einigen Stellen sah ich das Aufblitzen der Abschüsse. Immer mehr Leuchtkugeln fuhren auf und platzten. In der Kompanie war es totenstill. Einer schnarchte.

Die Leuchtzeichen wanderten nach rechts.

Und müssen wir gerade in der Nacht vor, in der sie wieder angreifen!

Allmählich flaute das Schießen ab, nur noch der Regen tropfte vom Helm. Ich setzte mich zu Ziesche auf die Zeltbahn. Keiner sprach ein Wort. Stunden vergingen. Es regnete.

„Kompanie auf! Gepäck auf! Auf der Straße antreten!"

Ich war steif von Frost und Nässe. Die Zeltbahn war auch steif und kalt.

Auf der Straße standen vor uns drei ohne Gepäck.

„Wie müssen wir marschieren?" fragte Fabian.

„Wir wissen hier nicht Bescheid, Herr Oberleutnant. Wir sind immer von wo anders vorgerückt."

„Hübsche Führer!"

Einer von unsern Unteroffizieren sagte, er wüßte

den Weg bis zu einem Wegekreuz, wo wir uns dann wahrscheinlich links halten müßten.

Wir bogen von der Straße ab auf einen weichen Acker, um das Dorf vor uns zu vermeiden, in das es immer einmal schoß. Auf dem weichen Boden kam bald unsere Marschordnung auseinander. Immer wieder kam von hinten der Ruf: „Halten!"

Die Leute, die ja meist eben erst aus der Heimat kamen und an das Vorrücken über Aecker bei Nacht nicht gewöhnt waren, stapften schon in langer, dünner Reihe durch den zähen Lehm. Die Nacht war pechschwarz, nichts zu erkennen, weder am Boden noch am Horizont.

„Herr Oberleutnant!" sagte der Unteroffizier. „Ich weiß nicht mehr, wo wir sind. Es ist alles so ein gleichmäßiger Schlamm unter den Füßen, und überall ist es zerfahren, daß man nicht wissen kann, ob das ein Weg ist oder keiner. Ich denke, es ist das beste, wir machen kehrt und suchen die große Straße."

„Gut, führen Sie weiter!" Ich wunderte mich, daß Fabian so ruhig blieb.

Wir bogen scharf nach links ab.

Auf einmal kam einer durch den Lehm gerannt: „Herr Oberleutnant Fabian!"

„Ach, Sie sind's, Schubert?"

„Ich traf das Ende Ihrer Kompanie und dachte, Sie wissen den Weg nicht. Sie können sich an meine Kompanie anhängen. Wir haben bis zu den Gräben den gleichen Weg."

„Ein hübscher Sirup, durch den man latscht!"

Es hatte zu regnen aufgehört.

Ein Leichengestank begleitete uns ein Stück.

Dann senkte sich der Boden, ohne daß man erkennen konnte, was da war. Ich glitt aus und fuhr auf den Hosen die nasse Lehmbahn hinunter in einen flachen Graben. Ganz in der Nähe mußte wieder eine Leiche liegen. Beim Weitertasten stieß ich auf Schotter und dann an Eisenbahnschienen.

Ein Stück ging es noch querfeldein. Dann bogen wir nach links auf die Straße.

„Bleiben Sie mal hier, Renn, und sehen Sie, ob die Kompanie beisammen ist!"

Sie latschten gebückt an mir vorbei. Einer nach dem andern fragte: „Sind wir bald da? Kann nicht mal gehalten werden?"

Auf einmal war die Reihe zu Ende. Der letzte sagte: „Die sind schon lange zurückgeblieben."

Ich blieb stehen und wartete.

Es kam niemand. Vorn verlor sich das Geräusch der Marschierenden. Ich lief ihnen nach.

Es war ein wenig heller geworden. Aber ich kam schlecht vorwärts. Der feste Straßengrund war mit glitschigem Lehm bedeckt. Dazu hinderte mich die umgehängte Zeltbahn. Ich erreichte das Ende der Kolonne und rannte weiter.

Der Oberleutnant sagte, ich sollte vor zu Leutnant Schubert laufen und ihn bitten, einmal zu halten.

Ich rannte weiter. Vom Regen war mein Zeug steif und schwer. Die Kompanie war lang auseinandergezogen.

Schließlich kam ich vorn an. Der Schweiß lief mir übers Gesicht. Der Leutnant knurrte etwas, ließ aber halten.

Als die Kompanie wieder zusammen war, ging

es langsam weiter. Die Straße hob sich allmählich bis zu einer Höhe, auf der wir nach rechts in einen Hohlweg hinabbogen.

Vor uns schien eine Kolonne zu halten. Beim Näherkommen sah ich zwei Wagenkolonnen nebeneinander, die den ganzen Weg versperrten. Nur links blieb ein schmaler Raum. Da zogen wir uns, einer hinter dem andern, vor.

Vor uns schoß es heftig, gar nicht weit.

Ein paar Granaten fuhren dicht über uns weg und schlugen hinten auf der Höhe ein. Die schweren Kolonnenpferde standen ruhig, als ginge es sie gar nichts an. Leute luden dicke Granaten ab, über die wir wegsteigen mußten.

Links im Steilhang kam ein Grabeneinschnitt, in den wir einbogen.

An einer Grabengabel stand der Leutnant Schubert und sagte: „Ich glaube, Sie müssen jetzt rechts gehen. Ich muß schnell meiner Kompanie nach! Es fängt schon an, hell zu werden."

Damit rannte er nach links davon. Wir gingen rechts weiter, der Beschußstelle immer näher. Vor uns war ein roter Schein unter den dunklen Wolken. Fabian stieg auf einen Auftritt und sah hinaus.

„Ist das nicht Bourraine hier vorn?"

Wir stiegen auch hinauf. Zwei- bis dreihundert Meter vor uns brannte es in einem Dorf, über dem ununterbrochen Schrapnelle Feuer spuckten.

„Das ist nicht Bourraine," sagte der eine Wegführer. „Aber was es ist, weiß ich nicht."

„Da links ist ein Wald. So muß der Bourraine-Wald nach der Karte liegen."

„Nein, das ist er nicht."

„Weiter!" sagte Fabian.

Links an einem Unterstand trat ein Posten hin und her.

„Wie heißt das Dorf vor uns?"

„Das weiß ich nicht."

„Wer liegt hier im Unterstand?"

„Unser Bataillonsstab."

„Was soll das heißen: unser Bataillonsstab? — Renn, fragen Sie mal unten!"

Ich stolperte die enge Treppe hinunter. Bei einem trüben Licht saß ein dünner Offizier in einem schmutzigen Mantel. Er sagte mir, vor uns läge wirklich Bourraine, und wir wären nur zu weit nach rechts in den nächsten Regimentsabschnitt gekommen.

Ich rannte hinauf.

„Aus dem Graben!" befahl Fabian.

Wir krochen neben dem Posten hinaus. In meiner Hast kam mir die Zeltbahn unter die Beine, und ich rutschte wieder hinunter.

Im Boden waren mannstiefe Granattrichter, einer am andern, auf deren Kämmen wir uns rechts und links wandten. Da war kein Grashalm mehr. Dann hörten die Trichter auf, und es kam ebne Wiese. Wir gingen in einer Entfernung am Walde entlang und bogen dann scharf auf sein unteres Ende. Dort stand ein Sanitätswagen. Zwei tote Pferde lagen davor.

Ein Mann kam aus dem Wald: „Ich soll Herrn Oberleutnant die Unterstände übergeben. Unsere Kompanie ist schon vor mehreren Stunden abgerückt, um noch vor Hellwerden hinterzukommen."

Sch-p! fuhr ein Geschoß über uns weg und in den Boden, ohne loszugehen.

Sch-p! ein zweites.

„Vorwärts!" rief Fabian. „Hier in den Graben hinein!"

„Hier links," sagte der Mann, „liegen Sanitätsunterstand und Kompanieführer, die übrige Kompanie im Wald."

Irgendwo detonierte eine Granate.

Wir liefen in einen Graben, in den Lehmstücke von den Wänden und Aeste gefallen waren.

„Sie können gehen," sagte Fabian kühl zu den Führern.

Im Vorübergehen wurden die Unterstände verteilt. In der Mitte des Waldes endigte der Graben mit einer schwarzen Oeffnung. Eine Treppe führte hinunter.

„Hier ist der Tunnel," sagte der Mann. „Da kommt der Rest der Kompanie mit einem Zugführer unter."

„Und ich?" fragte Fabian.

„Am untern Waldende, wo die toten Pferde liegen."

„Das hätten Sie aber gleich sagen können!" Er mußte es vorhin überhört haben.

Wir standen im engen Graben, die halbe Kompanie hinter uns. Es schoß immer heftiger.

Wir kletterten nach vorn aus dem Graben. Der Wald war dicht und voll abgebrochener Aeste. Nach wenigen Schritten hingen wir in Stacheldraht fest, der in dem Astgewirr nicht zu sehen war. Es klirrte und klapperte in den Bäumen. Aeste sprangen ab.

Draußen vorm Waldrand da und dort leichtes Aufblitzen auf der Wiese und kleine Rauchwolken am Boden im grauen Dämmerlicht. Das Krachen und Knacken hallte und rauschte im Stahlhelm, daß man kein Geräusch bestimmen konnte. Ich sah nur, daß es Schrapnelle und Granaten waren. Wieder kamen wir in Draht. Am Boden sah ich den Mantel eines Maschinengewehrs und ein schmutzigbleiches Gesicht mit Stahlhelm. Der Posten stand in einem mit Astwerk zugedeckten Erdloch. Wir bogen aus dem Walde hinaus ins Freie, um schneller vorwärts zu kommen. Aber da war auf einmal kniehohes Drahtverhau. Beim Durchsteigen blieb eine der Schnuren meiner Zeltbahn hängen, und beim Lösen riß ich mir ein Dreieck in den Aermel. Wir liefen am Waldrand entlang. Ich blickte mich immerfort nach allen Seiten um, wohin es schösse. Jetzt lief der Graben, in den wir gekommen waren, dicht am Waldrand. Wir sprangen hinein und liefen weiter. Bald mündete er auf die Straße. Wir liefen um die toten Pferde herum, in so kleinem Bogen, als man bei der glitschigen Straße konnte, und fuhren ziemlich atemlos in unsern Bau. Das war aber nur eine Treppe, ohne Unterstand unten daran. Auf der linken Seite waren ziemlich oben ein paar Minierhölzer als Lagerstätte wagerecht gelegt. Daneben blieb nur ein schmaler Gang nach dem unteren Lager.

Eilitz warf einen großen Sack hin, den er außer seinem Gepäck noch getragen hatte, und packte aus. Er zündete eine Kerze an und klebte sie dem Oberleutnant auf die untere Pritsche.

„Renn, Sie müssen noch einmal weg, diese

Meldung zum Bataillon bringen! Das muß auch hier wo im Walde liegen."

Ich wollte hinauslaufen. Aber Ziesche sagte: „Ich komme mit. Dann weiß ich auch gleich, wo's Bataillon liegt."

Er hängte sich die Gasmaske um, und wir liefen hinaus. Es war schon recht hell. Die toten Pferde vor dem Sanitätswagen hatten aufgetriebne Leiber, daß ihre Beine in die Luft standen, und stanken.

Wir liefen in den Graben hinein.

Ramm! detonierte eine Granate dicht hinter uns. Ich bekam einen Lehmbatzen in den Hals.

Links in einem schmalen Seitengraben stand ein Posten.

„Weißt du, wo der Stab erstes Bataillon liegt?"

„Hier drin."

Wir kamen an eine Tür mit einer Drahtglasscheibe und klopften.

„Herein!" Drin saß der Hauptmann mit seinem Adjutanten an einem großen Tisch; sie aßen Brot. Ich übergab die Meldung.

Als wir wieder in unsern Bau kamen, hatte Eilitz schon Kaffee gewärmt und schnitt vergnügt Brot.

„Wie die schießen!" lachte er und zeigte mit dem Daumen hinaus.

„Sie denken wohl," lachte Fabian, „das ist das Schlachtenpotpourri in der Grünen Tanne mit Raketen und Fröschen!"

Ich setzte mich mit Ziesche auf die Treppe und frühstückte. Dann legten wir uns schlafen, oben Eilitz mit Ziesche, unten Fabian an der Wand, ich neben ihm. Draußen schlugen die Granaten gegen die Bäume.

Zu Mittag wachten wir auf. Wir aßen Brot mit Konservenwurst. Dann ging Fabian aus, sich die Gegend anzusehen, und nahm mich mit.

Es war leicht neblig. Kein Schuß fiel weit und breit. Wir gingen in den Graben hinein. An einer Stelle war ein Baum darübergefallen und ragte mit spitzen, gebrochnen Aesten hinein, daß wir darunter durchkriechen mußten. Der Graben wurde immer flacher und führte dann dicht am Waldrande hin. Links war in einiger Entfernung ein zweites Waldstück zu sehen.

„Hören Sie mal," sagte Fabian, „wenn man euch Ordonnanzen braucht, dann habt ihr meistens keine Ahnung, wo was liegt. Ich sage Ihnen jetzt alles, was ich selbst weiß, und Sie instruieren den Ziesche. — Das Waldstück dort vorn ist der Türkenwald. Dort liegen die übrigen Kompanien unsres Bataillons. Etwa achthundert Meter davor liegt das zweite Bataillon in der vordersten Stellung. Also prägen Sie sich das mal ein. Der Regimentsstreifen ist noch nicht einen Kilometer breit, und darin liegen, immer mit etwa achthundert Meter Abstand, ganz vorn zweites Bataillon, im Türkenwald vor uns das erste Bataillon, bis auf unsere Kompanie, hier im Bourraine-Wald wir, die dritte Kompanie, dahinter das dritte Bataillon. Wozu wir hier liegen, das können Sie sich wohl nun auch denken: als Gegenstoßkompanie, für den Fall, daß die Franzosen vorn eingedrungen sind."

Wir kamen an den Tunnel. Die Decke der Treppe wurde von zwei Eisenbahnschienen getragen, die auf recht schwachen Hölzern lagen.

Unten lastete ein feuchtkühler Dunst von nassen

Sachen, Tabaksrauch und Ruß, in dem die Kerzen braunrot brannten, die in halber Höhe in Abständen an irgendwelche Gegenstände geklebt waren. Ganz in der Ferne war ein grauer Schimmer von Tageslicht. Das war der Tunnelausgang.

Wir mußten uns bücken, um nicht an die Decke zu stoßen. Auf der rechten Tunnelseite waren Betten aus Maschendraht gebaut, zwei übereinander. Daneben war der Gang so eng, daß einer, der dastand und aß, auf sein Bett kriechen mußte, um uns durchzulassen. Nun saß er mit großem, blondem Bart und harmlosen blauen Augen zwischen nassen Strümpfen, Brot, Stiefeln, Zigarren und Briefpapier und lächelte über seine Unordnung.

Links ging ein schmaler, finsterer Gang ab.

„Wo führt denn das hin?"

„Zum Abort, Herr Oberleutnant."

Wir tappten in den Gang hinein. Die Wände waren ohne Holzversteifung, bloßer Lehm. Fabian knipste seine elektrische Lampe an. Da saßen sie auf einer langen Stange, wie die Eulen im Dunkeln, die Köpfe zu uns gedreht. Auf dem schmalen Gang vor ihnen ragte eine Wand Handgranatenkisten.

„Guten Morgen, Herr Oberleutnant!" sagte es auf einmal. Das war der Leutnant der Landwehr Eisoldt, der Führer unsres ersten Zuges.

„Empfangen Sie immer in dieser Stellung?"

„Nein, Herr Oberleutnant, ich —" Er zog Papier aus der Tasche und wischte sich verlegen ab.

„Haben Sie schon nachgesehen," sagte Fabian ärgerlich, „wieviel Handgranaten hier liegen, und ob sie scharf gemacht sind?"

„Nein, Herr Oberleutnant."

„Ich möchte Meldung darüber haben! Guten Tag!"

Ich wunderte mich darüber, daß der Eisoldt eine so offenbare Furcht vor Fabian hatte. Aber freilich, er war wohl recht dumm, und Fabian schien ihn nicht leiden zu können. Die Kompanie liebte den Eisoldt auch nicht.

Wir gingen zurück nach dem Hauptgang, von dem noch mehrere Nebengänge zu Unterständen abgingen, in denen Pioniere und Artilleriebeobachter wohnten. Einige Gänge führten auch in jetzt verlaßne Betongeschützstände. Der ganze Tunnel war etwa siebzig Meter lang.

Wir gingen noch im Graben ein Stück gegen Bourraine und kehrten durch den Wald außerhalb des Grabens zurück.

„Sehen Sie mal: da sind Unterstandseingänge! Hier muß ein unterirdisches Munitionsdepot explodiert sein. Der Trichter hat ja über zehn Meter Durchmesser, und diese Tiefe! — Wenn da unten Leute waren —?"

Im Walde lag ein großes Bündel in einer Zeltbahn, durch die oben ein Ast gesteckt war. Eine Leiche hockte darin.

„Wir wollen es da hinauf auf die Wiese tragen. Dort scheint ein Friedhof zu sein."

Wir schleppten das Bündel den Hang hinauf und setzten es zwischen ein paar Holzkreuze. Es lagen Unbeerdigte da, alles grau und still.

Irgendwo begann es zu wuchten. Aus dem Türkenwald vor uns wuchsen Granatwolken.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück schickte uns Fabian fort, die Gräben, die nach vorn führten, zu erkunden. Es war ein kalter Morgen. Der sonst so schweigsame Ziesche schwatzte alles mögliche.

Als wir in den Türkenwald kamen, wunderte ich mich, daß er viel weniger zerzaust war als unser Wald. Es gab da sogar noch grüne Büsche. Daneben standen im Sonnenschein mit Zweigen bedeckte Erdhütten. Um die sonnten sich Leute der zweiten Kompanie. Einer rasierte sich. Ein paar spielten Skat. Der Liebert aus unserm Nachbardorf machte sich mit seinem Gewehr zu schaffen.

„Bei euch ist's aber hübsch!" sagte ich.

„Aber gestern war's gar nicht hübsch! Dort drüben hat's eine Baracke eingedrückt. Die sind ja schnell rausgewesen!"

Wir gingen quer durch den Wald. Am jenseitigen Rand lief ein verfallener Graben. Den gingen wir nach links und bogen dann in einen andern, der nach vorn führte. Der Graben wurde immer schlechter, so daß wir manchmal mit halbem Leibe herausragten.

„Du!" sagte auf einmal Ziesche, der hinter mir ging.

„Was gibt's denn?"

Er deutete nach unten. Da sah ich einen Aermel mit Hand. Die Leiche war sonst ganz in den Lehm getreten. Ich zögerte, drüberzugehen und sah mich um. Rings war eine flache Lehmwüste, auf die die Sonne schien. Langsam kam am Himmel ein großer französischer Flieger, umgeben von drei kleinen, die sich in leichten Bögen um ihn bewegten.

„Du, das ist ein Artillerieflieger. Da gibt's Beschuß. Wir wollen lieber zurück."

Da kam schon die erste Granate und fuhr berstend, etwa fünfzig Meter von uns, in den Wald.

Wir stiegen aus dem Graben und liefen querfeldein.

An unserm Wald drehte ich mich um. Der ganze Türkenwald war voll Rauch und Staub. Auf einmal flog ein ganzer Baum in die Luft.

Sch-kremm! fuhr es vorbei.

Wir sprangen in den Graben. Jetzt krachte es so dicht hinter mir, daß ich mich nach Ziesche umsah. Er sah mich auch an und lachte.

Wir rannten um die Pferde und polterten in den Unterstand.

„Euch hat's wohl auch vertrieben?" lachte Fabian. „Nu, was seht ihr mich so an! Ich hab eins in die Fresse gekriegt! Es ist aber nur Dreck."

Der Eilitz brachte Wasser und hielt ihm dann einen kleinen Spiegel vor. Er hatte einige blutige Abschürfungen. Die betrachtete er, dann nickte er befriedigt.

Der Beschuß ließ bald nach. Fabian nahm mich mit.

Vom Türkenwald her sahen wir drei Mann kommen. Einer hatte seinen Stahlhelm in der Hand. Ein anderer — jetzt erkannte ich Liebert — hatte Rock und Hemd weit aufgerissen.

„Wohin wollen Sie?"

„Ach, Herr Oberleutnant, wir sind vorn im Wald verschüttet worden! Unser ganzer Zug ist verschüttet! Wir sind nur rausgekommen, weil wir am Ausgang lagen! Dort vorn schießt's immer noch!"

Liebert keuchte. Er erkannte mich nicht.

Fabian schickte sie in den Tunnel. Wir kehrten um und gingen zum Bataillonsunterstand. Ich setzte mich zu den Ordonnanzen und beobachtete, wie die Offiziere sprachen.

„Gut!" sagte der Hauptmann. „Bringen Sie alles, was von der zweiten Kompanie zurückkommt, in den Tunnel! Und stellen Sie hinten an die Grabengabel, wo ja alle durch müssen, einen Zugführer mit einer Wache, der die Leute abfängt! Sonst laufen sie in ihrer Angst wer weiß wohin."

Die Tür wurde geöffnet und einer hereingeschoben. Der war ganz nackt. Er hatte um den Hals einen Strick mit der ovalen Erkennungsmarke.

Der Hauptmann sah ihn an: „Was bedeutet denn das?"

„Herr Hauptmann," sagte die Ordonnanz, die ihn gebracht hatte, „ich kann nichts aus ihm rauskriegen. Er ist von der zweiten Kompanie."

„Gebt ihm mal einen Mantel!" Man zog ihm einen Mantel an, und er stand da. „Sind Sie verschüttet gewesen?" „Die Decke kam runter." „Und dann?" „Ich weiß nicht." „Dann sind Sie wohl rausgekrochen?" „Ich weiß nicht." „Ich meine — Sie sind wohl aus dem Unterstand gekrochen?" Er zögerte: „Ich konnte doch nicht." „Weshalb denn nicht?" „Der Fuß, der saß fest." „Und da haben Sie den eingeklemmten Stiefel ausgezogen?" Er zögerte wieder: „Es war so eng." „Ordonnanzen! Bringt ihn mal zum Arzt! Und gebt ihm auch heißen Kaffee — oder haben wir keinen mehr?"

„Wir haben genug, Herr Hauptmann."

„Wie sich nur einer ganz ausziehen kann," wandte er sich an Fabian, „wenn ihm nur der Stiefel festsitzt! — Ob man sich auch so dumm benehmen würde?"

„Ich glaube nicht," überlegte Fabian. „Dazu gehört schon ein gehöriger Mangel an Selbstbeherrschung!"

Die ganze Nacht durch krachte es um unsern Unterstand. Manchmal schütterte der Boden. Dazu stanken die Pferde immer stärker.

Mitten in der Nacht polterten zwei die Treppe herunter.

„Was ist denn los?"

„Verzeihen Herr Oberleutnant! Wir wußten nicht, daß hier der Kompanieführer wohnt! Es schoß eben so. Da sind wir hier herein!"

Gegen Morgen krachte es auf einmal näher als sonst, und jemand kroch auf der Treppe herum.

„Wer ist das?"

„Eilitz! — Es schoß so, da sind wir tiefer runter."

Wieder nach einer Zeit rief es von draußen: „Ist hier Sanitätsunterstand?"

„Der nächste Eingang, nebenan!" riefen wir alle zu gleicher Zeit.

Dann kam jemand: „Herr Oberleutnant, ich melde meinen Zug vom Schanzen in vorderer Linie zurück. Wir haben drei Mann Verwundete."

Kaum wurde es hell, da standen wir auf und tranken frierend Kaffee. Dann ging Fabian allein fort und kam erst nach einigen Stunden wieder.

„Man hat den Führer der zweiten Kompanie jetzt gefunden, natürlich tot. Wir haben jetzt als vierten Zug die Reste der zweiten Kompanie. Leutnant Eisoldt führt sie. — Und jetzt ziehen wir um, in den Tunnel."

Es war draußen ruhig, so daß wir ungestört von unsern Pferden wegkamen. Eins von ihnen war geplatzt, und die Gedärme hingen blau und rot auf die Straße.

Im Tunnel hockten die Leute der zusammengeschossenen zweiten Kompanie im Tabaksrauch und Dunst: „Die schießen uns noch hier unten zusammen! — Oder die Franzosen kommen vorn in die Gräben rein, und dann sind sie auch bald hier!"

„Wir müssen uns noch alle zum Krüppel schießen lassen! — Uns ziehen sie doch erst aus der Stellung, wenn nur noch die Garnisondienstfähigen und Fahrer übrig sind!"

Wir zogen in einen Unterstand, in dem schon zwei Offiziere mit ihren Leuten lagen. Die mußten zusammenrücken.

Der Abend und die Nacht waren unruhig. Der eine Feldküchenkoch und der Küchenfahrer wurden beim Essenausgeben verwundet. Immerfort kamen Boten zu den drei Offizieren, die an dem einen Tische saßen und schrieben. Ich mußte mehrmals zu verschiednen Stellen laufen. Endlich gegen Morgen legten wir uns schlafen. Rings an die Wände waren Pritschen gebaut, immer zwei übereinander. Ich lag oben, unter mir Ziesche. Ueber mir war ein Loch in der Decke, wahrscheinlich um ein Ofenrohr durchzustecken. Dadurch hörte ich das Krachen im

Walde, bald näher, bald ferner, einen hellen, hölzernen Ton. Es waren Schrapnelle, mit denen der Wald abgestreut wurde.

Am nächsten Tage sah ich die Leute wieder im Tunnel hocken und rauchen: „Es geht eben nicht mehr! — Wir kommen nicht nach Deutschland zurück! In ein paar Tagen ist man entweder drüben bei den Franzosen gefangen oder man liegt irgendwo in einem Graben, und die andern latschen einem über die Leiche weg!"

Ich begann mich über die zweite Kompanie zu ärgern. Was nehmen sie sich nicht zusammen! So nehmen sie den armen Rekruten, die eben erst an die Front riechen, noch den letzten Mut!

Im Hauptgang des Tunnels hatten sie noch dritte Betten dicht unter der Decke gebaut. Es mußte ein Kunststück sein, sich dahinein zu biegen. Bei uns war noch ein vierter Offizier untergekommen, mit Burschen, so daß wir uns im Schlafen ablösen mußten, ich mit Ziesche.

Draußen war warmer Sonnenschein. Viele französische Flieger kreisten über unsern Stellungen und flogen über uns weg nach hinten. Deutsche Flieger schien es nicht zu geben. Wir liebten an sich die Fliegerleute nicht, wegen ihres anmaßenden Wesens, jetzt wurde immer häufiger über sie geschimpft.

Gegen Mittag umwölkte es sich, und es begann stark zu regnen. Ein Artilleriebeobachtungsoffizier kam aus dem Türkenwald als letzter, der dort aus-

gehalten hatte. Der mußte auch noch in unsern Unterstand. Jetzt hatte sogar der Oberleutnant sein Bett nicht mehr für sich allein, sondern schlief abwechselnd mit Eilitz.

Mit dem Dunkelwerden begann wieder das Feuer ziemlich heftig in unsern Wald und das Gelände ringsum.

Als Eilitz mit den dampfenden Feldkesseln kam, sagte er mit seiner hohen Stimme: „In die Nähe der Küche hat es auch mit Gasgranaten geschossen."

„Woran haben Sie denn das gemerkt?"

„Es waren so kleine Wölkchen da. Erst hatte ich nicht darauf geachtet. Aber wie ich's Essen kriege, da riecht's auf einmal so süßlich und mir wurde's für'n Augenblick ganz wie dumm!"

Am nächsten Tage war es wieder klar geworden. Es schoß seit dem Morgen mit schweren Granaten in unsern Wald. Zwei Unterstände unsres zweiten Zugs wurden zerschossen und mußten geräumt werden. Die Leute daraus mußten auch noch in den Tunnel.

Zu Mittag auf einmal ein toller Krach ganz nah. Die Erde zitterte. Wir liefen in den dunkeln Gang, der zum Haupttunnel führte. Aber von dort kamen welche gelaufen und drängten uns zurück.

„Was ist denn los?"

„Es hat eben den Tunnel eingeschossen!"

Ich roch auch schon den Granatdunst.

Als sich die Aufregung etwas gelegt hatte, gingen wir in den Tunnel. Die Kerzen brannten

noch trüber. Aber es waren nur zwei Deckenhölzer in der Mitte angeknickt. Sonst war nichts geschehen.

Nachmittags mußte ich mit einer Meldung zum Bataillon. Vor dem Unterstand war Blut von einem Posten, der hier verwundet worden war. Die dicke Glasscheibe war eingedrückt und die Scherben lagen am Boden. Aber der Hauptmann und sein Adjutant lachten sehr vergnügt.

Wieder hörte ich es in der Nacht über mir krachen und an die Bäume schlagen.

Der nächste Morgen war klar. Die Sonne schien, und ein großer französischer Flieger kreiste, umgeben von kleinen, über uns. Wieder stiegen die riesigen Granatwolken aus dem Türkenwald.

Zu Mittag kam eine Bataillonsordonnanz — mir fiel seine Blässe auf: „Herr Oberleutnant, das Bataillon läßt mitteilen, daß die Franzosen den Türkenwald besetzt haben. Die dritte Kompanie soll den Waldrand hier besetzen."

Ich hatte ein Gefühl, als ob plötzlich alles weiß geworden wäre.

„Ordonnanzen, fertigmachen!"

Es war fünf Minuten nach zwölf Uhr.

„Züge alarmieren! Zugführer zu mir!"

Ich lief durch den dunkeln Gang in den Tunnel und dort in die erste Tür links. Leutnant Eisoldt saß mit zwei Pionieroffizieren beim Skat.

„Herr Leutnant! Die Züge sollen alarmiert werden! Die Herrn Zugführer zu Herrn Oberleutnant!"

Er sah mich mit weiten Augen an: „Was ist denn los?"

„Die Franzosen sind im Türkenwald."

Er hatte noch die Karten in der linken Hand und griff mit der rechten nach der Gasmaske: „Was sollen wir tun?"

„Vorläufig nur alarmieren!" Ich lief weiter zu Seidel.

Der rauchte seine Pfeife und sagte nur: „Jetzt geht's los," klopfte seine Pfeife aus und stand auf.

Ich lief zurück und fand Fabian mit dem Hauptmann oben in einem der Betongeschützstände.

Am Rande des Türkenwaldes sah ich Leute umhergehen, konnte aber nicht erkennen, ob es Franzosen waren. Wie sollte es nur möglich sein, daß die Franzosen schon so nah waren und man keinen einzigen Gewehrschuß gehört hatte? Es müßte doch auch ein Bote von vorn dasein! Vielleicht stimmte alles gar nicht?

Auch der Hauptmann schien im Zweifel: „Es scheinen mir Deutsche zu sein. Schicken Sie doch mal eine Patrouille hinüber!"

Oder waren die Franzosen beim Nachbarregiment eingebrochen und hatten sich zwischen uns und unsre vordre Linie geschoben?

Jenseits des Türkenwalds stieg eine gelbe Leuchtkugel hoch und zerfiel. Fabian zeigte es dem Hauptmann: „Es müssen sich noch welche vorn halten, die Leuchtzeichen abschießen. Sollte man nicht gleich zum Gegenstoß vorgehen?"

„Nein, der Regimentskommandeur hat sich den Entschluß dazu vorbehalten. Wir müssen seinen Befehl abwarten."

Unterdessen kamen die Zugführer und flüsterten in einer Ecke. Am Boden lag ein Toter, dem sie Schuhe und Strümpfe und auch die Hosen ausgezogen hatten; denn wir alle hatten Mangel an Bekleidung.

Wir standen und warteten. Schließlich kam der Führer der abgesandten Patrouille zurück und meldete, sie wären aus dem Türkenwald angeschossen worden, aber er glaubte, daß es Deutsche wären. — Einer von der Patrouille war am Bein verwundet.

„Haben Sie denn nicht angerufen?"

„Jawohl, Herr Hauptmann. Aber sie antworteten nicht."

Fabian sah den Patrouillenführer sonderbar an und schickte ihn fort. Man glaubte ihm wohl nicht.

Eine Ordonnanz kam von der Kompanie, die halbrechts vor uns lag, und meldete: „Der Türkenwald ist von den Franzosen besetzt. Von den Kompanien vorderster Linie keine Nachricht."

Von rechts kamen ein paar Artilleristen und schleppten einen zwischen sich. Dem waren beide Beine über den Knien abgeschossen. Das Blut troff aus den Hosenfetzen.

Unterdessen waren schon drei Stunden seit der ersten Nachricht vergangen. Fabian schickte mich zu den Zügen, ihnen zu sagen, daß sie Fleischbüchsen, Hartspiritus und Selterswasser bei Eilitz empfangen sollten, weil heute wahrscheinlich die Küche nicht vorkommen könnte.

Ich ging im Graben entlang, in dem jetzt Posten aufgestellt waren. Einer stand ganz geduckt da, so daß selbst sein Helm nicht aus dem Graben sah.

Ich blieb stehen: „Wovor fürchtest du dich denn?"

Er sah mich nicht an. Er war einer von den Achtzehnjährigen der zweiten Kompanie.

„Sieh nur mal raus!" lachte ich. „Es ist ja gar niemand zu sehen! Und die Sonne scheint!"

Er regte sich nicht. Was sollte ich tun?

Als ich zurückkam, lag in unserm Unterstand der Mann ohne Beine am Boden und heulte. Er schien ohne Besinnung. Eilitz gab über ihn weg die Fleischbüchsen und das andre aus.

Ich ging wieder in den Geschützstand. Dort war aber Fabian nicht mehr. An der Oeffnung des Betonstandes stand der rothaarige Herschel als Posten. Neben ihm lag der am Boden, der vorhin hier als Posten stand.

„Hat es denn geschossen?" fragte ich.

„Ja, vorhin kamen ein paar Schrapnelle hierher." Dabei wandte er sich an mich, und ich sah: der hat gar keine Angst! — Wenn er heute fiele? Es würde mir ehrlich leid tun; denn das ist ein Kerl. — Ich falle ja nicht. Das stand mir ganz fest. Aber ruhig war ich darum doch nicht.

Es kam jemand die Treppe herauf.

„Renn!" sagte Fabian ruhig und lächelte ein klein wenig. „In dreiviertel Stunde." Dann wurde er dienstlich: „Ich habe den Ziesche schon fortgeschickt, die Züge zu holen. Eilitz bleibt hier. Wir müssen jetzt gehen."

Wir gingen ein Stück den Graben entlang und warteten auf die Kompanie. Der Sonnenschein lag noch gelblich auf der Wiese draußen. Aber der Wald war schon grau.

Es dauerte über eine halbe Stunde, bis die Kompanie zusammen war. Fabian gab halblaut Befehle und kroch mit uns aus dem Graben in eine völlig zerschossene Batteriestellung dicht dabei, in der wir uns hinter Wälle in halbverschüttete Gräben legten. Er zeigte den Zugführern einen Gebüschstreifen, der sich nach dem Türkenwald zu vorzog, und erklärte, wie angegriffen werden sollte.

Wir mußten jetzt noch auf die vierte Kompanie warten, die links von uns angreifen sollte. Schließlich kamen Leute dieser Kompanie aufrecht durch den Wald gegangen. Sie schienen keine Ahnung zu haben, worum es sich handelte.

„Wenn sich die Kerle doch wenigstens hinlegen wollten!" flüsterte mir Seidel zu. „Siehst du, dort kommt schon so ein verfluchter französischer Flieger! Daß wir jetzt in der Dämmerung einen Gegenstoß machen, ist doch jedem Kind klar! Und daß wir ihn aus diesem Gebüsch heraus machen, auch! Wenn wir nur nicht noch vorher eins abkriegen!"

Der Hauptmann kam mit seinem Adjutanten und legte sich neben uns. Vor uns stand der Mond und begann an Licht zuzunehmen, während rechts noch der Himmel rotgelb über die Fläche sah.

Immer noch war die vierte Kompanie nicht vollzählig. Endlich kam der Führer mit dem Rest der Leute.

Fabian schickte einen Mann vor, die letzten hinderlichen Drähte mit der Drahtschere zu zerschneiden. Er kroch auf dem Bauch aus dem höherliegenden Walde heraus.

Da kam es angerauscht: Krach! Der Boden flog auf, wenige Schritte vor dem mit der Drahtschere,

und warf Lehmbatzen bis zu uns. Der Mann sprang auf und warf sich in einen Granattrichter.

„Können wir nicht jetzt, Herr Hauptmann?" fragte Fabian ungeduldig.

„Ja, los!"

„Folgen!" flüsterte Fabian. Wir krochen hinter ihm aus dem Walde. Im Gebüschstreifen stand ich auf. Fabian lief schnell. Die Ranken des Brombeergebüschs hielten einen sehr auf.

Bramm! dicht hinter mir. Ich bekam Lehm in den Hals, und die Gasmaske fiel mir herunter. Ich hob sie auf und lief weiter. Ihr Band war zerrissen. Ich sah mich plötzlich nach Ziesche um. Hinter mir lief nur Seidel. Fabian hatte schon einen Vorsprung, und es wurde immer dunkler. Alles verschwamm weißlich im Zwielicht.

Fabian hielt und kniete nieder. Fünf Schritte vor uns hörte das Brombeergestrüpp auf. Bis zu dem dunkel ragenden Türkenwald waren es kaum hundert Meter. Dazwischen ebne Wiese.

Fabian flüsterte mit Seidel und zeigte ihm, wie angegriffen werden sollte. „Ich komme dann mit der Unterstützung nach, wenn Sie im Walde sind und helfe Ihnen, wo sich die Franzosen etwa noch halten."

Seidels Zug war jetzt da, aber von den andern Zügen kein Mensch. Ziesche fehlte.

Links klapperte Schanzzeug. Das mußte die vierte Kompanie sein. Ein paar Gewehrschüsse.

Fabian beugte sich zu Seidel: „Die vierte Kompanie ist bemerkt worden. Greifen Sie an!"

Seidel gab mit dem Arm das Zeichen. Sie standen auf und liefen in die graue Dämmerung hinaus.

Jemand kam von hinten gerannt: „Fabian! Der Hauptmann ist verschüttet. Sie führen das Bataillon!"

Peitschendes Gewehrgeknall um uns und leichtes Aufblitzen am Waldrand.

„Der größte Teil Ihrer Kompanie ist auch verschüttet! Ich habe mich herausgebuddelt und bin zu Ihnen gelaufen!"

Es pfiff um uns. Fabian deutete mit einer erregten Bewegung vor: „Da laufen sie! Ich kann sie nicht mehr aufhalten! — Sie laufen zu weit rechts!"

Meine Augen bohrten sich vor: Das ist ja schrecklich! Die laufen fast an den Franzosen entlang! Dort stürzt einer, und noch einer!

Dann sah ich niemand mehr. Am Waldrand flammten rote Feuer auf. Es peitschte um die Ohren. Ich fühlte den Wind von einem Geschoß am Hals.

Was ist mit Seidel? — und Ziesche!

Ein Schlag auf meinen linken Oberarm!

„Ich bin verwundet," sagte ich.

„Wo?" fragte Fabian.

Ich zeigte es ihm.

Der Oberarmmuskel begann zu schmerzen, als ob er aufgedunsen würde.

„Haben Sie ein Messer?" fragte der Adjutant.

Ich hatte es in der linken Hosentasche und versuchte mit der rechten Hand quer über den Leib hineinzugreifen.

Er merkte es und zog es heraus.

Es pfiff und knallte.

Er schnitt den Aermel ab. Wo es schmerzte, war nichts zu sehen.

„Ein tüchtiges Loch!" sagte der Adjutant. „Das wird ein Verbandpäckchen gar nicht decken. Aber kommen Sie mal in den Granattrichter!"

Wir krochen in einen breiten Trichter, in dem wir sicher waren.

„Wo ist denn die Wunde, Herr Leutnant?"

„Nahe der Schulter. Der Schuß muß von schräg links gekommen sein!"

„Aber ich merke gar nichts von Bluten?"

„Es blutet auch kaum."

„Meine Leute!" knirschte Fabian.

„So, jetzt müssen wir aber den Aermel wieder anstecken. Ihr Arm glänzt so weiß im Mondenschein, daß es die Franzosen drüben sehen müssen."

Er steckte mir Hemd- und Rockärmel mit einer Sicherheitsnadel ganz schief wieder an.

Das Gewehrfeuer ließ etwas nach.

„Gehen Sie doch mal hinüber," sagte Fabian, „was die vierte Kompanie erreicht hat!"

Der Adjutant verschwand im Gebüsch.

Ich merkte, wie verstört Fabian war, und sagte, ihn abzulenken: „Ziesche muß auch verwundet sein."

„Alle ordentlichen Leute sind verwundet, nur ich nicht! Wie soll ich nur überhaupt wieder vor meine Kompanie treten? Ich bin hier vorn gewesen und habe nicht mit angegriffen, weil ich auf die andern Züge wartete! Das glaubt mir doch aber kein Mensch!"

Der Adjutant kam zurück: „Die vierte hat gar nicht erst angegriffen, weil sie solches Feuer bekamen."

„Und wegen diesem Pack habe ich meine Leute da vor gehetzt!"

„Na, na! Die können nichts dafür. Wir wollen lieber froh sein; sie haben nur drei Leichtverwundete. — Aber wollen wir nicht jetzt hintergehen?"

Kein Schuß fiel mehr. Die roten Feuer waren erloschen. Wir gingen langsam im Mondschein zurück, nur noch drei.

Ich begann vor Kälte zu zittern. Der Schmerz war fast vergangen.

Als wir an den Waldrand kamen, standen da einige.

„Sie sind ja da!" rief der Leutnant Eisoldt den Adjutanten an. „Wir graben die ganze Zeit nach Ihnen. Herr Hauptmann hat überall nach Ihnen gesucht."

„Was? Ist der auch da? Ich hab doch nach ihm gesucht!"

Ich fragte einen: „Habt ihr den Ziesche gesehen?"

„Er ist gleich hinter dir verwundet worden. Es hat ihm die ganze eine Gesichtshälfte weggerissen."

„Lebt er noch?"

„Nee, der hat gar nichts gemerkt."

Vorm Bataillonsunterstand drehte sich Fabian nach mir um: „Meine besten Leute sind heute weg —." Er fand nicht weiter und drückte mir nur die Hand.

„Auf Wiedersehen, Herr Oberleutnant!" rief ich.

Er nickte: „Gehen Sie in den Unterstand! Eilitz soll Sie nach dem Verbandsplatz bringen. — Man

ist unsicher im Gehen mit so einem angeschossenen Arm."

Einige Schrapnelle fuhren in den Wald und klapperten in den Aesten. Ich ging nach dem Tunnel.

Im Unterstand lag der ohne Beine, jetzt tot.

Eilitz fuhr in die Höhe: „Wo ist der Oberleutnant?"

„Gesund, im Bataillonsunterstand." Ich freute mich, daß er sich so gesorgt hatte.

„Ist der Wald wiedergewonnen worden?"

„Nein. Es ist auch keiner in den französischen Graben gekommen."

„Doch, ich!" sagte es gereizt hinter mir. Ich fuhr herum: Seidel! „Ich bin drin gewesen!" sagte er, aber gar nicht wie er selbst. „Aber als ich mich umsah, war keiner mehr da, und der Graben war auch von Franzosen leer. Da bin ich vorsichtig im Graben nach rechts weiter und bin da zur ersten Kompanie gekommen. Wo ist der Oberleutnant?"

„Im Bataillonsunterstand."

Er lief ohne ein weiteres Wort hinaus.

Eilitz führte mich ganz unnötig vorsichtig am rechten Arm und half mir aus dem Graben.

Da fiel mir ein, daß meine Briefe, und was ich mir sonst aufgeschrieben hatte, noch im Unterstand lagen. Ich hatte sie nicht mit vorgenommen, für den Fall, daß man in Gefangenschaft geriete. Denn es standen Bemerkungen über Truppenbewegungen darin.

„Du, warte mal hier; ich muß noch was holen!"

Ich kletterte wieder in den Graben und tappte durch die dunkeln Gänge.

Im Unterstand brannte noch das Licht. Ich stieg

über den Toten weg, steckte die Papiere in die Rocktasche und tastete zurück.

Als ich Eilitz nicht an der Stelle traf, wo ich ihn verlassen hatte, rief ich leise: „Eilitz! — — Paul!" — — Eine Angst befiel mich. Ich kletterte mühsam aus dem Graben. — Ich sah niemand. Ich stolperte über Aeste und umgebrochene Bäume. — Da! Er lag ausgestreckt im Astgewirr. Der Mond schien ihm ins Gesicht. Er hatte etwas Blut über dem einen Auge. Mich fröstelte, und ich ging weiter.

VERWUNDET

Ich ging durch den toten Wald. Silbrig und kahl standen Bäume und Aeste im Mondschein.

Ein Erdwall kam und ein öder Platz mit Krankentragen und Zeltbahnen darübergedeckt. Das waren Tote.

Roter Lichtschein kam aus einer Oeffnung am Boden.

Ueber mich weg zischte ein Schrapnell.

Ich stieg die Treppe hinunter. Rechts waren zwei Aerzte bei hellweißen Karbidlampen mit einem entblößten Oberschenkel beschäftigt, Oberkörper und Kopf waren im Schatten.

Links stöhnte auf einem Schemel der Vizefeldwebel Hornung, wie es schien, ohne Verwundung, vielleicht verschüttet gewesen.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte, und blieb vor ihm stehen.

Er sah auf, sagte unnatürlich: „Guten Abend!" und begann sich wieder zu bewegen. Er war fast gut angezogen, obwohl lehmig. Ich liebte ihn nicht; er war gern höhnisch. „Ach, dieses Gefühl im Kopf! Alles dreht sich herum in mir."

Ich hörte das wie von ferne. Ich fühlte etwas herankriechen. Ein Schauder überrieselte mich.

„Ich sollte zur Kompanie zurück? Nein, ich

meine nicht, daß ich vorn hin sollte; da war ich ja vorn." Spricht er nur mit mir? dachte ich und konnte doch nicht zuhören. „Als mir das kleine Brett auf dem Rücken lag, da wollte ich stürmen. Ach nein! Ich weiß natürlich, was ich meine!" Das klang boshaft und verächtlich. „Meine Gedanken sind immer fortgelaufen." Er machte mit dem Kopf eine Kreisbewegung. Die machte mein wanderndes Gefühl noch tuchiger.

Der Arzt trat zu Hornung: „Ich habe Ihnen etwas gegeben. Jetzt nehmen Sie sich zusammen! — Und Sie?" wandte er sich an mich. „Waren Sie nicht Ordonnanz bei Fabian? — Kommen Sie mal gleich her!"

Man setzte mich auf einen Schemel. Jemand machte die Sicherheitsnadel auf meiner Schulter los und zog mir Aermel und Rock aus. Das Hemd wurde heruntergestreift. Ich fror.

„Ein tüchtiger Fleischschuß! Sie können von Schwein reden! Der Splitter hat ordentlich gefetzt, — oder war es ein Schrapnell?"

„Nein, ein Gewehrschuß."

„Das muß aber dann sehr aus der Nähe gewesen sein."

„Auf achtzig Meter, Herr Oberarzt."

„Ach, Sie haben den Sturm mitgemacht?"

„Nicht eigentlich. Ich wartete mit Herrn Oberleutnant auf die Reste der Kompanie." Es war grauer Nebel um mich.

„Wie haben die Leute angegriffen?"

„Vorzüglich, Herr Oberarzt! Sie waren ganz umgewechselt gegen vorher."

„So? Es sind scheußliche Verwundungen drunter."

Hinter mir murmelte Hornung etwas, aber es war im schwarzen Nebel verschlungen. Ich hielt mich ganz aufrecht, daß es nicht noch näher käme.

„Nun noch die Tetanusspritze! Waschen Sie ihm hier die Haut!"

Auf der rechten Brustseite wusch der Sanitätsunteroffizier mit etwas Kaltem einen kleinen Fleck. Der Arzt packte dort die Haut und stach die Spritze ein. Ich sah nichts mehr vor Schwärze und hielt mich ganz steif.

— — — — — — — — — — —

Ich erwachte. Ein Glück rieselte in mir. Ich hörte Stöhnen. Hornung saß über mir. Ich lag auf einer Trage. Meine Brust war fest beim Atmen. Da fühlte ich einen breiten Verband.

„War ich lange bewußtlos?" fragte ich Hornung.

„Ich weiß nichts. Die Zeit ist ausgedehnt —."

Ich sah nach innen. Da saß es schrecklich mit dem Wolltuch. Was ist das! — Auf meiner Brust waren kühle Blasen. Steif tappten meine Finger darauf. Das kam heran, zum Entsetzen nah! — Jetzt — — — — —

Das Erwachen war lächelnd. Oh, daß alles vorüberging!

Hornung stöhnte: „Wenn ich mich nur übergeben könnte! Der Wurm im Kopf!"

Auf dem Verbandstisch brannten die beiden Karbidlampen. Der Oberarzt kam und trat mir vors Licht: „Nu, wie ist's Ihnen?"

„Gut, Herr Oberarzt!"

„Erzählen Sie noch etwas vom Sturm! War das nicht schrecklich?"

„Nein, es war herrlich, wie die vorstürmten, alle, — die vorher im Tunnel klagten! Einer hat gesagt — ich hörte es im Vorübergehen —, es wäre ihm gleich, ob er gefangen würde. Und der ist vorgerannt und hingestürzt. Wahrscheinlich ist er tot."

„Aber das ist doch nicht herrlich!"

„Doch, Herr Oberarzt, wie sie auf einmal alle Angst verloren hatten! Daß es sie gepackt hatte und sie angriffen, das war unvergleichlich schön!"

Die Angst kam wieder, aber durchleuchtet von dem Gedanken an den herrlichen Angriff. Noch konnte sie nicht Herr werden.

„Und wie war es dann, als Sie ohnmächtig wurden?"

„Es kam so heran, und ich sah nur noch das Licht. Und dann packte es mich, und ich machte mich ganz steif, um es nicht heranzulassen. Dann wußte ich nichts mehr. Aber beim Aufwachen war es sehr schön."

„Und fühlen Sie sonst nichts?"

„Ich habe den ganzen Körper voller Blasen, und mein Mund ist geschwollen. Meine Finger sind auch steif."

Er murmelte etwas, auf das ich in dem grauen Ankriechen nicht hören konnte. Das wuchs und war so entsetzlich, so furchtbar tuchen. Ich mußte mich innen in meinem Kopf zusammenziehen, ganz grau. Oben war noch ein Widerschein, sonst Tuchklumpen. Die Lippen. Hooch! Das kam gräßlich, noch näher und noch gräßlicher und wuchs bleiern. Aber

ich wollte es bezwingen, mich festmachen! Noch näher und gräßlicher! Nein! — — —

Die beiden Aerzte flüsterten zusammen.

„Das ist es nicht, Herr Kollege. Ich halte es für Wundstarrkrampf. Haben Sie gehört, wie er von dem Angriff sprach? Das ist gewissermaßen eine positive Ekstase, die der negativen entspricht. Uebrigens ist der Puls recht schwach. Ich werde mal sehen, ob er wieder zu sich gekommen ist."

Er kam zu mir: „Ich werde Ihnen mal etwas Kognak geben." Er goß mir ein. Es durchfeuerte mich.

„Nu, wie ist's jetzt mit Ihnen?"

„Es wird mir etwas schwer zu sprechen, Herr Oberarzt, weil meine Lippen so dick sind. Auch die Blasen sind noch größer geworden. Aber sonst fühle ich mich sehr wohl."

„Es schießt übel draußen," sagte er. Ich merkte, daß er mich beobachtete. Er schien nicht mehr zu wissen, was er fragen könnte, und verließ mich.

Sonderbar, daß es mir begegnete, daß etwas an mir beobachtenswert war.

Ich lag froh.

Hornung stöhnte. Jemand wurde heruntergetragen, die zerrissenen Hosen zuerst. Die Aerzte hantierten. Eine Zeit verging.

Ich wurde wieder aufmerksam. Es war nur Atmen im Unterstand. Der Oberarzt kam: „Wie steht es?"

„Sehr gut, Herr Oberarzt."

„Es ist schon spät. Wir müssen sehen, daß Sie noch hinterkommen. Ich werde Ihnen den Sanitäts-

unteroffizier mitgeben, für den Fall, daß Sie wieder einen Kollaps kriegen."

Ich wußte zwar nicht, was Kollaps heißt, sagte aber: „Es passiert nichts mehr!"

„Und Sie," wandte er sich an Hornung, „müssen auch fort."

„Ich kann nicht, Herr Doktor!"

„Das ist Unsinn! An der Luft werden Sie gleich freier."

Ich stand auf. Hornung bewegte sich nur auf seinem Schemel.

„Jetzt stehen Sie auf!"

„Ich kann nicht!" hauchte er.

„Nehmen Sie ihn mal am Arm!"

Ich faßte ihn zögernd am Oberarm. Da stand er auf einmal leicht auf. Was war da geschehen? An der Unterstandstreppe mußte ich ihn loslassen. Er stieg voraus. Auf einmal wankte er nach hinten. Wenn er auf mich fiel? Ich war hilflos mit dem eingebundenen Arm! Ich packte ihn rasch am Arm und schob ihn hinaus.

Draußen schien der Mond auf die weißlichen Aeste und auf die Toten.

„Jetzt rasch!" sagte der Sanitätsunteroffizier. „Hier schießen sie immer mit Schrapnellen her. Dort die Wiese hinauf!"

Wir begannen zu rennen. Hornung torkelte rechts an mir, und links war ich fest und hilflos. Ich versuchte, mit ihm in gleichen Schritt zu kommen, aber es ging nicht. Wir wankten den Hang hinauf und zwischen den Kreuzen des Friedhofs und unbeerdigten Toten durch.

Surr! ein Schrapnell dicht links.

Wir stockten vor einer quer liegenden Leiche. Surr! wieder eins.

„Was ist denn?" wandte sich der Sanitätsunteroffizier um und wollte Hornung am rechten Arm über die Leiche helfen.

„Lassen Sie mich!" sagte der gereizt.

Wir kamen an einen Graben. Ich konnte eingebunden, wie ich war, nicht springen, und Hornung wurde an meiner Seite schlaff.

Der Sanitäter lief am Graben entlang. „Hierher!" rief er.

Hier war der Graben eingeschossen.

„Jetzt weiter! Das ist die übelste Stelle!"

Wir kamen in den Hohlweg.

„Hier in einem dieser Unterstände müssen Sie warten, bis ein Sanitätswagen kommt. — Gute Besserung!"

Vor uns war im Steilhang ein Treppeneingang, unten Licht. Beim Hinuntersteigen ächzte Hornung.

Unten arbeiteten drei Pioniere an einem Gang. Es lag ein Stoß Minierholz da, auf den sich Hornung setzte, ohne ein Wort zu sagen.

„Können wir hier bleiben, bis ein Sanitätswagen kommt?" fragte ich.

„'s wird euch aber kalt werden," antwortete einer, ohne seine Arbeit zu unterbrechen.

Hornung begann wieder mit seinen Bewegungen und schien keine Luft zu bekommen.

Die Feuchtigkeit des Holzes drang durch die Hosen. Mir stieg eine Uebelkeit auf, die mich ganz beschäftigte. Nach einer Weile ließ es nach. Ich betastete auf meiner nackten linken Brustseite die

großen Blasen. Ein Frostschauer nach dem andern überlief mich und ging bis in die Haarwurzeln.

Im Stollen arbeiteten sie.

„Noch eine Idee höher! Der Zapfen sitzt noch nicht. — So, jetzt!"

Plötzlich bemerkte ich etwas an Hornung. Seine Augen lagen im Schatten. Sein Gesicht sah merkwürdig braun und fremd aus. Er bewegte die Lippen und die Falten um den Mund, als ob er auf der Bühne spräche, — er war ja Schauspieler. Mir fiel ein, wie unnatürlich er im Sanitätsunterstand gesprochen hatte, wie auf der Bühne.

„Du, trag mal die Säcke fort! Dann machen wir 'ne Pause." Sie schleppten die Säcke mit ausgekratztem Lehm an die Treppe und lehnten sie an die Wand. Dann setzten sie sich auf einen Holzstoß und begannen Brot zu schneiden.

„Ich glaube, heute kommt kein Sanitätswagen mehr. Das schießt zu elend auf die Straßen!"

Da können wir nicht hierbleiben, dachte ich und bewegte mich etwas. Ich fühlte mich durchkältet und mußte ganz weit gähnen. „Herr Feldwebel!" sagte ich. „Wäre es nicht besser, wir versuchten selbst hinterzukommen?"

„Nee, das geht nicht," sagte einer der Pioniere. „Wißt ihr denn den Weg? Und 's ist recht kalt draußen."

„Das ist noch immer besser, als halb nackt hier unten zu sitzen."

Sie betrachteten von der Seite meine bloße linke Seite.

„Paul!" sagte der eine. „Mußt du nicht jetzt hinter? Du könntest sie doch mitnehmen."

Hornung saß unbeweglich da und atmete schwer. Ich nahm ihn am Arm. Er stand schwer auf.

„Danke für die Aufnahme," sagte ich.

„Da ist nichts zu danken," murmelte einer.

Es war dunkel und still auf der lehmigen Straße. Als wir auf die Höhe kamen, sah ich noch einmal nach vorn. Weit rechts stieg eine weiße Leuchtkugel auf. Ein einzelner Gewehrschuß verlor sich.

Der Pionier führte uns einen anderen Weg, als den wir vor einer Woche vormarschiert waren, eigentlich keinen Weg, sondern über einen alten Acker mit nassen Strünken. Wir kamen zu verfallenen Häusern. Aus einem Keller drang spärliches Licht. Ich fror an meinen Blößen neben dem Verband.

„Um das nächste Dorf," sagte der Pionier, „steht alles voll Batterien. Da schießt es viel hin."

Links kam ein schwarzer Graben, an dem wir auf zehn Schritt entlang gingen. Hinter uns kam es leise: S—ch—s—ch, ganz auf uns und wurde schärfer.

„Hinlegen!" brüllte der Pionier und lag dunkel am Boden.

Wir beide standen ohne Entschluß.

Sch! fuhr es herab.

Map—kremm! Ein brauner Baum sauste auf, fünf Schritt vor uns. Hornung neigte den Oberkörper.

Pu—pu—pu! fielen Lehmbatzen nieder. Ich bekam nassen Lehm in den offnen Kragen.

Der Pionier stand auf: „Das war verflucht nah!"

Ein Abschuß gellte über uns weg.

„Wir müssen in den Graben," sagte der Pionier.

Wir folgten ihm. Der Lehm rutschte mir tiefer und war kalt am Rücken.

Der Pionier rutschte in den Graben und streckte Hornung seine Hand herauf. Der beugte sich und kam ungeschickt hinein. Ich fürchtete mich mit nur einem brauchbaren Arm und legte mich auf die rechte Seite. Der Pionier faßte mich vorsichtig an den Hüften.

Im Graben liefen wir schnell um die runden Lehmecken. Oben kamen Mauertrümmer. In einer Grabenerweiterung saß massig eine Haubitze mit runden Geschoßkörben um sie.

Hinter dem Dorf hörte der Graben in einer Wiesenfläche auf. Hornung ging jetzt ohne Hilfe. Ich fühlte mich frisch zum Gehen.

Wir kamen auf eine Straße, dann durch ein wenig zerschossenes Dorf.

Die Dämmerung begann.

„Dort ist das Feldlazarett," sagte der Pionier und deutete auf einen großen Hof.

Als wir hineintraten, kam ein Arzt aus einem niedrigen Gebäude rechts: „Ich war gerade mit Verbinden fertig. — Nu, Ihr Verband ist ja gut! Haben Sie Schmerzen?"

„Nein, Herr Doktor."

„Na, kommen Sie mal mit!" sagte er munter. Er brachte uns in ein niedriges Gebäude. Rechts und links lagen Verwundete dicht nebeneinander. Ich kam zwischen zwei, von denen der links die Decke über den Kopf gezogen hatte. Der rechte sah mich blaß an. Ich ließ mich auf den rechten Arm nieder und legte mich behutsam auf den Rücken. Ein

Krankenwärter brachte eine Decke und legte sie mir über.

„Brauchst du sonst was?"

„Nein, danke."

Das Tageslicht durch die Fenster störte mich. Die Wolldecke war mir an den bloßen Stellen rauh. Ich schloß die Augen. Aber ich war sehr wach. Die Begebnisse der Nacht kamen mir in Bildern, aber unzusammenhängend und nackt: die Straße, auf der wir zuletzt kamen, wie sie beim Angriff hinfielen. Eilitz lag im Walde, an dessen Tod ich schuld war. Und der Saal hier und die Decke! Neben mir rechts, der atmete unregelmäßig. Das quälte mich. Ich schielte nach ihm. Er bewegte ein Knie unter der Decke. Ich machte wieder die Augen zu und dachte: ich müßte doch müde sein!

Ich schlief ein.

Ich fuhr auf. Jemand hatte mich gefragt, ob ich aufstehen könnte. Ein Krankenwärter stand zu meinen Füßen und sah auf mich herunter.

„Ja," sagte ich und richtete mich auf.

Er zeigte nach dem Tisch rechts hinten. Dort gäbe es Frühstück. Ich erhob mich und ging verdächtig leicht hinüber.

An dem Tisch saßen mehrere, schmutzig und blaß. Ich setzte mich auf einen Schemel. Ein paar redeten. Mich quälte es, zuzuhören.

Becher mit dünnem, heißem Kaffee wurden vor uns gesetzt. Dazu gab es eine Schnitte Brot. Ich hatte Hunger, aber es schmeckte mir an dem Tisch nicht. Ich stand bald auf. An der Wand hing ein Spiegel. Scheu warf ich einen Blick hinein und erschrak. Ich war wie eine weiße Fläche mit ein paar dunkeln Augen drin.

Gegen Abend wurde ich in ein Sanitätsauto verladen. Ich mußte mich dazu auf eine Trage legen und bekam eine dünne Decke übergelegt. Man schob mich oben in den dunkeln Wagenraum. Unter mir lagen schon zwei. Dann kam rechts noch eine Trage mit einem darauf hereingefahren. Die Klappe hinten wurde zugemacht und verschlossen. Durch einen Ritz drang etwas fahles Licht.

Der Motor wurde angekurbelt. Es ratterte. Sie stiegen vorn auf. Plötzlich zog es an. Schwankend surrte das Auto fort. Ich wurde auf der gespannten Leinwand der Trage leicht in die Höhe geworfen und fiel schwer auf die Stangen der Trage, gerade mit der Wunde. Da hob es mich schon wieder in die Höhe. Die Straße mußte sehr ausgefahren sein. Wenn wenigstens das Auto nicht so weiche Federn hätte! Es schwankte hin und her. Ich versuchte mich mit der freien Hand gegen die Decke zu stemmen. Dabei machte ich mich aber steif, und es wurde nur schmerzhafter. Auf die Seite konnte ich mich nicht legen; denn ich hätte mich nur auf den gesunden Arm legen können, und dann wäre keine Hand zum Festhalten frei gewesen. So ließ ich mich wippen und fliegen und schloß die Augen. Da hatte ich wieder das Gefühl, ich könnte hinunterfallen. Unter der dünnen Decke war es kühl. Meine Blasen fühlten sich gänsehäutig an. Es ging um Ecken und wieder geradeaus. Wagen rumpelten. Infanteriekolonnen latschten vorbei. Ununterbrochne Stöße kamen: Steinpflaster.

Wir hielten. Stimmen. Jemand klapperte hinten

am Schloß und öffnete. Tageslicht. Eine Trage wurde unter mir herausgezogen. Ein Frostschauer überfiel mich.

Man zog mich heraus. Ich sah ein Haus. Der Himmel, obwohl trübe, blendete mich. Sie trugen mich mit den Füßen zuerst eine Treppe hinauf. Das erheiterte mich ein wenig. Dann kam ein großes, helles Zimmer mit Betten.

Eine Schwester lächelte mich von oben an: „Können Sie allein aufstehen?"

Ich streifte die Decke zurück und erhob mich. Sie führte mich an ein weißes Bett. Ich knöpfte den Rock auf, soweit er zugeknöpft gewesen war. Dann trat ich die lehmigen Stiefel von den Füßen. Die waren sehr schmutzig. Ich schämte mich und deckte mich schnell zu.

„War es schlimm da vorn?"

„Nein, — oder vielleicht doch."

Sie lächelte und ging zu dem, der eben hereingetragen wurde.

Eine Kälte durchschauerte mich. Die Angst kam wieder. Ein sprödes, dumpfes Ziehen und das grauenvolle Herankriechen. Meine Blasen waren noch größer geworden.

Nach einer Weile wich das Gefühl. Rechts im nächsten Bett bewegte sich einer stöhnend hin und her. Sein Gesicht war rund und rot. Die Schwester kam zu ihm: „Nachher werden wir Ihren Rücken noch einmal mit Aether waschen. Jetzt gibt's zu essen — oder haben Sie keinen Appetit?"

Sie fühlte ihm die Stirn. Dann sah sie zu mir herüber: „Haben Sie Schmerzen?"

„Nein, aber Hunger!" Ich wurde auf einmal sehr vergnügt.

Am nächsten Tag wurde ich wieder in ein Auto verladen und auf den Bahnhof gefahren. Sie setzten mich auf meiner Trage in einen niedrigen Eisenbahnwagen mit vielen kleinen Fenstern.

Wir fuhren ab. Jedes Stoßen der Räder stieß mir in die Wunde. Dazu kam wieder die Angst und das Ziehen.

Wie viele Tage wir fuhren, weiß ich nicht. Manchmal stand ich auf, um nur nicht immer in die Wunde gestoßen zu werden. Ich bat, man möchte mich eine Nacht sitzen lassen. Aber die Schwester erlaubte es nicht, und es wäre auch nicht gegangen. Ich hatte Fieber und mußte immerfort austreten. Die Schwester schien um mich besorgt zu werden. Immer wieder kam das Gefühl und war häßlich und spröde. Am Körper juckte es mich. Ich mußte Läuse haben. Aber ich konnte nichts dagegen tun. Ich dachte verzweifelt: Bleibt denn das immer so, daß dieses Gefühl wiederkommt? Wenn es aber vorbei war, dann war ich glücklich.

Es war Nacht. Unser Zug hielt. Ich beachtete es nicht mehr.

Krankenträger kamen herein und faßten meine Trage. Sie trugen mich vorsichtig hinaus, aber ich hatte Angst. Jetzt ging es über die Schienen. Wenn sie stolperten, das könnte ich nicht mehr ertragen! Wir kamen an ein großes Gebäude wie einen Speicher. Daran ging es entlang. Was wollten sie nur mit mir? Es ging mehrere Treppen hinauf. Weiße Gänge.

„Hier herein!" sagte eine alte Frauenstimme. Sie

stand in der Tür mit auf dem Bauch gefalteten Händen und sah mich aus weißen, gestärkten Kopfbinden sehr gut an.

Man trug mich in einen Saal mit zwei Reihen Betten. Die Nonne half mir sanft aufstehen. Ich zitterte am ganzen Körper. Die Zähne schlugen mir aufeinander.

„Ich habe Läuse," sagte ich verzweifelt.

„Die werden wir bald los sein," lächelte sie. „Wo es sauber ist, gefällt's denen nicht."

Sie legte mich ins Bett und deckte mich zu. Ich zitterte und konnte es nicht verhindern.

Die Nonne kam mit einem Becken, nahm mir die Füße aus dem Bett und begann sie mit warmem Wasser zu waschen.

„Sie haben Fieber?" fragte sie mit etwas näselnder Stimme, die aber sehr gut war.

„Ja, ich glaube," stotterte ich.

„Wir werden Sie gleich Herrn Doktor vorstellen. Wir haben hier einen sehr tüchtigen Arzt. Der ist unermüdlich vom Morgen bis in die Nacht."

Sie steckte meine Füße wieder unter die Decke.

Ein Wärter kam mit einem flachen Wagen auf Gummirädern. Darauf mußte ich mich legen. Er fuhr mich hinaus in einen engen Raum. Auf einmal surrte es, und wir fuhren hinunter.

Er schob mich in einen Saal mit Becken und Instrumenten. Da setzte er mich auf einen weißbezogenen Tisch und zog mir das Hemd aus. Um die Hüften legte er mir die Decke, daß ich nicht ganz nackt dasäße. Dann wickelte er den Verband von Brust und Schulter. Ich zitterte und klappte mit den Zähnen.

„Das hat aber geeitert!"

Jemand ging unruhig hinter mir auf und ab, blieb stehen und schien mich zu beobachten. Ein Arzt konnte es nicht sein. Der Mensch hier hatte Angst. Er ging wieder auf und ab, blieb stehen und machte wieder ein paar Schritte, schrecklich unruhig. Ich klappte verzweifelt mit den Zähnen. Wenn er mich nur nicht beobachtete!

Der Wärter hatte den Verband abgewickelt und warf ihn in einen Eimer. Fast alles war braun durchtränkt. War das alles Eiter?

Die Tür wurde rasch aufgemacht.

„Doktor Sand!"

„Lindkamp," sagte eine leise, tiefe Stimme.

„Sie sind nicht verwundet, Herr Hauptmann?"

„Nein, ich bin krank."

„Aber es fehlt die Ueberweisung vom Feldlazarett."

„Ich bin nicht überwiesen."

„Dann dürfen wir Sie aber nicht aufnehmen, Herr Hauptmann."

Ich fror furchtbar an Brust und Rücken.

„Was soll ich denn tun?" murmelte der Hauptmann.

„Wir können Sie ja hier behalten, aber immer unter der Voraussetzung, daß wir Ihr Bett nicht anderweitig brauchen. — Wir müssen auch darüber berichten."

„Das ist Ihre Pflicht," murmelte der Hauptmann.

Rasche Schritte zu mir. Ein Mann im weißen Mantel, noch jung.

„Was haben Sie? — Wo sind die Instrumente, Schwester?"

Instrumente klapperten hinter mir. Ich zuckte zusammen.

„Tat das weh?"

„Nein, Herr Doktor," stotterte ich.

Es kamen welche zur Tür herein.

Die Wunde wurde mit etwas Kaltem betupft. Ich wollte mich zusammennehmen und hörte auf zu zittern. Da schlugen mir wieder die Zähne zusammen. Selbst das konnte ich nicht mehr! Ich fing krampfhaft an zu weinen. Es schüttelte mich vor Frost.

„Jetzt schnell verbinden und ins Bett!" sagte der Arzt und legte mir etwas Breites, Weiches auf die Wunde.

Der Wärter umwickelte mir die Brust mit einer breiten Binde und flüsterte: „Nicht Angst haben!"

Er fuhr mich auf den Gang. Ein kleiner Offizier sah mich mitleidig an. Ich konnte nicht sehen, was er für Abzeichen auf den Achselstücken hatte. Aber ich ahnte, daß es der Hauptmann war.

„Haben Sie große Schmerzen?"

„Nein, — Herr Hauptmann. — Mich friert — nur — so." Ich brachte es nur stockend heraus, so schüttelte mich der Frost.

Er sah weg und machte auf einmal eine verlegene Verbeugung: „Lindkamp."

O Gott! dachte ich, er hält mich für einen Offizier! Ich kann mich ihm doch nicht vorstellen.

Er sah mich traurig an und ging neben meinem Wagen her.

„Wie heißen Sie?" murmelte er.

„Renn, Herr Hauptmann."

„Wenn Sie irgend etwas brauchen — ich liege im Zimmer 209."

Er wandte sich ab und blieb stehen. Ich wollte ihm gern etwas sagen. Aber ich war doch nur Gefreiter, und ich zitterte vor Frost und konnte nichts finden.

Man legte mich ins Bett. Die Nonne deckte mich zu.

„Morgen ist's schon besser," lächelte sie. „Das macht nur die lange Bahnfahrt."

Das machte mich wirklich ruhiger. Nur draußen fror ich und zitterte. Ich lag weiß und sauber im Bett. Irgend etwas war in mir sehr fröhlich.

— — — — — — — — — —

Ich wachte auf von einem Gesang nebenan. Da mußte eine Kapelle sein, und die Nonnen sangen. Es war Tag und hell im Saal und ganz still. In allen Betten horchten sie.

Nach einer Weile kam die Nonne lächelnd mit gefalteten Händen. Sie war alt und voll Falten, aber die guten, etwas wässrigen Augen waren mir lieb. Sie ging die Betten ab.

„Nu, wie ist's heute?"

„Sehr gut," lachte ich.

Sie hob mich sacht empor. Auf meinem Kissen war ein kopfgroßer brauner Fleck.

„Es hat schon wieder den ganzen Verband durchgeeitert! Wir müssen noch dickere Bäusche unterlegen."

Zwei Mädchen brachten Frühstück herein. Es schmeckte mir, nur hatte ich noch mehr Hunger.

Am Nachmittag kam der Hauptmann und brachte mir zwei Taschentücher. Ich war verlegen.

Ob das ein Geschenk sein sollte? Er saß auf meinem Bettrand und wurde auf einmal alt.

„Sind Sie schon lange im Westen?"

„Seit Kriegsbeginn, Herr Hauptmann."

„Ich war immer im Osten," sagte er verloren. „Und da kam ich nach dem Westen, gleich vor. Ich habe nicht einmal den Regimentskommandeur gesehen. — — Mein Adjutant wollte mich nicht gehen lassen. Aber das geht doch nicht! sagte er immer wieder. — — Aber ich konnte nicht. Ich saß immer nur im Unterstand und wußte gar nicht, was ich machen sollte. — Das können Sie natürlich nicht verstehen." Er sah mich sehr traurig an.

„Doch, Herr Hauptmann," murmelte ich.

„Aber ganz können Sie es nicht verstehen. Sie sind anders. — — Ich habe Frau und Kinder zu Hause. Die würden sich freuen, Sie kennen zu lernen." Ein Schimmer von Freude kam in seine Züge. Wie entsetzlich! dachte ich. Er hat jeden Maßstab verloren, für sich und andere! Wenn es nur niemand gehört hat!

„Wenn Sie etwas brauchen, — ich habe meine Koffer da."

Er gab mir die Hand und schlich hinaus.

Der Hauptmann kam noch ein paarmal. Er erschien mir immer älter und unentschlossener. Ich überlegte wieder und wieder, was ich ihm sagen sollte, ob ich ihm vielleicht irgend etwas erweisen könnte, was ihm wohl täte? Aber ich fand nichts. Ich fand mich kalt und dachte, er müßte mich für herzlos halten. Die Kameraden im Saal witzelten über ihn. Vielleicht hatten sie recht, aber es verletzte mich. Dann blieb er aus.

Ich fragte die Schwester. Sie sah mich ernst an: „Es soll nicht bekannt werden; er hat sich das Leben genommen."

Merkwürdig! Ich war nicht einmal betroffen. Ich nahm es hin, nur als Tatsache.

Mir fiel Eilitz ein, den ich draußen hatte stehen lassen, — und er war gefallen. Ich empfand keine Reue darüber, aber es bewegte mich.

Meine gräßlichen Zustände wurden seltener und schwächer. Die Blasen gingen zurück. Nur die Wunde eiterte noch jede Nacht den Verband durch. Ich durfte schon stundenweise aufstehen. Mich mit einer Hand anzuziehen, lernte ich schnell. Es machte mir nur Schwierigkeiten, das Hemd in die Hosen zu stecken; denn entweder hielt ich die Hose fest oder ich stopfte das Hemd hinein und dabei rutschte mir die Hose hinunter, die auch zugeknöpft noch zu weit war. Deshalb lehnte ich mich gegen einen Bettpfosten und hielt so die Hose fest.

Eines Morgens kam der Doktor und betrachtete die Wunde.

„Jetzt können wir die Wunde zusammenziehen. Sie ist ganz schön sauber geworden. Haben Sie Mut dazu?"

„Jawohl, Herr Doktor!"

„Gut! Bringen Sie ihn in den Operationssaal!"

Ich ging mit dem Wärter in den Raum, in dem ich in der ersten Nacht gewesen war. Man entblößte mir die Wunde. Eine Nonne wusch mir die Wundumgebung mit Aether.

Der Doktor kam.

„Drei Wundklammern! — Es ist kein ange-

nehmes Gefühl. Wollen Sie lieber eine Spritze haben?"

„Nein, Herr Doktor. Ich fürchte mich mehr vor Spritzen als vor richtigem Schmerz."

„Daß Sie mir aber nicht schreien!"

„Nein, Herr Doktor."

Der Wärter faßte meine Handgelenke.

Der Doktor klapperte hinter mir mit Instrumenten: „Jetzt geht's los!"

Er stach mir über der Wunde ins Fleisch. Das war so schlimm nicht. Dann darunter. Weiter links wieder oben und unten. Dann die dritte Klammer.

„So, jetzt kommt das Zusammenziehen."

Ich fühlte, wie sich die Stachel tiefer hineinbohrten, als wollten sie das Fleisch ausreißen. Jetzt kam die nächste, und dann —. Das war nicht angenehm.

„Gut stillgehalten!"

Ich ging hinauf in den Saal. Die Schulter hielt ich etwas schief, aber ich war vergnügt. Ich legte mich ins Bett, hatte aber keine Ruhe und stand nach einer halben Stunde wieder auf und ging auf und ab. Es war, als schwölle das Fleisch immerfort und würde weher und weher von den Metallklammern. —

Dann kam das Essen. Es widerstand mir, und ich aß nur wenig.

Dann legte ich mich ins Bett und schlief ein.

— — — — — — — — — —

Ich wachte auf. Ungreifbare Vorstellungen wie durchsichtige Balken und Drähte waren noch quälend vom Traum da. Ich sah unruhig. Der Schmerz

war nicht so schlimm wie das. Ich trank ein wenig Kaffee und ließ das Brot liegen.

Die Nonne kam besorgt.

„Haben Sie keinen Appetit? Wir müssen einmal das Thermometer einlegen."

Ich lag still. Die Zeit floß zäh. Die Nonne nahm das Thermometer heraus und sah darauf. Ihre Augen waren wohl schon etwas schwach. Sie schüttelte es nach unten.

„Wir müssen noch einmal messen."

Ich wußte schon, daß ich Fieber hatte.

Sie ließ mich lange liegen. Dann zog sie es heraus und sah darauf.

„Wir müssen Herrn Doktor rufen."

Er war nach wenigen Minuten da und betrachtete die Wunde.

„Es ist alles in Ordnung. Aber es kann immerhin sein. Wenn wir die Wundklammern herausnehmen, dann vergeht das Fieber. Aber die Heilung wird um Wochen, wenn nicht Monate, verzögert." Er sagte das wie fragend zu mir.

„Ich will lieber das bißchen Fieber haben," sagte ich.

„Gut, geben Sie ihm eine Spritze für die Nacht, Schwester Brigitte!"

Zu Abend konnte ich nur einen Bissen essen und brachte ihn kaum hinter. Dann wusch mir der Wärter eine Stelle am rechten Oberarm. Die Nonne kam mit einer gläsernen Spritze mit trüber Flüssigkeit. Sie zog die Haut ab und drückte das Zeug hinein. Es gab eine runde Erhöhung der Haut wie eine Beule. Der Wärter klebte ein kleines Pflaster auf den Einstich.

„Gute Nacht," sagte sie mit ihrer etwas weinerlichen Stimme und nickte lächelnd. Ich liebte sie sehr.

Ein Ziehen ging durch meinen Körper, als würde er ganz lang. Das Ziehen hielt an. Der Schmerz wurde ferner, als würde er abgelöst von der Schulter. Ich beobachtete in mir das Ziehen und lag ganz still.

— — — — — — — — — —

Mitten in der Nacht wachte ich auf mit einem Begehren zu trinken. Ich hatte nichts da und wußte auch nicht, ob ich trinken dürfte. Es ließ mir keine Ruhe. Ich lag lange, zwar äußerlich still, aber innen peinlich bewegt. Eine elektrische Lampe brannte im Saal. Die war mir angenehm. Einige schnarchten. Einer bewegte sich unruhig und stöhnte.

— — — — — — — — — —

Der Gesang nebenan weckte mich aus einer Unruhe. Der Schmerz haftete wieder nah und weh an der Schulter. Ein düsteres Licht war im weißen Saal. Ich wußte nicht, woher das kam. Fern schlug eine Tür zu. Ich hörte leise in den Doppelfenstern das Singen des Windes und ein fernes Dröhnen wie Donner.

Die Nonne kam herein und sah in dem fahlen Licht verwittert und gelb aus.

„Nun, wie war die Nacht?" lächelte sie. Da war sie mir am Klang der Stimme wieder bekannt.

„Nicht sehr schön. Ich möchte lieber nicht wieder Morphium haben."

Das Frühstück kam. Ich trank den Kaffee nicht aus und aß nur wenig. Ans Fenster prickelte es. Ein gelber Aufschein von einem Blitz. Jetzt hörte

ich deutlich den Donner. Die Nonne legte mir das Thermometer in die Achsel. Mir war gar nicht wohl.

Der Doktor kam.

Die Nonne flüsterte; ich verstand es: „Er hat fast vierzig Grad."

„Machen Sie mal den Verband ab!"

Ich mußte mich vorbeugen.

„Da ist eine leichte Rötung. Er muß allein gelegt werden, und Sie, Schwester Brigitte, übernehmen ihn allein, daß niemand angesteckt wird! Wir wollen hier keine Wundrose in den Saal kriegen!"

Der Wärter kam mit dem Wagen auf Gummirädern. Er fuhr mich einen Gang entlang nach der anderen Seite der eingebauten Kapelle. Jetzt lag ich isoliert.

Das Fieber stieg. Das Thermometer zeigte schon am Morgen 40 Grad. Meine Phantasie fing an, sich heftig zu verwirren. Das Fieber stieg noch immer und hatte schon fast 41 Grad erreicht. Zu essen bekam ich nur hie und da geschlagenes Ei mit Kognak. Das schmeckte süß und duftete. Meine Träume verwirrten sich immer mehr. Ich war fertig.

Die Zeit rann zäh. Das Fieber ließ langsam nach. Der Doktor fand die Wunde im besten Heilen, die Flecken darum aber recht rot. Ich fühlte mich schrecklich schwach. — Dann erklärte der Doktor eines Tages: „Die Sache sieht gut aus. Wir können jetzt die Wundklammern herausnehmen." Er griff nach dem Verbandswagen, und mit ein paar schnellen Griffen waren die Klammern fort.

Gegen Mittag erfuhr ich: ich war Unteroffizier

geworden. Der Feldwebel hatte es geschrieben. Ich freute mich.

Am Nachmittag ging nochmal die Phantasie mit mir um. Aber am nächsten Morgen war ich fieberfrei. Ich schlief noch viel und wachte jeden Tag vergnügter auf.

Dann kam meine Versetzung ins Garnisonlazarett. Meine Wunde war zwar noch nicht ganz geschlossen, aber ich durfte den Arm schon etwas bewegen. Vorläufig konnte ich ihn nur zwei Handbreit von der Hüfte seitwärts führen.

DIE AISNE-CHAMPAGNE-SCHLACHT 1917

I

Wir fuhren mit einem großen Genesenentransport ins Feld. Wo kamen wir hin? Die Fahrt ging über Metz. Das Regiment mußte also wieder am südlichen Teil der Front liegen. Wir stiegen aus, erstaunlich kurz hinter Metz, und marschierten in ein Waldtal ab. Der Tag war trüb und windig. Der Wald sah unwirtlich aus.

Nach etwa zwei Stunden Marsch lag vor uns ein runder Berg mit einem kleinen Waldschopf darauf. Wir bogen links ab. Da lag den Berghang hinauf ein Dorf.

Wir hielten vor einer Villa mit Garten. Einige Leute unseres Regiments kamen herbei und betrachteten uns von ferne.

Ich wurde mit Hänsel und einigen wieder zur dritten Kompanie bestimmt.

Um zu melden, ging ich ins Kompaniegeschäftszimmer. An einem kleinen Tisch, den Rücken zu mir, saß ein Leutnant.

„Unteroffizier Renn mit vierzehn Genesenen zur Stelle!"

Der Leutnant drehte sich um.

„Guten Tag!" Er gab mir die Hand. Ich ergriff

sie zaghaft und sah ihn erstaunt an. War das wirklich der frühere Einjährige Lamm?

„Habe ich mich denn so verändert, daß du mich nicht wiedererkennst?"

„Doch, Herr Leutnant."

„Sind wir im Dienst, daß du mich Herr Leutnant nennst?" lachte er.

Ich war noch ganz verblüfft: was der Lamm jetzt für eine kräftige Sprache hatte! Und er war breit geworden und sah überhaupt ganz anders aus, so ruhig und sicher.

Wir gingen nach unserem Quartier den Berg hinauf.

Wir lagen weit hinter der Front in den Ardennen zum Exerzieren und zur Vorbereitung für die zu erwartende Frühjahrsoffensive der Franzosen.

Diesmal hatte die Heeresleitung eine ganze Armee zum Gegenstoß bereit, und dazu gehörten wir.

Die Kompanie hatte sich völlig verändert. Ich kannte nur zwei, drei, und auch unter denen keinen genauer. In meiner Gruppe waren einige blasse, dünne Jungen, die beim Exerzieren sehr ungeschickt waren, vor allem Brand, der einen immer hilflos ansah. Hänsel war der kräftigste von allen. Er machte alles mit großer Ruhe und Sicherheit, aber auch nicht mehr, als verlangt war. Es schien ihm geradezu Freude zu machen, ja nichts weiter zu tun. Sonst war noch der Gefreite Hartenstein da, ein zäher, langer Mensch mit dunklem Gesicht, einsilbig und grob, aber tüchtig, und dann Weickert, der beste Schütze in der Kompanie, lebhaft und etwas geschwätzig.

II

Es war schon April und noch recht kalt, als der Abmarschbefehl kam. Die französische Offensive sollte begonnen haben.

Wir marschierten mehrere Tage durch waldiges Bergland. Dann kamen wir in eine kahle Ebene und zu Mittag in eine Stadt, so klein, wie bei uns selten ein Dorf ist. Unser Zug kam in das letzte Haus rechts am andern Ausgang. Die Sonne schien warm wie im Sommer. Unsere Gruppe lag oben in einer Kammer, die ein Fenster hatte mit so niedriger Bank wie ein Fußschemel. Dahin setzte ich mich mit Hänsel. Draußen dehnte sich eine Ebene mit einer krummen, sandigen Straße mit vorn drei gebückten, noch kahlen Obstbäumen. Weiterhin verlor sich die Straße in der Steppe ohne Baum und Strauch und Hügel.

Unser Zugführer sah über uns weg hinaus: „Hier müßte ein Dichter wohnen."

Ich sah ihn erstaunt an. Er war ein großer, starker Mensch, noch jung. Er sah heute fleckig rot und angestrengt aus und blickte sehnsüchtig in die Ferne. Die Luft zitterte über der Steppe.

„Mir ist gar nicht wohl," sagte er.

„Was ist denn Herrn Feldwebel?"

„Ich vertrage das Marschieren nicht."

Er legte sich auf den Boden und sah gequält aus. Ich wunderte mich, daß er das Marschieren nicht vertrüge; denn er war ein guter Turner und Läufer und hatte große Kräfte.

Hänsel faßte mich am Aermel und zog mich

hinaus. Wir gingen ein Stück in die Ebene und setzten uns in die Sonne auf einen kleinen Wall.

„Wo steckt ihr denn?" rief Weickert und kam angelaufen. „Wir sind alarmiert worden. Eben sind welche von vorn gekommen und haben gesagt, dort stünde es schlecht. Die Franzosen wären tief in unsre Stellungen eingebrochen."

III

Wir marschierten über die Ebene in ein dürres Waldgelände. Vor uns rollte ununterbrochen der Kanonendonner. Am Himmel jagten graue Wolken. Windstöße durchkälteten uns. Wir bogen von der Straße ab in dünnen Fichtenwald. Dort schlugen wir für die Nacht Zelte auf und legten uns hinein. Der Wind war noch heftiger geworden. Neben mir war eine Ritze, wo zwei Zeltbahnen zusammengeknöpft waren. Da durch pfiff der Wind und spritzte ab und zu Regentropfen herein, mit Schneeflocken gemischt. Wir hatten uns dicht zusammengelegt und froren doch noch. — Werden wir morgen vorn eingesetzt?

Am Morgen krochen wir verfroren aus den Zelten. Unsre Feldküche stand da und dampfte aus dem Kessel in den treibenden Nebel. Unsre Pferde waren an die Fichten angebunden und bewegten sich unlustig.

Der Kaffee machte uns nur mäßig wärmer. Vorn donnerten die Kanonen. Wir waren seltsam vergnügt und legten uns wieder ins Zelt, schwatzten, aber nicht lange. Dann wurden wir zu faul zum Mundaufmachen und schliefen.

„Zelte abbauen! Fertigmachen zum Abmarsch!"

Wir rissen die Zelte ein und schnallten die nassen Zeltbahnen auf die Tornister. Man stand herum, die Hände in den Hosentaschen und die Schultern hochgezogen. Es schneite mit dicken Flocken.

„Du, Albin, jetzt geht's los!" sagte einer. Aber keiner lachte.

„Dir bläst's schon noch rechtzeitig durch ein Schußloch, wie durch 'ne Esse!"

Drei ließen sich mit den Rücken gegeneinander nieder und standen wieder so auf.

„Wie wär's mit 'm Spielchen, Max? 's schneit so schön."

Sie setzten sich auf einen Baumstamm und spielten mit zerlumpten Karten. Schneeflocken fielen ihnen darauf.

Drüben zündeten welche ein Reisigfeuer an. Der dichte, weiße Qualm mischte sich mit dem Schneetreiben. Vor uns rollte und stampfte ununterbrochen der Kanonendonner. An einem der Feuer sangen sie.

Stunden vergingen. Es hörte auf zu schneien.

Gegen Abend marschierten wir ab. Wozu sie uns sechs Stunden vorher die Zelte hatten abbrechen lassen, konnte niemand einsehen.

Wir marschierten in ein Waldtal und an einem Bach hinunter. Das Tal wurde weit. Der Wald wich zurück. Rechts lag ein großes Dorf. Auf einer langen Holzbrücke gingen wir über den versumpften Bach.

S—ch! kam es gesaust und fuhr wack! neben der Brücke in den Sumpf.

Wahrscheinlich sollten wir diese Nacht vorn ablösen.

Vor uns lagen dichtbewaldete Berge. Wir hörten es schießen, sahen aber nichts.

Wir kamen in einen hohen Eichenwald.

„Zelte aufschlagen!"

Es dämmerte schon. Wir scharrten mit den Füßen den matschigen Schnee von den gelben Blättern am Boden.

Meine Gruppe baute mit der zweiten Gruppe zusammen ein breites, flaches Zelt, um noch Zeltbahnen übrig zu behalten, uns darauf zu legen. Dann krochen wir hinein. Die Bäume bewegten sich ein wenig. Auf dem Zelt raschelten ganz leise die fallenden Schneeflocken. Wassertropfen fielen hier und dort von den Bäumen ins Laub. In der Ferne waren noch andere Geräusche: fahrende Wagen auf einer Straße und Granateinschläge bald näher, bald ferner.

Ramm! krachte es ganz nah. Ramm! weiter rechts. Die Splitter zirpten draußen umher.

„Misthunde! Ich habe eins in den Rücken!" fluchte Weickert.

„Hat nicht einer 'n Hindenburgbrenner?"

Der dünne Brand hatte einen in der Tasche und zündete den Docht an. Weickert hatte einen Preller im Rücken, der kaum geblutet hatte und nicht einmal verbunden zu werden brauchte.

„Da ist's nichts mit dem Heimatschuß," sagte er. „Aber 'n Loch habe ich dafür im Rock." Er zog sich den Rock wieder an und legte sich schlafen. Wir löschten das Licht aus.

Ramm! Das mußte vor uns gewesen sein.

Nach einer Zeit: Ramm! etwas seitwärts.

Meine Gedanken wanderten fort. Ich hörte es noch ein paarmal einschlagen.

— — — — — — — — — —

Wramm! Bewegung im Zelt.

„Was ist denn?"

„Macht mal Licht!"

„Scheiße!" schimpfte einer und stöhnte.

Ein Streichholz flammte auf. Alle sahen ins Licht.

„Was ist denn mit dir, Albin?"

„Ich hab eins in den Fuß. Schneid mir doch den Stiefel auf!"

Einer lag und kümmerte sich nicht darum und zuckte nur mit dem rechten Bein. Er hatte einen Kopfschuß und wußte nichts mehr. Hänsel lief zu den Sanitätern.

Am Morgen blieben wir in den Zelten; denn draußen war es eisig kalt, und die Feldküche war nicht da. Das Artilleriefeuer rollte ununterbrochen. Heute geht's aber wirklich vor, dachte ich. Mir war bange.

Gegen Abend wurden einige vom vierten Zug verwundet. Als sie der Sanitätsunteroffizier verband, bekam er einen Splitter ins Bein. Er kam zu Lamm gehumpelt, der mit gekreuzten Armen ruhig dastand, und sagte, mit seinen gutmütigen Augen lächelnd: „Jetzt hab ich selbst eins ins Bein, Herr Leutnant!"

Unwillkürlich lächelte ich mit.

Gegen sechs Uhr abends kam unsre Feldküche mit vier Pferden ohne Vorderwagen mühsam die morastige Wiese herauf. Der Deckel wurde aufgemacht.

„Essen empfangen!"

In langer Reihe traten wir an.

Ich hatte schon Essen empfangen, da kam ein Läufer: „Befehl vom Bataillon: Die Kompanien marschieren sofort ab, in dieser Richtung!"

„Deckel zu!" befahl Lamm.

„Aber das Essen hält sich nicht bis morgen, Herr Leutnant!" sagte der eine Koch. „Wir müssen's wegschütten!"

„Schütten Sie's weg!" sagte Lamm kalt.

Ich versuchte einen Löffel aus meinem Kochgeschirr zu essen. Aber es war zu heiß. Da schüttete ich das Kochgeschirr auf die Wiese aus. In Eile packten wir unser Zeug zusammen und traten an.

„Hier durch das Erlengebüsch!" befahl Lamm ungeduldig. Wir drängten uns durch die dichten Aeste. Drüben war ein faltiger Wiesenhang mit Wald rechts oben. Zwei Kompanien unsres Bataillons zogen sich schon wie Raupen vor uns über die Wiesenfalten. Weiter links fuhr eine Batterie im Galopp vor. Die berittenen Fahrer schlugen mit Knuten auf die Pferde.

Auf einer Höhe stand ein General mit ein paar Offizieren und sah durchs Fernglas nach vorn.

„Das ist doch mal was!" sagte ich zu unserm Zugführer, der neben mir ging. „Hier sind doch Truppen da zum Gegenstoß!"

Der Zugführer sah mich mit leeren Augen an.

„Werden wir zurückkommen?"

„Ja," sagte ich und sah nach vorn. Aber ich merkte, wie er an meinem Gesicht hing. Die Furcht muß jeder mit sich selber abmachen, dachte ich;

ich kann dir nicht helfen. Ich kann mich doch nicht von dir zurückzerren lassen.

Wir kamen in eine Kiesgrube. Lamm rief die Zugführer zusammen:

„Wir stürmen morgen früh in der Dämmerung. Dazu gehen wir bei Anbruch der Dunkelheit in eine Bereitschaftsstellung weiter vorn."

Die Zugführer gingen stumm auseinander.

Wir warteten, daß es dunkel würde. Hänsel lag neben mir am Rande der Kiesgrube auf dem Rücken. Die Sonne schien noch, aber wärmte nicht. Zwei deutsche Flugzeuge kamen hintereinander in mäßiger Höhe über uns weg. Man konnte deutlich die schwarzen Kreuze unter den gelben Flügeln sehen.

Schließlich verschwand die Sonne hinter den Kiefern, und es begann sehr langsam dunkel zu werden.

„Züge fertigmachen! Der erste Zug folgt mir!" sagte Lamm und ging langsam voraus. Gleich hinter der Kiesgrube wurde der Wald lichter. Da begann ein tiefer, breiter Graben. Wir stiegen hinein und schoben uns langsam vorwärts. Vor uns war die vierte Kompanie, und die schien durch irgendein Hindernis aufgehalten zu werden. An verschiedenen Stellen schoß es.

„Ich bin verwundet, Herr Leutnant!" sagte plötzlich unser Zugführer. Ich hatte es nicht hier schießen hören.

„Wo denn?" fragte Lamm.

„Am Bein." Er lehnte an der Grabenwand.

„Gute Besserung! Unteroffizier Sander übernimmt den ersten Zug!"

Auf einmal kam die Kompanie vor uns in Gang.

Rasch ging es um eine Ecke. Der Graben führte steil abwärts in einen Grund. Unten schlug ein Schuß ein, und wieder einer, immer in regelmäßigen Zeitabständen. Plötzlich war der Graben mit zerschoßnem Holz und Erde gesperrt. Lamm stieg nach rechts hinaus. Vielleicht dreihundert Meter vor uns brannte etwas mit roter Glut. Dorthin gingen die regelmäßigen Schüsse.

Wir liefen hinter dem Hindernis wieder in den Graben. Das Ende der vierten Kompanie war rennend vor uns verschwunden. Die Brandstelle war nur noch hundert Schritt entfernt. Lamm fing an zu rennen.

Die nächste Granate!

„Platz da!" schrie es. Eine Kette Leute kam auf uns zugerannt, vielleicht Essenholer, und drückte Lamm gegen die Wand. Ich bekam von einem Vorbeilaufenden in der Eile einen Schlag an die Brust. Es waren etwa zehn Mann. Wir rannten weiter.

Bramm! dicht vor uns.

Der Graben war hier flach. Die Glut machte die Umgebung schwarz. Ich trat unsicher. Es war ein Wagen, der brannte.

Daran vorbei!

Ein Schuß hinter uns!

Den anderen Hang hinauf!

„Hierher!" sagte die Stimme unsres Bataillonskommandeurs von außerhalb des Grabens.

Wir kletterten hinaus.

„Richten Sie sich hier für die Nacht ein, so gut es geht!"

Es waren zwei Erdgruben da, nur knietief, aber breit genug, um je zwei Züge aufzunehmen.

„Hier hinein der erste und zweite Zug! Lassen Sie Platz für mich und meine Läufer und das Sanitätspersonal!" sagte Lamm.

Sander kam.

„Du führst den Zug," sagte ich.

„Wird gleich angegriffen?" fragte er erschreckt.

„Nein, erst morgen früh. Du mußt jetzt hier die Plätze für die Gruppen bestimmen." Er sah mich hilflos an. Ich merkte, er konnte gar nicht mehr nachdenken vor Angst.

„Soll ich's mal machen?"

Er sah mich verständnislos an.

„Ich werde die Plätze verteilen," sagte ich.

Nach etwa einer halben Stunde lagen wir dicht gedrängt in Zeltbahnen, Mänteln und Decken in der offnen Grube. Der Himmel war schwarz. Ab und zu kam ein Stern hervor und verschwand wieder.

Die Luft war feucht und wie leer vor Kälte. Hänsel lag neben mir und atmete. Er schlief wohl noch nicht. Hatte er denn gar keine Angst? Er war ja ganz anders als ich und alle, die ich kannte. Und auch Lamm schien gar keine Angst zu haben! Sind das nur ganz andre Menschen, die das nicht kennen?

Ramm! schlug eine Granate in der Nähe ein.

Weiter den Hang hinauf noch eine!

Unter meinem Rücken lag ein Stein und drückte mich. Ich fror und war unruhig. Vielleicht, wenn man erst richtig durchgefroren ist, kommt die Ruhe, bei der man gleichgültig wird. Morgen früh — wenn man nur wüßte, wie die Gegend aussieht, in der wir stürmen sollen!

Bramm!

IV

„Die Kompanien sollen sich fertig machen, Herr Leutnant!"

Es war stockdunkel. Alle standen auf, ohne daß sie geweckt zu werden brauchten. Stumm schnallten wir die Zeltbahnen, Decken und Mäntel auf.

„Zweiter Zug fertig!"

„Du mußt melden!" sagte ich zu Sander.

Wir standen. Der Bataillonskommandeur kam. „Ist die dritte Kompanie fertig?"

„Jawohl, Herr Major!"

„Das zweite Bataillon greift an. Wir liegen dahinter bereit. — Es kann ein ziemlich peinlicher Tag werden."

Wir zogen uns ein Stück nach rechts an einen dunklen Steilhang.

„Hier einrichten! Wir müssen mit Artilleriefeuer rechnen."

Wir verteilten uns am Hang. Dort waren schon Löcher geschanzt, etwa dreißig Zentimeter tief.

„Du, Hänsel, wir richten hier das Loch für uns zwei ein!"

Wir schnallten die Spaten ab und erweiterten das Loch. Vor dem Steilhang ging es eine Wiesenhöhe mit jungen Fichten hinauf. Hinter uns war es straßenbreit eben. Da wurden Maschinengewehre nach rechts getragen. Jenseits des ebenen Streifens schien es jäh nach dem Grunde abzufallen. Weiter war bei dem Dämmerlicht nichts zu sehen.

Rechts ein paar Infanterieschüsse! Ich sah durch die Bäume Leuchtkugeln wie Trauben niederfallen.

Maschinengewehre ratterten!

Prasselndes Gewehrfeuer!

Ramm! ramm! ramm! ramm! hinter uns in den Grund.

Bramm! rapp! rapp! bramms! kräck! ramm! Funkensprühen am Boden.

Ich ließ den Spaten fallen und sprang in das Loch. Hänsel krümmte sich schon links zusammen. Es war eng für unsre Beine.

Drüben schrie einer.

Einer lief draußen vorbei.

Die Granaten entfernten sich die Höhe hinauf.

Ich hob den Kopf.

Hinter den Bäumen wieder zerfallende Leuchtkugeln.

Bramm! ganz dicht. Es sauste mir vom Krach in den Ohren.

Ich duckte den Kopf.

Eben war ein merkwürdiges Geräusch nebenan, nicht ganz wie ein Zerbrechen und nicht wie eine gewöhnliche Granatdetonation.

„Renn," sagte Hänsel.

„Ja, was ist?"

„Ich wollte nur wissen, wie es dir geht."

Ein toller Krach in der Nähe!

Ich sah eine schwarzbraune Wolke am Steilhang stehen und forttreiben. Das hatte gesessen!

Leute rannten vorbei.

Die Granaten rückten wieder die Höhe hinauf und wurden seltener.

Jemand kam und guckte in unser Loch. Es war Lamm.

„Ich wollte nur sehen, wie's euch geht."

Er lächelte blaß im Dämmerlicht.

Ich stieg hinaus und sah ins Nachbarloch, wo das merkwürdige Geräusch war. Eine dunkle Decke, unter der einer winselte.

„Was ist dir denn?"

Er antwortete nicht. Da sah ich erst: die Decke hatte ein großes, zackiges Loch.

Ich hob die Decke etwas.

Ich sah Sanders Gesicht und zugleich rotes Fleisch, so unregelmäßig — und ich wollte es auch nicht wissen — er lag im Sterben.

Ich mußte mich um den Zug kümmern.

Weickert saß in seinem Loch und sah entsetzt aus.

„Warst du hier allein?"

„Nein, hier war noch Elsner."

„Und was ist mit dem?"

„'s hat ihm den Schädel aufgerissen. Da lag alles offen."

„Aber er lebt noch?"

„Ich weiß nicht. Er ist ganz ruhig fortgegangen. Das war schrecklich!"

Weickert starrte mich noch immer mit aufgerißnen Augen an.

Ein Stück weiter wurde verbunden. Da war eine ganze Gruppe verwundet oder tot.

Ich sah mich um. Wieder fielen Leuchttrauben nieder.

„In die Löcher!" schrie ich und rannte nach unserm Loch. Dort war Hänsel nicht.

Leute kamen mir entgegengerannt.

Einer hielt eine rote Hand in die Luft wie einen Leuchter.

Bram! krapp! rams! pä—arr!

Zwei Offiziere kamen vorbei. Der eine war unser Oberst. Er ging aufrecht. Der andere sah sich scheu um.

Ramm! App! Ramms! Karr!

Der Angriff mußte mißglückt sein!

Steinstückchen flogen umher.

Ich duckte mich tiefer ins Loch.

Was tut nur Hänsel noch draußen?

Es krachte und krachte, bald näher, bald ferner.

Graue Wolken von Einschlägen trieben über uns weg.

Es roch immer stärker nach Pulver.

Ein Schlag an mein gekrümmtes linkes Knie! Etwas fiel herunter.

Ich griff danach und zuckte zurück. Es war glühend heiß.

Einer lief schreiend vorbei. Hänsel war es nicht.

Daß mir der Splitter nichts tat, lag an den Tuchfalten am Knie, die nachgaben. Man müßte sich die Schlafdecke recht faltig überlegen.

Ich nahm Hänsels Decke und betrachtete den Granatsplitter von vorhin. Er war von der Größe einer Dolchklinge und mit zwei gezackten Schneiden.

Da hörte ich einen hölzernen Ton ankommen, immer schärfer:

App!

Das war wohl ein schwerer Blindgänger.

Ra — um — pa — pa!

Die Erde schütterte.

Nein, das war eine ganz schwere Granate, die erst im Boden detoniert.

Schreien an mehreren Stellen.

Ein Schlag auf meine Decke!

Der Splitter war nur radiergummigroß.

Der Pulvergeruch wurde immer stärker.

Ich sah nach der Uhr. Sie schossen schon eine Stunde ununterbrochen. Soll das so den ganzen Tag fortgehen? Und wenn man dabei —. Ja, man muß sich das schon mal ganz vorstellen.

Hö — ju! kam es an.

Erdbatzen fielen auf meine Decke.

Wenn man verwundet wird, da kann man von hier fort. Aber — das ist nicht richtig. Man muß durchhalten!

Wramms! Ich fuhr zusammen.

Weshalb erschrecke ich nur! Wenn ich —, aber wo ist der Hänsel?

Es schien nachzulassen.

Ich richtete mich auf.

Noch ein paar Granaten in den Grund. Es war sehr hell. Die Sonne wollte wohl durchkommen.

„Habt ihr Hänsel gesehen?" fragte ich Brand.

„Nein."

Ich war lähmend erschrocken.

„Du, komm mal her!" rief Hartenstein. „Wir haben drüben ein Lebensmitteldepot gefunden mit Selterswasser und Feldzwieback; der ist allerdings ein bißchen muffig."

Er hielt mir ein Säckchen Feldzwieback hin.

„Hast du was von Hänsel gesehen?"

„Nee."

Ich nahm den Zwieback und eine Flasche Selterswasser.

Lamm kam gegangen: „Bei der vierten Kompanie sind üble Verluste. Unser Bataillonskommandeur

und der Führer der zweiten Kompanie sind verwundet."

„Und wie ist es mit dem Sturm?"

„Der ist völlig mißglückt, fast alle Führer tot. Sie sind in der Dunkelheit zu weit rechts gekommen und an den Franzosen fast entlang gelaufen. Aber genaue Nachrichten fehlen noch. Die Reste liegen in Granattrichtern dicht vor den Franzosen."

„Vorsicht!" schrie ich. „Es geht wieder los!" Ich sah wieder die Leuchtkugeln in Trauben fallen.

Wir sprangen in die Löcher.

Granaten summten, Splitter flatschten und zirpten über uns. Schwere Granaten kamen angerohrt, erschütterten die Erde und warfen Dreck um sich. Ich hatte mich ins Loch ganz tief hineingelegt und knabberte Feldzwieback.

Ach, vielleicht wissen die Sanitäter, was mit Hänsel ist?

Das Feuer dünkte mich schwächer als das letztemal. Es dauerte bis zwölf Uhr zehn.

Ich stieg aus dem Loch gleichzeitig mit Lamm.

Der Vizefeldwebel Poehner vom zweiten Zug kam angeschlichen und sank vor Lamm auf die Knie. Er hielt die Hände auf seine Brust.

„Herr Leutnant," stöhnte er — „ich — eine Granate hat mich auf die Brust — ich —"

„Sprechen Sie nicht," sagte Lamm. „Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen. — Renn, führ mal Herrn Feldwebel zum Sanitätsunterstand!"

Ich nahm ihn am Arm und brachte ihn zum unteren Steilhang. Dort stieg ich immer ein Stück hinunter und half ihm dann. Er konnte kaum gehen.

Ich setzte Poehner an den Eingang. Da war er ziemlich geschützt.

„Habt ihr was von Hänsel gesehen?"

„Ja, hier ist er. Aber," flüsterte der Krankenträger, „sprich wenig mit ihm! Es hat ihm das halbe Gesäß herausgerissen."

„Ist das gefährlich?"

„Das Gelenk scheint in Ordnung zu sein, aber es ist eine schrecklich große Wunde."

Ich ging tiefer in den Stollen. Auf einer Holzpritsche lag er auf dem Bauch mit den Stiefeln nach mir.

„Hänsel!" rief ich leise.

Er wendete den Kopf und sah nach mir. „Es ist gut von dir, daß du kommst. Aber geh lieber. Du hast zu tun und kommst auch durch."

Ich konnte nicht antworten vor Beklemmung.

Draußen war es sehr hell. Einige noch kahle Birken standen am Hang.

Lamm rief mich. Es standen schon zwei bei ihm.

„Wir müssen die Kompanie neu formieren. Drei Zugführer und ein Drittel der Kompanie sind weg. Unteroffizier Renn übernimmt den ersten und zweiten Zug, die die stärksten Verluste gehabt haben, als neuen Zug Renn. Den dritten Zug behält Vizefeldwebel Trepte, den vierten übernimmt Unteroffizier Langenohl. Aber es ist noch eine Schwierigkeit: der Unteroffizier Busch ist dienstälter als Renn. Er ist aber erst eben ins Feld gekommen. Ich kann ihm in solcher Lage keinen Zug geben. Er tritt zum Zug Trepte. Ich werde es selbst mit ihm besprechen. Im übrigen soll sich jeder hüten, deshalb übel über Busch zu reden!"

Ich teilte meine Gruppen neu ein und nahm als Zugsläufer Israel und Wolf in das leergewordene Loch neben mir, um sie zu Meldungen zur Hand zu haben.

Wieder setzte das Artilleriefeuer ein.

Granatgestank, Krachen, herumfliegender Dreck!

Nach einer halben Stunde ließ es nach. Decken lagen umher, Schanzzeug, Stahlhelme, Gasmasken, Leibriemen, Gewehre, Handgranaten, Tornister und blutige Tuchfetzen. In einem Loch war einem ein Splitter in die Handgranate am Leibriemen gegangen, und die hatte ihm den Leib aufgerissen. Der andre, der im Loch gewesen war, lief schreiend umher und wußte nicht, was er wollte. Ich ließ ihn fortbringen, denn er konnte sinnlos irgendwohin laufen.

Wieder krachten und sausten die Granaten.

Jemand kam schreiend gerannt.

Ich sah hinaus. Es war der Leutnant Hornung.

„Ist hier noch Platz? Dort drüben ist's zu furchtbar!"

„Dort drüben, Herr Leutnant!" rief ich.

In meinem Loch war allerdings auch Platz, aber ich wollte ihn nicht dahaben.

Er saß drüben und schrie bei jedem Schuß auf.

Der Beschuß dauerte nur kurz.

„Du, Israel, hast du gehört," sagte Wolf mit seiner langsamen Sprache, „wie der Leutnant von der zweiten gebrüllt hat? So was macht doch selbst unsereins nicht, obwohl man keine Verantwortung weiter hat!"

„Ach, sei still!" sagte Israel.

Die Sonne ging gerade unter. Da sah ich schon wieder die Leuchttrauben.

Ich rannte zurück.

Es krachte, stampfte und schütterte.

Ss! fuhr es dicht über meinen Kopf weg und in den Grund.

Ramm! karr! wramms!

Ich duckte mich tiefer.

In den Ohren sauste es.

Irgend etwas schlug an meinen Helm.

Ich zog die Decke ganz über mich.

Pramm! harp! Kötsch! Rum-rum-pa! ra! hrätsch! Parr!

Mein Gott, das ist ja entsetzlich!

Ich krampfte mich zusammen. Und wenn es einen erwischt, — nichts merkt man mehr, auch keinen Schmerz, — einfach zu Ende! Was ist eigentlich daran so schlimm?

— — — — — — — — — —

„Wer ist denn das, der hier schläft?"

„Unteroffizier Renn, Herr Leutnant! Der hat die ganze Zeit während des Feuers geschlafen," sagte Israel.

„Dabei hat er schlafen können?" sagte Lamm.

Ich konnte unter der Decke nichts sehen. Aber ich hörte noch andere flüstern, und alle wunderten sich.

Ich blieb so, bis sie weggegangen waren. Dann schlug ich die Decke zurück.

Es war Nacht. Ueber mir funkelten die Sterne. Es mußte kalt sein. Aber ich fühlte mich warm und wohl.

Man trug Verwundete vorbei. Ich stand auf, noch ganz im Staunen darüber, daß ich eingeschlafen war.

Ich hörte Israel eifrig sprechen und ging zu ihm.

„Ich habe angeordnet," sagte er, „daß die Gruppen die Tagesverluste melden, weil du schliefst." Und auf einmal fing er ein klein wenig zu lachen an: „Wie hast du nur bei dem Krach schlafen können? Wir haben alle vor deinem Loch gestanden, und die Kompanie sagt, du wärst unverwundbar."

V

Gegen Mitternacht ließ Lamm uns Zugführer rufen.

„Die weiter vorgeschobenen Teile des Regiments werden jetzt zurückgezogen. Dann sind wir hier vorderste Linie. Die Züge Trepte und Langenohl besetzen hier den Steilhang. Zug Renn setzt sich in die Lücke zwischen hier und der Nachbardivision. Hier ist ein Mann, der dich hinüberführt."

Wir rückten ab. Es war völlig dunkel. Erst ging es eben nach rechts. Dann bogen wir nach hinten in den Grund ohne Weg durch einen Wald oder ein hohes Gebüsch voll abgebrochener Aeste und mit Granattrichtern im Boden. Ein schmaler Streifen mit Gras kam, dann halbhoher Fichtenwald. Ich hatte das Gefühl, daß wir immerfort die Richtung änderten. Wieder kam Wiese.

Unser Führer hielt und sah sich nach allen Seiten um. Einzelne dunkle Stellen konnte ich unterscheiden, aber nicht, was es war.

„Wir müssen suchen," sagte der Führer.

Wir gingen weiter in der Dunkelheit. Am Boden lag etwas Schwarzes. Der Führer bückte sich.

„Es ist ein toter Franzose, aber nicht der in der Nähe unsrer Stellung."

Birken standen auf einmal dicht vor uns. Der Boden war völlig aufgeschossen und hell.

„Vorsicht! Hier liegt alles voller Granaten!"

Ein Geschütz mit Protze stand da, davor tote Pferde.

Wir bogen nach links in eine Grube.

„Hier ist der Unterstand."

Ich ging hinein. Darin saß ein Leutnant mit sieben Mann.

„Kommen Sie, meine Kompanie abzulösen? — Hoffentlich sind Sie stärker als ich. Das hier ist mein Rest. Alles, was ich Ihnen zu übergeben habe, sind fünf leichte Maschinengewehre."

„Wir haben fast keine am Maschinengewehr ausgebildeten Leute, Herr Leutnant!"

„Wir hatten überhaupt keine. — Noch eins: die Nachbardivision liegt mit einer Feldwache etwa 150 Meter rechts rückwärts von uns in einem Graben. Da müssen Sie Verbindung aufnehmen." Er lachte dazu etwas seltsam. „Also, ich wünsche Ihnen mehr Glück, als wir hier hatten. — Ja, hören Sie: seien Sie etwas vorsichtig mit den Posten bei Tage, daß sie keinen unnötigen Beschuß herkriegen!"

Er zog mit seinen sieben Mann ab.

Ich schickte Israel an Lamm, die Ablösung zu melden. Dann stellte ich zwei Posten auf und zog die am Maschinengewehr ausgebildeten Leute heraus. Es waren nur vier Mann, und alle kannten nur das schwere, nicht aber das leichte Maschinengewehr. Ich bemannte drei Maschinengewehre mit je einem Führer und drei Mann. Danach behielt

ich noch drei Gruppen unter Hartenstein, Weickert und Sendig.

„Und wie wird die Unterbringung?" fragte Hartenstein.

Der Unterstand, in dem der Leutnant gewesen war, faßte nur zehn bis zwölf Mann. Da legte ich Hartensteins Gruppe hinein und sah mich weiter um. Die Grube, in der wir uns befanden, war ein großer Geschützeinschnitt. Ein schweres Geschütz mit einem gebrochenen Rad stand schief darin.

Wir fanden noch einen Eingang. Aber das Unterstandsdach war wie abgedeckt, und die Balken lagen zerfetzt umher.

„Hier ist noch ein Geschützeinschnitt," sagte Sendig.

Dort fanden wir noch zwei Unterstände. Ich ging mit Weickert in den einen. Jemand zündete Licht an. Vor uns in in der Ecke lehnte einer. Weickert fuhr zurück. Am Boden lag auch einer ganz krumm. Weickert sah sie entsetzt an, und seine Leute standen starr.

„Seid nicht dumm!" sagte ich. „Wir schaffen sie hinaus."

Einer trat vor, um den am Boden anzufassen. Er lachte höhnisch. Ich wollte ihm helfen. Da sagte Weickert: „Aber der Leichengeruch bleibt doch drin!"

„Gut," sagte ich. „Dann sucht euch selbst eine Unterkunft!" Ich wollte hinausgehen.

„Wir haben heute noch nichts gegessen!" klagte einer.

„Ich werde Herrn Leutnant bitten, daß wir die zweite eiserne Portion essen dürfen."

„Ich habe keine mehr."

„Da kann ich dir nicht helfen. Warum hast du sie vorher gegessen!"

„Man muß doch fressen, wenn man Hunger hat!" knurrte einer.

„Woher soll ich euch denn was geben?" Ich ging hinaus und zu Sendig. Der hatte sich schon in seinem Unterstand eingerichtet, mit den Maschinengewehrleuten zusammen.

Unterdessen waren etwa zwei Stunden seit der Ablösung vergangen. Ich fühlte mich unruhig wegen der Gruppe Weickert.

Wolf hatte mein Gepäck zu Hartenstein hingebracht und mir ein Lager bereitet. Mir war es noch ungewohnt, daß ich bedient wurde.

„Ist denn Israel noch nicht zurück?"

„Nein."

„Ich muß jetzt Verbindung nach rechts aufnehmen. Wolf kommt mit! Du, Hartenstein, übernimmst während der Zeit den Zug!"

Wir nahmen unsere Gewehre. Draußen traf ich Weickert.

„Ich habe noch einen Unterstand gefunden."

Ich ließ ihn mir zeigen. Er lag am weitesten links etwas abseits.

„Du mußt hier auch Posten aufstellen!"

„Es ist mir unheimlich hier," sagte er. „Kann ich nicht ein Maschinengewehr bekommen?"

„Wir müssen das erst mal bei Tage sehen. Ich kann die Leute nicht noch einmal umziehen lassen, bevor ich weiß, daß es nötig ist."

Ich ging mit Wolf nach rechts rückwärts. Aber war das auch die Richtung?

Wir kamen auf eine Wiese. Da lag wieder ein toter Franzose. Die Wiese stieg ziemlich steil an und wurde mit jedem Schritt zerschossener.

Mein rechter Fuß verfing sich im Draht. Es schien ein zerschossenes Drahthindernis zu sein.

Vor uns zog sich quer ein weißer Wall.

„Halt, wer da!"

„Verbindungspatrouille, dritte Kompanie."

Es war ein Posten unsres Regiments, der in einem tiefen Graben stand. Wir stiegen in den Graben. Da lagen welche drin. Einer richtete sich auf: „Woher kommen Sie?"

Nach der Art zu sprechen vermutete ich, daß es ein Offizier war. Er stellte eine Menge Fragen. Ich verstand nicht recht, was er wollte.

„Aber da müssen Sie ja vor uns liegen? Wir hatten immer angenommen, daß wir hier vorderste Linie sind."

Er wies mich weiter nach rechts.

Hier schien es gar keine Unterstände zu geben. Der ganze Graben lag voller Schlafender. Deshalb stiegen wir nach hinten aus dem Graben in einen hohen Wald.

Ich stand auf einmal still. Rechts war ein dunkler Gegenstand. Ich sah ihn deutlich. Es war ein Wagen, aber —.

Ich ging darauf zu und konnte es nicht feststellen. Ich konnte ihn schon mit der Hand erreichen und wußte nicht —. Ich trat noch näher. Es stank. Da sah ich: ein Pferd hing mit Vorderbeinen und Kopf aus dem Wagen.

Rings lagen Bäume, Aeste, Balken, Drahtrollen und eiserne Pfähle.

„Hier scheint ein Förderbahnhof gewesen zu sein," sagte Wolf. „Aber dort —."

Er deutete in einen Baum. Ueber einen starken Ast hing ein Pferd, sonderbar dünn, nur wie eine Haut. Was müssen das für Granaten gewesen sein, daß sie ein ganzes Pferd da hinaufgeworfen haben!

Sch—kremm! in die Trümmer.

Wir gingen eilig weiter.

Die Feldwache der Nachbardivision fanden wir dreißig Schritt vor dem Hauptgraben in einem nach vorn führenden Graben. Mir schien da eine rechte Unordnung zu sein.

Sie lagen schon drei Tage hier, und der Feldwachhabende wußte weder, wo wir lagen, noch wie die Stellung seiner Division verlief.

Wir kehrten querfeldein zurück und sahen schon nach kurzer Zeit unseren Birkenwald.

Es begann zu dämmern. Vor Hartensteins Unterstand standen etwa zehn Mann mit zwei schweren Maschinengewehren.

Israel kam mir lebhaft entgegen.

„Herr Leutnant hat dir einen Zug schwere Maschinengewehre geschickt und läßt grüßen und sagen, es solle eine eiserne Portion gegessen werden."

„Ja, wo soll ich euch unterbringen? Wir haben nur noch einen Unterstand. Da sind aber zwei Tote drin."

„Ach, die schmeißen wir raus," sagte der Maschinengewehrzugführer — es war ein Sergeant.

„Herr Leutnant kommt!" rief Israel.

„Guten Morgen, Renn!" sagte Lamm und gab

mir die Hand. „Ich muß dich gleich mal sprechen und Sergeant Schatz."

Er nahm uns vor und sah sich die Gegend an, die eben im Dämmerlicht auftauchte. Wir waren auf einer kleinen Erhöhung mitten im Grund. Rechts lag ein breiter Berg mit zwei flachen Höckern. Die glänzten sonderbar blauweiß.

„Das ist der Weiße Berg, um den seit Tagen gekämpft wird. Dort und vorn liegt für hier die Gefahr. Der Aufstellungspunkt ist gut, aber er ist wie eine einsame Insel. Es ist der gefährdetste Punkt der ganzen Division. Fühlst du dich hier stark genug?"

„Ja, ich habe drei Gruppen, zwei schwere und fünf leichte Maschinengewehre. Von den leichten habe ich drei bemannt."

„Aber du hast doch gar nicht genug ausgebildete Leute."

„Nein, nur vier. Aber vielleicht kann der Sergeant die übrigen über das Wichtigste unterrichten."

Lamm sah mich überlegend an.

„Sergeant Schatz, Sie übernehmen auch unsere Maschinengewehre und stellen Ihre eigenen Posten! Aber ich muß Sie, obwohl Sie dienstälter sind, fürs Gefecht dem Unteroffizier Renn unterstellen."

Er ging mit seinem Läufer zurück.

Es war ganz hell geworden. Ich ging in den Unterstand. Israel hatte eine Rindfleischkonserve für sich und mich geöffnet und im Feldkessel über Hartspiritus gewärmt. Wir warfen Feldzwieback hinein, der aufweichte, und aßen es so.

Israel war Violinbauer und hatte blitzende, braune Augen. Wolf war Arbeiter, sehr bedächtig und schweigsam, mit etwas stumpfen blauen Kuhaugen, war aber gar nicht dumm. Er pflegte in einer Ecke zu sitzen und Israels lebhaften Reden zuzuhören und ab und zu etwas sehr deutlich zu sagen. Er war wohl kaum neunzehn Jahre, schlank, groß und hielt viel auf seinen Anzug und seine Hände.

Wir legten uns und schliefen.

VI

Ich wachte gegen Mittag auf und fühlte mich sehr hungrig. Uebrigens war ja heute mein Geburtstag.

„Du," sagte ich zu Hartenstein, „könnten wir nicht eine Patrouille da hinüberschicken, wo ihr gestern den Feldzwieback gefunden habt?"

„Ja, Kettner kann das machen mit noch einem. Der ist sehr findig, — besonders beim Läusefangen. Da greift er sich nur in den Rock und hat sie schon."

Kettner, der dabei saß, lachte: „Ja, das ist was für mich! Aber ich gehe lieber alleine."

Ich ging hinaus und sah mich um. Der Unterstand mit abgedecktem Dach war wohl ein explodiertes Munitionsdepot. Die Granaten, die weit umhergestreut lagen, waren etwa fünfzig Zentimeter lang. Wenn ich nur wüßte, ob sie noch gefährlich wären! Vorn bei dem schief stehenden Geschütz, wo jetzt Brand als Posten stand, lagen wenigstens keine.

„Weißt du, wo unsre Postierungen stehen?" fragte ich ihn.

„Nein." Er sah mich ängstlich an. Er schien vom gestrigen Trommelfeuer noch ganz verstört zu sein.

„Siehst du dort links den Granateinschlag? Dort liegt der Kompanieführer mit den beiden andern Zügen. Dann kommt die große Lücke bis zu uns, und dort rechts hinter uns liegt die nächste Feldwache der Nachbardivision."

Ich erschrak selbst, als ich das sagte. Wenn hier im weiten Umkreis vor uns die Franzosen angriffen, mußten wir sie allein abwehren. Dann konnte der einzelne Posten nicht zugleich schießen und alarmieren. Ich mußte noch Alarmposten stellen.

Ich ging nach rechts weiter. Im nächsten Geschützeinschnitt stand nur ein schweres Maschinengewehr mit einem Posten daran. Dabei lagen hier 35 Mann in zwei Unterständen. Ich ging in Sendigs Unterstand, wo auch die leichten Maschinengewehre lagen.

„Weshalb ist denn keins von euren Maschinengewehren draußen?"

„Es hat uns niemand was gesagt."

„War der Sergeant Schatz nicht hier und hat euch die Plätze gezeigt?"

Sie sahen mich dumm an. Ich ärgerte mich.

„Du mußt einen Posten aufstellen, Sendig, gleich hier oben zum Alarmieren der beiden Unterstände. Wir müssen auch sehen, daß wir uns, solange es ruhig ist, alle übers Maschinengewehr instruieren lassen. Wozu haben wir denn die Dinger?"

„Wie wird's denn heute mit der Verpflegung? Wir haben doch seit drei Tagen nichts Ordent-

liches gekriegt, und die eisernen Portionen sind aufgegessen."

„Ich habe schon einige abgeschickt. Ich sage es euch, wenn ich was kriege."

Draußen krachte eine Granate.

„Fängt der Mist wieder an!" schimpfte Sendig.

Ich ging hinaus. Es war dicht vor den Posten gegangen. Dort war noch der Granatrauch.

Was soll ich Schatz sagen? Ich muß es auf einen Streit ankommen lassen.

Ich ging in den anderen Unterstand. Schatz spielte mit den beiden Gewehrführern Skat.

„Sie haben wohl meinen leichten Maschinengewehrleuten noch nicht gesagt, daß sie Ihnen unterstehen?"

Er sah mich halb hochmütig, halb feige von der Seite an.

„Wir müssen uns schon darüber einigen," sagte ich, „wie wir das machen wollen. Wo dachten Sie denn, daß die leichten Maschinengewehre bei einem Angriff hinkommen?"

„Gleich hier oben," sagte er gleichgültig und gab eine Karte.

„Was? Alle fünf Maschinengewehre auf kaum sechs Meter Breite!" Ich hatte das Gefühl, blaß zu werden vor Wut.

„Nu, wenn Sie wollen, können Sie sie ja wo anders hinstellen."

Ich wußte darauf nichts zu antworten. Sollte ich einfach hinaufgehen und befehlen, was ich wollte? Aber was würde Lamm dazu sagen?

„Können Sie mir nicht jemand zur Verfügung

stellen, der meine Leute übers Maschinengewehr instruiert?"

„Ja. — Trumpf!" Er knallte eine Karte auf den Tisch.

„Wen?" fragte ich und fing an, in den Knien zu zittern vor Wut.

„Dort, den Gefreiten Janetzky."

„Kann ich über ihn verfügen?"

„Machen Sie, was Sie wollen."

„Ja, das werde ich!" brüllte ich ihn an und ging mit klopfendem Herzen hinaus. Sie lachten hinter mir her.

Ich holte meine Gruppenführer und die Bedienungsleute der leichten Maschinengewehre zusammen und suchte mit ihnen die Stellen aus, wo man sie bei einem Angriff hinstellen könnte.

„Wir stehen hier am gefährlichsten Punkt des ganzen Divisionsabschnitts. Leider haben die schweren Maschinengewehrleute dafür gar kein Verständnis."

„Der Schatz, das ist 'n ganz falscher Hund," sagte Hartenstein. „Ich habe schon erlebt, wie der von seinem Kompanieführer 'rausgefenstert wurde."

„Ich hatte ihn gebeten, daß er uns jemand zum Instruieren am Maschinengewehr gibt. Aber ich glaube, da können wir vergeblich warten. Wir müssen aber die Dinger bedienen können. Nehmt euch doch jeder ein leichtes Maschinengewehr in euren Unterstand und laßt euch von den Ausgebildeten die nötigsten Griffe zeigen!"

„Das wollte ich schon immer lernen," sagte Weickert. Die andern nickten.

Unterdessen wuchtete es von schweren Gra-

naten rechts auf dem Weißen Berge. Der ganze rechte Hang lag in einer grauweißen Wolke. Auch an dem Graben hinter uns wuchsen Granatwolken seine ganze Breite hin. Nach dem Steilhang links oben, wo wir gestern lagen, schoß es auch wieder heftig, nur sahen dort die Granatwolken dunkler aus, vielleicht vom Waldboden.

„Wir müssen gut aufpassen," sagte ich. „Wenn die Franzosen in den Wald vor uns kommen, dann können sie den andern Zügen in die Flanke und den Rücken kommen."

„Die Lücke ist lausig groß!" sagte Weickert und sah mit großen Augen hinüber.

„Wenn die Posten aufpassen, fürchte ich nichts," sagte ich.

Kettner kam gebeugt mit einer Wolldecke auf dem Rücken, in der es gläsern klapperte.

„Wir sollten uns nicht so viel hier zeigen," sagte Hartenstein. „Die Franzosen müssen uns vom Weißen Berg aus sehen können."

Kettner ließ die Decke nieder: „Ich habe Indianer spielen müssen. Wie ich ans Lebensmitteldepot kam, stand da ein Posten. Da dachte ich: lieber nicht fragen, sondern abwarten! Indem fing's an zu schießen. Ich setze mich in 'nen Granattrichter und warte. Da höre ich, wie einer dem Posten sagt, bei Beschuß käme doch keiner klauen, und er solle jetzt weggehen. Da bin ich nachher angeschlichen und hab das mitgebracht."

Er hatte nicht nur Selterswasser und Zwieback, sondern auch Trockengemüse in Würfeln. Das war allerdings etwas feucht geworden.

Ich verteilte die Lebensmittel und schickte

Israel an Lamm, ob heute abend die Feldküche käme und wohin. Hier vor in den Grund konnte sie wegen der Gräben nicht kommen.

Unterdessen hatte sich Hartenstein ein leichtes Maschinengewehr in unsern Unterstand geholt und auf den Tisch gestellt.

Brand, der am schweren Maschinengewehr ausgebildet war, fingerte verlegen daran herum und begann mit nach oben verdrehten Augen:

„Das Maschinengewehr 08 ist eine Selbstladewaffe. Es besteht —."

„Laß doch den Kotz," sagte Hartenstein, „und zeig uns, wie man mit dem Ding schießt!"

Brand betrachtete es verlegen und wollte den Deckel aufmachen. Aber es ging nicht.

„Geh weg!" sagte Kettner, machte es auf und sah hinein. Alle redeten durcheinander. Es wurde an der Waffe herumgetastet und geschraubt. Der Lauf wurde herausgezogen.

„So können wir gar nicht damit schießen," sagte Brand.

„Warum denn nicht?"

„Weil kein Wasser im Mantel ist, und weil der Dampfablaßschlauch fehlt."

„Da müssen wir Selterswasser hineingießen," meinte Kettner.

Jemand kam die Treppe heruntergepoltert.

„Warum paßt hier niemand auf!" schrie Lamm. „Die Franzosen stellen sich am Weißen Berg zum Angriff bereit. Wo ist Sergeant Schatz?"

„Wolf alarmiert links, Israel rechts!" schrie ich.

„Hier bleiben!" schrie Lamm. „Wozu sollen sich alle zeigen? Nur die schweren Maschinengewehre!"

Er rannte hinaus, ich hinterher.

„Wo liegt Schatz?"

„Hier, Herr Leutnant!"

Er rannte hinein. Unten hörte ich schimpfen. Schatz mit seiner ganzen Bande und dem zweiten Maschinengewehr kam herausgerannt.

„Dort!" rief Lamm. „Sehen Sie denn nicht? Am linken Hang des Berges über dem rechten Zipfel!"

Sie sahen hinüber.

„Welches Visier?" schrie Lamm den Schatz an. Der sah aufgeregt hinüber.

„Vierhundert?" stotterte er.

„Neunhundert!" brüllte Lamm. „Maschinengewehre fertig?"

„M. G. eins fertig!"

„Kommandieren Sie!" schrie Lamm.

„Ein Strich Tiefenfeuer!" sagte Schatz.

Das rechte Maschinengewehr ratterte los. Lamm sah durchs Fernglas. Das linke Maschinengewehr mußte sich erst eine Auflage schaffen.

„Stopfen!" brüllte Lamm. Das Rattern hörte auf. „Wohin schießen Sie denn, Mensch? Habt ihr denn alle keine Augen? Jetzt sind sie natürlich verschwunden!"

Er sah mich mit einem wütenden Blick an: „Kommen Sie mit mir, Unteroffizier Renn und Sergeant Schatz! Die unnötigen Leute sollen hier verschwinden!"

Er ging stumm aus dem Geschützeinschnitt und blieb bei der Haubitze mit dem toten Pferde stehen. Wir standen stramm.

„Weshalb paßt hier niemand auf?" Er machte eine Pause und sah uns an. „Weshalb haben Sie,

Sergeant Schatz, keine Stellung für Ihr zweites Maschinengewehr vorbereitet? Haben Sie Entfernungen schätzen lassen? Woher weiß ich denn die Entfernung? — Sie werden sofort die Entfernungen schätzen! Ich werde morgen Ihre Posten abfragen, und außerdem werde ich Ihrer Kompanie mitteilen, daß Sie unbrauchbar sind. Sie können gehen!"

Schatz machte kehrt und ging weg. Lamm sah mich an, und ich merkte, daß ihm die Aussprache auch schrecklich war.

„Schatz ist ein erbärmlicher und verlogner Mensch! Ich kenne ihn schon vom Rekrutendepot. Aber mit dir, das verstehe ich nicht! Soll ich denn hier einen andern Zugführer herschicken? Du wirst alle Mühe haben, mich zufriedenzustellen! Ich sage dir's offen, ich werde dich kontrollieren. Das hielt ich bisher für unnötig!"

Er atmete erregt und ging langsam fort.

„Halt!" sagte er plötzlich. „Die Küche kommt gegen Morgen. Die Essenholer sammeln sich an meinem Unterstand. Guten Tag!"

Er ging fort. Ich dachte: du sollst mich kontrollieren, das ist mir lieb! Und weh mir, wenn du mich schlapp findest!

Ich war nicht traurig über den Vorfall. Nein, seine Vorwürfe taten mir wohl; denn er hatte recht. Ich hätte auch Entfernungen schätzen müssen.

Ich ging zu den Gruppen und gab meine Befehle über die Posten und für die Essenholer, sie sollten möglichst Wasser für die Maschinengewehre mitbringen und sehen, ob nicht irgendwo Dampfablaßschläuche herumlägen.

Unterdessen hatte es angefangen, hierher zu

schießen. Es waren schwere Granaten, die sehr schnell da waren und große, dolchförmige Splitter umherwarfen. Aber sie kamen wenigstens regelmäßig. Der Posten im linken Geschützeinschnitt wurde leicht am Ohr verwundet.

Bis ich alles mit den Gruppen besprochen hatte, brauchte ich fast drei Stunden, und auch dann fiel mir immer noch Neues ein. Wußten sie, was das Sperrfeuerzeichen war, um Artilleriefeuer anzufordern? Waren genug Leuchtpistolen da und geeignete Munition?

Das Artilleriefeuer hörte auf. Es wurde dunkel. Ich hatte noch keine namentliche Liste meines Zuges.

Die Essenholer gingen fort. Ein Läufer kam von Lamm: „Herr Leutnant läßt fragen, ob das Gerät der leichten Maschinengewehre vollständig ist, und die Unterstände sollen abgeblendet werden, daß nachts kein Lichtschein zu sehen ist. — In der Morgendämmerung soll von vier bis sechs Uhr alles wachen und sich umgeschnallt in den Unterständen bereithalten."

Ich ging wieder zu den Gruppen und gab alles bekannt. Dann ging ich zu den Posten und fragte sie aus, ob sie alle wichtigen Punkte im Gelände kannten.

Meine Leute hatten Interesse an der Handhabung der Maschinengewehre gefunden. Sie wollten überall hineinsehen können, wie die Sache zusammenhinge. Ich verwunderte mich über ihren Eifer.

Es war schon nach Mitternacht. Ich fühlte meinen Magen erbärmlich leer. Heute wieder nur

Feldzwieback und dazu einen Gemüsewürfel in Selterswasser gekocht. Die Essenholer waren vor vier Stunden abgerückt.

Ich schweifte draußen umher und besah mir die Gegend und wie die Posten standen.

Um halb vier Uhr kamen endlich die Essenholer schwer bepackt. Einer trug einen Blechtornister mit Wasser. Ein andrer hatte einen schweren Sack mit Brot.

„Wo seid ihr denn so lange gewesen?"

„Erst haben wir uns verlaufen," lachte Israel. „Dann war die Küche nicht da, weil's auf die Straße schoß. Sie kommt überhaupt nicht vor Mitternacht, weil sie nicht über die Höhe hinten dürfen, bevor's dunkel ist. Und dann sind's anderthalb Stunden vom Küchenhalteplatz bis hierher. — Herr Feldwebel läßt sagen: er möchte täglich mit der Küche eine Stärkemeldung von den Zügen haben, weil er hinten nicht erfährt, wer wieder verwundet ist. Sie wußten überhaupt noch nicht, daß wir so viele verloren haben. Daher haben sie viel zu viel Brot vorgeschickt."

Das Essen war auf dem Wege kalt geworden. Wir mußten Hartspiritus sparen und aßen es so. Wir hatten auch nur noch zwei Hindenburgbrenner, und davon war der eine schon fast heruntergebrannt.

Unterdessen war es vier Uhr geworden. Ich ließ umschnallen und ging zu den andern Gruppen. Sie hatten es vergessen oder waren zu faul gewesen. Sollte ich auch zu Schatz gehen? Ja, vielleicht wußte er nicht von dem Befehl. Ich traf sie alle schlafend. Ich weckte Schatz und sagte es ihm. Er

erhob sich widerwillig und setzte sich an den Tisch. Aber er weckte seine Leute nicht. Das geht mich nichts an, dachte ich und ging zu den Posten.

Es wurde langsam hell. Der Berg kam heraus mit seinen zwei Kuppen. Unsre Artillerie bellte von hinten vor. Die Geschosse rauschten vorüber und schlugen drüben fern ein. Die französische Artillerie schwieg.

Mir fiel eine kleine Erhöhung dreißig Schritt vor uns auf. Ob die sich nicht zum Aufstellen von Maschinengewehren eignete? Ich ging dahin und legte mich in mehrere Granattrichter, ob von da gutes Schußfeld wäre. Auf einmal hörte ich Schritte hinter mir.

„Guten Morgen, Renn!" sagte Lamm und hielt die Arme hinter seinem Rücken. „Ich komme eben aus deinen Unterständen und von den Posten. Es war alles in Ordnung. Aber den Schatz habe ich gehörig hochgenommen. Der Mensch ist zu schlapp, seine Leute zu wecken."

Ich wunderte mich: Lamm lächelte mich die ganze Zeit an und hielt die Arme immer hinter dem Rücken, was doch sonst nicht seine Gewohnheit war.

„Du," sagte er, „gestern war nicht die rechte Gelegenheit —" er lachte gerade heraus und brachte auf einmal ein Paket in Zeitungspapier hervor, „du hattest doch gestern Geburtstag?"

Ich konnte zuerst gar nichts sagen.

„Woher weißt du denn das?"

Er bewegte lächelnd den Kopf hin und her. „Rate nur — nein, du kriegst's nicht heraus, weil's so einfach ist. Ich blätterte neulich in der Stammrolle, und da fand ich's und schrieb mir's auf. — Aber sieh nur nach, was es ist."

Ich schlug es auseinander. Oben lag eine Schachtel Zigaretten und darunter ein Buch: Simplicius Simplicissimus.

„Kennst du das?"

„Nein, ich habe nie davon gehört."

„Das ist was für dich. So bist du auch wie der da. — Aber jetzt ist die Zeit zu wachen vorbei. Ich bin müde."

VII

„Renn!" rief einer.

Ich wachte auf. Es war nur etwas Licht von der Treppe her im Unterstand. Einer bewegte sich auf mich zu. Draußen wuchtete es.

„Ist was passiert?"

„Wir haben schon drei Verwundete, und es schießt immer weiter zu uns."

Ich erhob mich rasch und lief die Treppe hinauf. Links in Weickerts Geschützeinschnitt sprangen krapp! krapp! große, weiße Staubwolken hoch.

„Wo sind die drei verwundet worden?"

„Der erste als Posten am Unterstand, die andern beiden als Posten vorn am leichten Maschinengewehr."

„Was stehen jetzt für Posten?"

„Nur einer vorn."

„Den soll Weickert einziehen, solange es so dahin schießt! Wir übernehmen hier die Beobachtung für euch mit."

Der Bote ging erst zögernd fort. Als er aber in

die Höhe der Granaten kam, rannte er, daß die Birken vor ihm vorbeisausten.

Ich setzte mich oben in den Treppenhals. War das richtig, den Posten einzuziehen? Doch wohl. Aber ich mußte es Lamm melden.

Ich ging hinunter, weckte Wolf und schickte ihn fort. Dann saß ich wieder oben. Ich fühlte mich müde und angegriffen. Dazu juckte es mich am Halse. Ich zog den Rock aus und untersuchte den Kragen. Es war nichts daran zu finden. Aber in der Halsbinde saß eine ganze Brut junger Läuse. Ich las sie ab und warf sie hinaus. Wenn nur das nicht noch dazukäme! Ich zog auch das Hemd aus. Das Bündchen war zerschlissen. In den Fäden saßen auch noch welche.

Draußen schien die Sonne. Aber auf der Treppe war es kalt. Ich zog mich wieder an. Es krachte und stampfte und warf Kalkstaub in die Höhe. Ich sah zu Boden.

Ramms!

Ich fuhr auf. Beinahe wäre ich ganz eingeschlafen. Jetzt schießen sie wohl auch hierher? Oben in der blauen Luft surrte es. Zwei kleine Flieger zogen da kleine Kreise. Beim Wenden blitzten sie silbern. Weiter nach den Franzosen zu zog ein großer Flieger weite Kreise mit breiten Flügeln und Schwanzflosse, aber ohne Leib. Das war ein Flieger, der das französische Feuer lenkte.

Tack — tack — tack! Maschinengewehrfeuer in der Luft. Zwei deutsche Flieger kamen schräg hintereinander gerade auf die kleinen Silberflieger zu. Die schwangen sich. Einer tauchte nieder und wurde abwärts verfolgt. Weiße Schrapnellwölkchen

bliesen von den Franzosen her und blieben wie Schäfchenwolken in der Luft.

Auf einmal sah ich, wie der eine Silberflieger stürzte, immer schneller. Ein Flügel löste sich und schaukelte in der Luft wie ein Blatt. Der andre Flügel löste sich. Der Rumpf fuhr kerzengerade herunter, den Schwanz oben, über ihm eine Qualmschnur. Er brannte und fuhr irgendwo weit drüben in den Wald.

Kramms!

Ich bekam ein Kalkstückchen an den linken Aermel.

Weickert kam gerannt und fuhr zu mir in die Treppe.

„Unser Unterstand ist eingeschossen!" schrie er.

„Wo sind die andern?"

„Ich weiß nicht. Unser Maschinengewehr ist kaputt!"

Es kam wieder einer.

„Ist jemand verwundet?"

„Ja, der Stoll August, aber nicht schlimm."

„Wo sind die andern?"

„Die laufen herum."

„Hol sie hierher!"

Er lief hinaus.

Die Leute kamen. Nur zwei hatten ihre Gewehre. Sie redeten aufgeregt durcheinander.

„Der ganze Unterstand ist platt."

„Unsinn! Ich bin zuletzt raus. Es hingen nur 'n paar Balken runter."

„Nee, ich hab's doch gesehen, wie die ganze Decke runterkam!"

Was mache ich nur mit den Leuten? dachte ich.

Wolf kam von Lamm zurück.

„Herr Leutnant läßt für die Meldung danken. Er beobachtet von oben, wie es hier steht. Von da oben sieht's wirklich so aus, als könnte hier niemand mehr leben."

Ich schickte Israel ab, das neue Unglück und den Fliegerkampf zu melden.

Ich konnte mit den aufgeregten Leuten nicht zusammenbleiben; denn ich mußte überlegen, was ich nun tun wollte. Daher rannte ich hinüber zu Sendig. Dorthin waren bisher nur wenige Schüsse gegangen. Von seiner Treppe aus konnte man nach dem Weißen Berg hinübersehen, auf den es auch lebhaft schoß, aber von deutscher Artillerie. Gegen zwei Uhr nachmittags flaute dort das Feuer ab. Auch bei uns war es stiller geworden.

Ich ging in meinen Unterstand zurück und aß etwas. Dann legte ich mich, um zu schlafen. Weickerts Leute hatten ihre Ausrüstung von drüben geholt und schliefen.

— — — — — — — — — —

„Renn!" sagte Israel. „Herr Leutnant läßt sagen, man erwartet für heute abend einen französischen Angriff. Von fünf Uhr ab soll alles alarmbereit sein."

„Gut!" sagte ich und versuchte wieder zu schlafen. Aber mußte ich nicht die Besetzung neu einteilen? Und dann mußte Weickert ein neues Maschinengewehr bekommen. Aber er hatte ja nur noch sechs Mann.

Ich stand vor Unruhe auf und ging hinaus. Der Weiße Berg war in eine Staubwolke gehüllt, daß man nichts Genaues erkennen konnte. Beide Artillerien schossen heftig. Deutsche Flieger kamen

ziemlich tief von hinten über den Grund weg. Auch zu Lamm schoß es wieder.

Ich ging zu dem eingeschossenen Unterstand und fand dort noch sieben Patronenkästen mit Maschinengewehrgurten. Ich nahm zwei mit und schickte hinüber, die übrigen zu holen.

Ra—Ramms!

„Das ist 'ne ganz schwere Marke," sagte Hartenstein.

Weickerts Leute kamen mit den Patronenkästen atemlos zurück.

„Jetzt schießen sie hierher!"

Ra—ramm!

„Verflucht! Das gilt uns!"

Wir saßen und warteten. Es war schon fünf Uhr. — Solange sie so schießen, kommen sie nicht.

Sendig ließ melden, daß sein Posten vorn tot wäre, er hätte den neuen Posten an einen geschützteren Fleck gestellt.

„Uns werden sie schon hier auch noch rausschießen!" sagte einer von Weickerts Leuten.

„Halt's Maul!" sagte Hartenstein. „Mit dem Gequak machst du's nicht anders!"

Das Schießen ging fort. Einmal schwankte der Unterstand.

Nach anderthalb Stunden wurde es still. Ich ging hinaus. Nur noch irgendwo in der Ferne rumpelten die Kanonen.

Einer von Lamms Läufern kam.

„Mit Einbruch der Dämmerung sollt ihr umziehen, Herr Leutnant erwartet dich dann oben — dort über den schwarzen Fichten!"

„So weit vorn?"

„Er hat gesagt: je weiter vorn, desto weniger Artilleriefeuer."

VIII

Als es dunkel war, brachen wir auf, hinter uns in langer Reihe die Maschinengewehre. Wir zogen uns über die weißgeschoßne Wiese und dann an einem Waldsaum aufwärts. Es wurde immer steiler. Auf einmal kamen wir in Draht, von dem im Walde und bei der Dunkelheit nichts zu sehen war. Ich dachte, es wären nur ein paar Drähte. Aber ich trat immer weiter in Draht, der überdies teils straff, teils in losen Schlingen gespannt war. Das Hindernis war etwa sieben Meter breit. Ich ließ die Leute hinter mir, die mit den Maschinengewehren nur langsam vorwärts kamen, und lief mit Israel und Wolf voraus.

„Renn!" rief es leise von links. Das war Lamm. Er stand in einer verlaßnen Batteriestellung.

„Ich habe heute von oben das Feuer bei euch gesehen," flüsterte er. „Mir war himmelangst. Ich habe mit Herrn Oberst, der heute da war, die Stellung hier besprochen. Der Punkt hier liegt freilich auf den ersten Blick einfach verrückt. Aber wahrscheinlich wird es nicht herschießen. Die Franzosen dürfen aber nicht ahnen, daß wir hier liegen. — Die Nachbardivision ist gebeten worden, ihre Feldwache weiter vorzuschieben. Du mußt mal feststellen, ob sie's getan hat. Ich traue in solchen Sachen niemand mehr."

Unterdessen bellten unsre Geschütze immer regelmäßig von hinten vor, und mit singendem Ton wölbten Geschosse über uns weg. Die Einschläge

waren merkwürdig leise, obwohl nicht sehr weit von uns.

„Was sind das für Geschosse?" fragte ich.

„Ach so, das weißt du ja noch nicht. Das sind Grünkreuz-Granaten, sehr üble Gasgranaten. Damit wird unsre Artillerie jetzt jeden Abend auf die vorderen französischen Gräben schießen."

Wir verteilten die Unterstände. Es waren vier ehemalige Artillerieunterstände da, recht eng und schlecht gebaut. Ich nahm den am weitesten rechts.

„Es kommen nicht alle unter!" sagte ich zu Lamm.

„Das dachte ich mir. Die übrigen müssen im Freien unterkommen."

„Wie meinst du das?"

„Komm mit! Der betreffende Gruppenführer und der Führer eines leichten Maschinengewehrs soll auch mitgehen!"

Ich nahm Weickert und Brand mit.

„Leise sein!" flüsterte Lamm.

Wir stiegen rechts hinunter. Auch hier war ein Drahthindernis in halber Höhe. Wir traten vorsichtig einer hinter dem andern hindurch. Unten war eine Schlucht mit ebener Sohle, die nach rechts vorn führte. Es war düster da. Einzelne Granattrichter zwischen ganz niedrigen Fichten am Boden.

„Hier kommt die Gruppe und das leichte Maschinengewehr her."

„Aber wenn wir einen Graben schanzen, dann wissen die Franzosen gleich, wo wir sind."

„Ja, ihr müßt euch eben so einrichten, daß es auf der Fliegerphotographie so aussieht wie Granattrichter."

„Herr Leutnant," sagte Weickert, „wir haben aber hier gar keinen Schutz nach rechts."

Ich sah den rechten Hang an, der steil emporstieg. Man konnte nicht zwanzig Schritte weit sehen.

„Aber verstehen Sie denn gar nicht?" flüsterte Lamm. „Von oben, wo Renn liegt, kann man nicht in den Grund hier sehen. Deshalb liegen Sie hier und schützen die rechte Flanke von Renn. Und Sie können wieder nicht nach rechts sehen, aber Renn von oben sieht alles rechts bis zum Weißen Berge. Der stellt oben ein Maschinengewehr auf, nur zu Ihrem Schutz. Das schießt quer über Sie weg. Und Zug Langenohl liegt links so, daß er mit seinen Maschinengewehren die ganze Wiese vor Renn bestreichen kann. Und bei mir liegt Zug Trepte mit zwei schweren Maschinengewehren bereit, dahin vorzugehen, wo Gefahr ist. Ihr müßt doch auch Vertrauen zu mir haben!"

Ich schämte mich, daß ich das nicht gleich gesehen hatte.

Ein großer Teil der Nacht ging mit Aufstellung der Posten und Maschinengewehre hin. Dann ging ich mit Israel nach der Nachbardivision. Ich fand die Feldwache nur zwanzig Meter weiter vorn als früher. Wir lagen jetzt fünf- bis sechshundert Meter vor ihnen. Als ich wieder vorkam, waren die Essenholer da. Israel erzählte, daß der Zug Langenohl zwei Verwundete hätte. Dann kam die Zeit, wo wir umgeschnallt wachen mußten. Es war noch dunkel. Ich ging in die Schlucht und suchte nach den bewohnten Trichtern.

„Vorsicht!" sagte auf einmal eine Stimme unter mir.

Ich sah einen runden Stahlhelm sich in einem Busch bewegen. Es war Brands Stimme. Ich beugte mich hinunter und sah, daß es kein Busch war, sondern Kiefernäste über einem Loch. Darunter war das Maschinengewehr versteckt.

„Wo sind die andern?" fragte ich.

„Hier unten. — Wir haben das Loch unten eckig geschanzt und uns Sitze gemacht mit Holz aus der verlassenen Batterie oben."

Ich tappte weiter. Bei Weickert war das Loch oben etwas erweitert, aber unverdeckt. Unten hatten sie eine Zeltbahn gespannt, daß es bei Tage aussehen sollte, als wäre die dunkle Zeltbahn ein Schatten des Lochs.

Unterdessen wurde der Himmel blaß. Ich stieg nach der Batterie hinauf, die von der Schlucht wie ein befestigter Berg aussah.

Unser Unterstand hatte zwei Ausgänge, einen nach dem Weißen Berg, in den ich mich zu Israel und Hartenstein setzte. Beide waren mir recht lieb geworden, besonders der muntere Israel. Er aß Brot und schnitt mir auch etwas ab. Der Weiße Berg leuchtete bläulich wie von innen heraus. Die Waldstücke waren noch schwarz.

„Sieht nicht der Berg aus wie ein Kamel?" sagte Israel.

„Du meinst wohl ein Dromedar," meinte Hartenstein. „Er hat doch zwei Höcker."

„Hast du mal ein Dromedar gesehen?" fragte Israel nach einer Weile.

„Ja, in Hamburg."

„Du bist weit herumgekommen?"

Hartenstein machte eine Bewegung mit der

Hand, zu schweigen. Ein Fink hatte angefangen zu singen. Er mußte in der Birke sitzen, die fünf Schritt hinter dem Unterstand vor schwarzen Fichten stand.

Israel warf ein paar Brotkrumen unter den Baum. Der Fink sang.

Hartenstein warf ein kleines Stück Konservenwurst hin. Ich betrachtete die Birke. Sie hatte an den Spitzen schon ein klein wenig Grün. — Aber konnten die Posten auch bei Tage abgelöst werden, ohne gesehen zu werden? Ich stieg in den Unterstand. Von dort führte ein schmaler Gang in den nächsten Raum, und von dort ging der zweite Ausgang nach hinten. Da stieg ich hinaus. Hier war ich gegen den Weißen Berg gedeckt. Die Geschützeinschnitte waren eng und dicht beisammen. Der Posten ragte nur mit dem Kopf heraus und konnte nach rechts und vorn sehen, wo ein dunkler Wald die ansteigende Wiese begrenzte. Aber der runde Stahlhelm hob sich deutlich ab. Vielleicht wäre es gut, ihn mit Kreide zu beschmieren? Aber hinter uns der dunkle Wald. Dagegen müßte man ihn dann erst recht sehen. Ich nahm einen abgeschossenen Birkenzweig und wand ihn um seinen Helm. Der Posten lachte. Aber die auffallende, runde Form des Helms war ziemlich verdeckt.

Die Maschinengewehrposten im nächsten Einschnitt standen zu hoch. Ich stellte sie tiefer und ließ die Maschinengewehre mit Geäst bedecken, ohne erst Schatz zu fragen. An der Birke waren die hingeworfenen Brotkrumen verschwunden.

Wir legten uns schlafen. In mir war eine kleine Sehnsucht, aber eine ganz stille. Wenn die Franzosen erst angegriffen haben, dann werden wir wohl abgelöst.

IX

Ich schlief noch nicht eine Stunde, als ich geweckt wurde: „Herr Major und Herr Leutnant sind draußen."

Der Major wollte nur die neue Aufstellung sehen und ordnete an, daß in der Nacht Horchposten vorgeschoben würden. Sie blieben nicht lange da.

Die Läuse juckten mich wieder. Ich lauste und legte mich dann. Gegen zehn Uhr weckte mich Israel: „Unten in der Schlucht scheint einer verwundet zu sein."

Ich ging nach dem rechten Ausgang und hörte einen winseln. Aber was sollte ich tun? Man durfte ja bei Tage nicht hinunter.

Auf dem Weißen Berg und an dem großen Graben hinter uns wuchsen wieder die Granatwolken wie die Bäume.

Ich ging zum nächsten Posten vor und sagte ihm, er solle scharf nach dem linken Hang des Weißen Bergs beobachten und sofort melden, wenn er etwas sähe.

„Kann ich nicht ein Fernglas bekommen?" fragte er.

„Ich werde um eins bitten."

Ich ging am Steilhang nach links.

S—krämm! fuhr es dicht über mich weg in den Grund. Hier war der Wald noch ziemlich erhalten.

Rechts war eine Latrine mit schiefgeschossenem Dach. Ich ging dahin und setzte mich. Ich hatte

kein Papier mehr außer Briefbogen und sah mich um, ob nicht etwas Geeignetes herumläge. Da sah ich rechts einen nackten Fuß, der aus einem Schutthaufen ragte. Er sah gelblich aus.

S—parr! Schr—kräpp!

Ich lief weiter. Der Wald wurde dünner. Hier waren rechts die Löcher im Steilhang mit Decken, Tornistern und Gasmasken. Links neben einem hohen Schutthaufen sah ich einen Kopf mit Stahlhelm. Der Posten sah mich erstaunt an.

„Wo liegt Herr Leutnant?"

„Hier!"

Ich sprang neben ihn in einen engen Gang. Da war eine Treppe.

Ramms!

Unten flüsterte einer im Dunkeln:

„Sei leise, Herr Leutnant schläft!"

Allmählich gewöhnte ich mich an das Dämmerlicht.

„Sag Herrn Leutnant, wenn er aufwacht, wir hätten gern ein Fernglas, und einer in der Schlucht scheint verwundet zu sein."

Draußen krachte es ununterbrochen. Ich setzte mich, um ein Nachlassen des Feuers abzuwarten. Aber ich hatte keine Ruhe. Ich hatte niemand gesagt, wo ich hingegangen war. Ich rannte hinaus, beim Posten aus dem Gang, und den Hang entlang. Hier war es stiller. Ich ging langsam weiter. An einer Stelle waren ein paar Drähte gespannt. Ich stieg vorsichtig durch und sah am Boden eine Hand liegen. Sie lag schwarz und wie aus Leder ausgestreckt am Boden. Kleine, tiefschwarze Käfer bewegten sich darauf. Ich beugte mich nieder: vielleicht kannte ich die Hand? Nein, sie war mir fremd.

Vor meinem Unterstand traf ich den einen Gewehrführer von Schatz. Er schien mich zu erwarten.

„Kannst du uns nicht die Lage hier mal sagen? Schatz sagt uns nichts. Und wem unterstehen wir hier eigentlich?"

„Wenn es drauf ankommt, mir!"

„Du, besprich doch alles mit uns! Der Schatz hat ja keine Ahnung vom Maschinengewehr. Er ist erst kürzlich aus der Etappe gekommen, und unser Kompanieführer scheint nicht zu wissen, was das für ein Kerl ist."

„Ich will euch gern über alles unterrichten. Aber dazu müßt ihr zu mir kommen. Ich kann euch nicht von Schatz holen, weil er dienstälter ist als ich."

„Ach, dienstälter! Er ist faul und feige! Wir wollen einen ordentlichen Führer haben, das sagen alle!"

Ich legte mich wieder schlafen. Aber bald kamen die beiden Gewehrführer. Ich stand wieder auf. Wenn nur die Franzosen bald angriffen, daß wir abgelöst würden! Das war doch auf die Dauer nicht auszuhalten.

In der Abenddämmerung begannen unsere Geschütze zu bellen. Ich ging mit den Horchposten vor auf die Wiese. Der Mond schien. Die Granattrichter hatten tiefe Schatten. In einem der Trichter lag einer mit Stahlhelm, das Gewehr im Anschlag nach vorn.

„Ist denn schon ein Horchposten vorgeschoben?" flüsterte ich.

„Nein."

Wir gingen nah hin. Der Mann war tot.

Ein Stück weiter saßen zwei in einem Trichter an die Wand gelehnt, auch tot.

Ich legte die Horchposten in Trichter und ging nach der Schlucht.

Brand stand neben seinem Loch und zitterte leise am ganzen Körper.

„Was ist denn mit dir?"

„Ich weiß nicht. Es ist schon seit ein paar Tagen so."

„Ist hier jemand verwundet?"

„Im nächsten Loch, zwei. Die sind schon hinter."

Ich kam zu Weickert. Er saß in seinem Loch oben und sah mich mit entsetzten Augen an.

„Werden wir nicht bald abgelöst? Ich habe den ganzen Tag hier gesessen und nicht schlafen können."

„Willst du für den Tag was zu lesen haben?"

„Nein, ich habe die Psalmen. Etwas anderes kann ich nicht lesen."

Ich konnte nichts sagen. Wie hatte sich der verändert! Seine Augäpfel standen weiß im Gesicht.

„Wir müssen Horchposten aufstellen!" sagte ich.

Er stieg aus dem Loch und holte zwei Mann. Wir gingen vorsichtig in der Schlucht vor. Sie hob sich etwas und bog leicht nach rechts. Rechts lag ein unheimlich schwarzer Wald. Ich legte die Posten in zwei Trichter dicht nebeneinander und ging mit Israel und Weickert noch weiter, um zu sehen, was vor uns war.

Mehrere Leichen lagen am Boden.

Die Schlucht wurde noch düsterer.

Hier lagen noch mehr Tote.

Links standen drei niedrige Holzbuden. Ich schickte Israel hinein und beobachtete nach vorn und dem dunklen Wald, der nur wenige Schritte von uns entfernt stand. Es stank ringsum.

„Es sind lauter Leichen drin," flüsterte Israel.

„Habt ihr Mut, noch weiter mitzugehen?"

„Ja," flüsterte Israel.

Ganz langsam gingen wir, das Gewehr bereit. Vorn lichtete es sich. Rechts stieg es zu einer Kuppe an. Die war mir nicht recht geheuer. Ich sah mich nach Weickert um. Er hatte nur eine Leuchtpistole.

„Geh zurück!" flüsterte ich.

Wir beiden zogen uns vorsichtig im linken Waldrand nach der Lichtung. Vor uns hob sich eine Wiese im Mondschein mit einigen weißen Trichtern.

„Dort!" flüsterte Israel und deutete vorsichtig.

Ich sah zwei weiße Streifen vielleicht vierhundert Meter vor uns, die sich rechts nach uns zu bogen. Das mußten die französischen Gräben sein.

„Wenn die so schräg zu uns liegen," sagte ich, „dann werden hier links oben keine Franzosen sein. Wir kehren jetzt in einem Bogen nach links zurück."

Wir stiegen links im Walde empor. Es war ein dichtes Astgewirr. Zweige knackten. Es ließ sich nicht vermeiden.

Wir kamen in Draht.

„Halt, wer da!" schrie es von oben.

„Patrouille Renn!" schrie ich. Es war mir sehr

unheimlich. Ich kannte die Stimme nicht. Aber ich ging ganz langsam weiter.

„Wer ist das?" schrie es von oben.

„Renn!" schrie ich, „von der dritten Kompanie!"

„Daß die uns nur nicht Handgranaten auf den Kopf schmeißen!" flüsterte Israel.

Wer ist nur hier so weit vorn? dachte ich. Ein Deutscher muß es sein. Ich bog die Aeste auseinander. Ein steiler Schuttkegel. Oben stand einer, die Handgranate in der Hand.

„Immer herankommen lassen!" flüsterte eine andere Stimme.

„Herr Feldwebel Trepte!" sagte ich laut.

Ein zweiter trat oben an den Rand.

„Ach, Renn? Kommen Sie nur herauf!"

Oben traf ich etwa zwölf Mann. Trepte gab mir die Hand: „Das hätte bald ein Unglück gegeben! Liegen Sie denn da unten?"

„Nein, in dieser Richtung. — Aber wie kommen Herr Feldwebel hierher?"

„Ich werde jetzt jede Nacht hier vorn in den Unterständen liegen als Falle für französische Patrouillen. Es sind nämlich Anzeichen da, daß die manchmal hierherkommen."

Ich sah mich um. Es war wieder eine ehemalige Batteriestellung. Die Geschütze waren noch da, lange und hohe Kanonen.

Wir wendeten uns zurück und traten aus dem hohen Walde auf eine fallende Wiese. Der Mond stand schon tief und machte noch schwärzere Schatten in den großen Trichtern am Boden. Da lag wieder ein Toter und stank. Aber die Gegend kam mir merkwürdig unbekannt vor. Hier mußten unsere

Horchposten liegen. Wir gingen langsam und sahen in jeden Trichter.

„Da liegt einer unserer Posten," flüsterte ich.

Wir gingen auf den Trichter zu, in dem er lag.

„Vor uns im Walde liegt der Zug Trepte," sagte ich dem Posten.

Er antwortete nicht. Ich beugte mich nieder. Er stank.

Wir fanden die Horchposten etwas weiter rechts.

Ich ging in den Unterstand und zeichnete eine Skizze mit den Ergebnissen unserer Erkundung. Die Schlucht rechts, in der Weickert lag, nannte ich die Leichenschlucht und die Buden weiter vorn die Leichenbuden. Da fiel mir ein, daß Weickerts Leute es vielleicht als eine Vorbedeutung ansehen würden, wenn sie in der Leichenschlucht lägen. Ich strich das Wort aus und nannte sie nach unserm Fink die Finkenschlucht.

Weickert kam herein.

„Mir ist was passiert. Als ich von vorn zurückkam, nur mit der Leuchtpistole, und zu den Leichen komme, sehe ich auf einmal, wie sich einer dort erhebt. Ich bleibe stehen. Er schleicht vorsichtig nach dem Wald hinüber und verschwindet nach den Franzosen zu."

„War er bewaffnet?"

„Wie's schien, nicht."

„Weshalb hast du ihm nicht eine Leuchtkugel aufgebrannt?"

„Ich habe schon dran gedacht. Aber ich dachte, der wird nicht allein sein."

X

Bei Morgengrauen begann es leise zu regnen. Wir warfen dem Finken Brotkrumen hin. Eine Amsel war auch gekommen. Ich war traurig. Meine armen Leute in den Löchern ohne Dach über sich! Dazu war es kalt.

Der Tag war bei uns ruhig. Nur auf dem Weißen Berge wuchtete es, der wurde täglich kahler. Das wenige Grün an den Hängen verschwand auch noch.

Ich schlief ein paar Stunden ungestört.

Am folgenden Tage regnete es wieder in der Dämmerung. Dann kam die Sonne, aber auch französische Artillerieflieger. Nach der Batterie im Grunde, in der wir früher gelegen hatten, schoß es heftig, ebenso in den Grund hinter uns und auf den großen weißen Graben hinten bis zum Weißen Berg.

Ein Läufer kam:

„Herr Leutnant läßt fragen, wie es hier steht. Auf dem linken Teil des Regimentsabschnitts liegt schwerer Beschuß. Bei der zehnten Kompanie sind zwei Offiziere verwundet."

„Hier ist es ruhig."

Mich plagten die Läuse. Ich wollte wachen und nahm den Simplicius Simplicissimus vor. Aber ich buchstabierte nur und verstand nichts. Ich dachte an die Leute unten in der Schlucht. In einem Loch waren nur noch zwei, und die mußten immer abwechselnd wachen, und während des Essenholens war gar nur einer da. Und sie klagten nicht einmal.

Das Buch quälte mich. Ich machte es zu und legte mich auf die Pritsche. Ich wollte nicht schlafen.

— — — — — — — — — —

„Vor Zug Langenohl greifen sie an! Sie sind aber abgeschlagen. Herr Leutnant kommt mit Zug Trepte hierher."

Ich sprang auf.

„Alles fertigmachen und besetzen!"

Ich ergriff Gewehr und Gasmaske und stürzte hinaus.

Der Weiße Berg war eine Staubwolke.

„Alles alarmieren und besetzen!" schrie ich in die Unterstände hinein.

Ich rannte zu den Maschinengewehren.

Links aus dem Walde stiegen rote Leuchtkugeln. Vorn war nichts zu sehen.

Unsere Artillerie bellte und grunzte hinter den Höhen vor.

Wir gingen in die Unterstände.

Alle schwatzten durcheinander.

Wieder kam ein Läufer: „Herr Leutnant läßt sagen, daß die Franzosen links in die Gräben eingedrungen, aber im Gegenstoß überall wieder hinausgeworfen sind. Von der Nachbardivision fehlt jede Nachricht. Es soll sofort nach Dunkelwerden Verbindung dahin aufgenommen werden!"

Am Abend machte ich mich mit Israel auf den Weg. Es war leicht neblig, dabei aber hell. Ich wollte den Graben, der von der Nachbarfeldwache nach vorn führte, in Höhe unsrer Postierung erkunden. Wir gingen durch die Schlucht und drüben, wo es eben war, durch einen Streifen Birken.

„Von hier ab Vorsicht!" flüsterte ich Israel zu. „Es sollte mich doch wundern, wenn sich nicht die Franzosen heute beim Angriff in dem Graben soweit wie möglich vorgeschoben hätten!"

Wir schlichen Schritt für Schritt, die Augen vorn.

Der Graben lief nur zwanzig Schritt vom Birkenstreifen. Nichts regte sich.

Wir kamen an den Graben und sahen hinein.

An der Grabenwand lehnten Gewehre, deutsche Gewehre an die zwanzig Stück. Ist eine Feldwache in der Nähe? Weshalb stellt sie dann ihre Gewehre hierher?

Ich zog Israel etwas abseits.

„Das ist mir verdächtig. — Ich kann allerdings nicht sagen, warum. — Geh du hier in den Birken entlang. Ich gehe am Graben."

„Ich gehe mit dir," flüsterte er.

Ich fühlte mich unsicher werden.

„Nein," sagte ich aber, „du nützt mir hier nichts. Geh drüben!"

Er gehorchte.

Ich schlich am Graben entlang und wie vor dauerndem Schrecken. Wenn mich mein Gefühl warnt? Nein, das ist jämmerlich.

Es war zu neblig, um den weißen Graben hinten zu sehen. Der mußte aber in unsrer Hand sein; sonst hätte Lamm etwas erfahren und es mir mitgeteilt.

Der Birkenstreifen war zu Ende. Israel kam zu mir herüber. Er schien auch unruhig zu sein.

Wir näherten uns der Stelle, wo die Feldwache liegen mußte. Dort war niemand. Nur ein Tornister lag im Graben und einige Handgranaten.

Wir kamen an die Stelle, wo die Feldwache vorher gelegen hatte. Dort war gar nichts.

Wir kamen an den weißen Graben.

„Wir gehen erst mal zum nächsten Posten unseres Regiments."

Der Posten dort sagte, die Nachbardivision läge nach wie vor in dem Graben. Nicht fünfzig Meter von hier würden wir den nächsten Zugführer treffen.

Wir gingen im Graben dahin.

Ein Vizefeldwebel mit zwei Mann begegnete mir.

„Als Verbindungspatrouille!" meldete ich. „Wissen Herr Feldwebel, wo die Feldwache jetzt steht, die hier links vorn lag?"

Er sah mich mißtrauisch an: „Von wo kommen Sie?"

„Von dort, wo sie früher stand."

„Und ist sie nicht mehr da?" fragte er bestürzt.

„Nein, wir haben nur Gewehre gefunden."

„Haben Sie Zeit, mir das zu zeigen?"

„Jawohl, Herr Feldwebel."

Er ging hastig voraus. Wir kamen zu der Stelle, wo der Tornister und die Handgranaten lagen. Er sah stumm umher.

„Wo sind die Gewehre?"

„Weiter vorn, Herr Feldwebel."

Er ging finster vorwärts. An den Gewehren blieb er stehen und wendete sich plötzlich an seine Leute: „Nehmen Sie so viel Gewehre, wie jeder tragen kann! Ich komme nach!"

Er betrachtete stumm, wie sie mit den Gewehren abzogen.

„Wohin gehen Sie jetzt?" fragte er.

„Dorthin." Ich zeigte nach links vorn.

„Was wollen Sie denn dort?"

„Dort liegt mein Zug."

„Ach, Sie sind Zugführer? — Dann kann man ja

ein offenes Wort reden. — Ist der Mann sicher?" Er sah mißtrauisch auf Israel.

„Unbedingt sicher, Herr Feldwebel." Ich verstand den Sinn der Frage nicht.

Er stieg aus dem Graben und kam ein Stück mit uns.

„Sie müssen mir mein Mißtrauen entschuldigen. Ich bin Ostpreuße. Aber meine Leute sind meist Elsässer. Wissen Sie, was die Gewehre bedeuten? Die Hunde sind übergelaufen!" Er spuckte aus. „Das kann einer gar nicht verstehen, der's nicht kennt, wenn man seinen eigenen Leuten nicht trauen kann! Die beiden, die ich mit den Gewehren fortgeschickt habe, sind auch von der Bande! — Ich würde am liebsten auch überlaufen! — Aber nicht zu den Franzosen, sondern zu Ihnen. — Wenn ich jetzt zu meinem Kompanieführer komme, muß ich ihm sagen: mein Zug ist fort! — Wohin denn? Ach, Kotz!" Er spuckte wieder, hatte aber nichts mehr zum Spucken. „Gott erhalte Deutschland!" Er wandte sich um und ging mit großen Schritten zurück.

Seit der Dämmerung schoß unsre Artillerie lebhaft. Der Wind stand von vorn. Wir gingen diesmal von hinten in die Schlucht. Es roch immer stärker.

„Das muß doch unser eigenes Gas sein?" meinte Israel.

Weickert und seine Leute traf ich mit aufgesetzten Gasmasken, wie die Affen anzusehen.

Oben in der Batterie roch es nur wenig.

Lamm wartete schon auf mich. Meine Meldung von den Ueberläufern schien ihn zu beunruhigen.

„Ich habe dir auch eine unangenehme Mitteilung

zu machen. Gegen Morgen soll Ersatz hier vorn eintreffen."

„Weshalb ist das unangenehm?"

„Nu, erstens ist es recht mißlich, in einer Trichterstellung Ersatz einzureihen. Denke dir nur, die Leute kommen heraus, hören in der Dunkelheit nur ein paar Stimmen und werden in ein Loch gestopft. Und ich gar, — sehe sie nicht und höre sie nicht. Da ist doch gar kein Verhältnis da. — Und zweitens: wenn wir in absehbarer Zeit abgelöst würden, würde man mit der Einreihung warten, bis wir hinter kommen. Verstehst du's nun?"

Ich sagte niemand davon, auch nicht den Gruppenführern.

Unsre Artillerie hatte aufgehört zu schießen. Trotzdem war der Gasgeruch noch recht stark.

Der Zug Trepte schickte einen Mann: vor einer halben Stunde hätte eine französische Patrouille Handgranaten in die Batterie vor uns geworfen.

Die Essenholer kamen ohne Wolf. Der war unterwegs leicht verwundet worden.

„Wer wird denn jetzt zweiter Läufer?" fragte Israel.

„Ich will mir's überlegen."

Ich wollte vielleicht einen vom Ersatz nehmen.

Es wurde allmählich hell.

Ein Läufer kam: „Du möchtest mal zu Herrn Leutnant kommen."

Unterwegs sagte er mir: „Der Ersatz ist da. Das ist aber 'ne Bande! Ein Drittel scheint sich unterwegs verdrückt zu haben. Und die übrigen!"

Ich traf Lamm vor seinem Unterstand mit einem

ältlichen Vizefeldwebel, der die Lippen hängen ließ, und etwa zwanzig Mann.

„Der Ersatz ist jetzt erst gekommen," sagte Lamm übellaunig. „Jetzt kann ich niemand mehr vor in die Löcher schicken. Diese hier habe ich nicht in den Unterständen hier unterbringen können. Wieviel haben bei dir noch Platz?"

Jetzt übernimmt der Vizefeldwebel meinen Zug, dachte ich. Und der Mensch kann doch nichts. Das sieht man ja.

„Sie müssen eben bei mir unterkommen." Ich hatte keine Kraft mehr zu fragen, wie die neue Zugseinteilung würde.

Lamm ermunterte sich: „Dann bekommst du auch alle zu deinem Zuge. Der Vizefeldwebel Sandkorn wird dir nur zur Verpflegung und Unterbringung zugeteilt. Ich nehme in Aussicht, ihn später an anderer Stelle zu verwenden, wenn er einmal die Verhältnisse kennengelernt hat, vielleicht als Grabenfeldwebel."

Ich sah Lamm an und fühlte mich klein.

„Darf ich gleich hier einteilen?" lachte ich. „Bei mir geht's nicht gut."

„Mach's, wie du denkst," lächelte Lamm. Er hatte wohl gemerkt, was in mir vorgegangen war.

„Ist hier jemand am leichten oder schweren Maschinengewehr ausgebildet?"

Drei traten vor.

„War jemand sonst noch in einer besonderen Stellung?"

Da trat ein Mensch vor, klein und übermäßig breit und sagte mit ganz langsamer, weinerlicher Stimme: „Gefreiter Funke, ich war zwei Jahre

Ordonnanz beim Kompanieführer." Dazu strahlte er mich aus einem breiten, schmutzigen Gesicht an, und ein Tropfen hing ihm von der Nase. Er wischte ihn mit dem Handrücken weg. Ich wollte nicht, aber ich mußte lachen, und alle lachten ringsum. Er lächelte noch mehr. Er schien unser Lachen nur als Freundlichkeit zu empfinden. Ich überlegte: Er ist mindestens vierzig Jahre und muß doch auch tüchtig sein, daß er so lange beim Kompanieführer war.

„Sie werden Läufer bei mir."

XI

Nachmittags saß ich mit Israel und Hartenstein im Ausgang nach dem Weißen Berg. Nur in der Ferne schoß es irgendwo. Vielleicht waren das die letzten Kämpfe dieser Offensive gewesen?

Wir warfen unsern Vögeln Brocken hin. Es war trocken und staubig. Die jungen Birkenblättchen sahen grau aus. Ueber den Weißen Berg kam eine große Wolke gesegelt wie ein grauer Sonnenschirm und ließ dicke Tropfen in den Staub fallen.

Hartenstein beobachtete das alles schweigend mit ein paar dunklen Falten über der Nase. Israel zog die Stirn quer in Falten:

„Die neuen Leute haben dich gern, Renn."

„Sie kennen mich noch gar nicht."

„Doch, weil du den Vater Funke zu deinem Läufer gemacht hast."

Jemand kam die Treppe herauf.

„Guten Tag, Renn." Lamm setzte sich zu uns. Er sah blaß, aber munter aus.

„Du mußt mir mal genau zeigen, wie es auf dem Weißen Berg steht. Ich hatte nämlich gemeldet, die

Franzosen säßen oben. Diese Meldung ist an die Division dort gegangen und die schreibt, meine Meldung stimme nicht; sie hätten den Berg ganz."

„Das ist nicht wahr! Siehst du den Graben zwischen den beiden Kuppen? — Es ist nur eine flache Rinne. — Das ist der vorderste französische Graben."

„Ja, so hab ich's auch beobachtet."

„Wie können sie denn da sagen, sie hätten den Berg ganz? Das ist doch einfach gelogen. Unsre Artillerie schießt doch auch immer auf die linke Kuppe."

Lamm sah nachdenklich hinüber.

„Du hast wohl nie darüber nachgedacht, wie so eine Meldung zustande kommt? Hinten bei den höheren Stäben wissen sie doch nicht, wie's vorn steht."

„Schicken sie denn niemand vor?"

„Hast du schon jemand bei uns gesehen? — Und was würde es ihnen auch nützen? Denke dir doch, hier käme einer her. Es wären für ihn alles nur Waldstücke und Gründe. Und wenn wir ihm etwas nicht zeigen wollten, dann würden wir sagen: dort ist's gefährlich, oder: dort kann man bei Tage nicht hin."

„Aber die Truppen müssen doch richtig melden, wie's vorn steht!"

„Das tun sie aber nicht."

„Das versteh ich nicht."

„Denke dir doch mal, die Truppen dort oben hätten gemeldet, sie hätten nur die eine Kuppe. Sofort würde von hinten befohlen, die andre auch zu nehmen. Das wäre aber Wahnsinn, weil sich dort

niemand halten kann, weil die französische Artillerie in die Gräben hineinschießen kann wie in die Fleischmulden."

„Das will ich nicht verstehen!"

„Es wird dir nichts nützen. Es ist doch so."

„War das 1914 auch schon so?"

„Sicher nicht. Damals war noch keine Feindschaft zwischen Front und hinten."

„Aber wer ist schuld an der Feindschaft?"

„Beide. Die hinten verstanden die Truppe nicht mehr, als es zum Stellungskrieg kam, und die Truppe glaubte alles besser zu wissen und wollte nicht mehr gehorchen, weil sie es ist, die die Opfer bringt."

Er ging fort.

Diesen Tag und den folgenden war ich düsterer Stimmung. Ich wollte nicht sehen, was er gesagt hatte. Ich fürchtete mich einzugestehen, daß das Auflösungszeichen waren.

XII

Es schoß wenig. Aber ich hatte wieder Verluste unten in der Schlucht. Das leichte Maschinengewehr dort bekam einen Splitter in den Mantel, so daß das Wasser ausfloß. Es mußte zur Reparatur hintergeschickt werden. Weickert war abgemagert und sah aus wie ein Schwindsüchtiger. Brand zitterte immerfort und hatte ganz helle Augen bekommen, aber er sagte nichts. Ich hatte den Jungen sehr liebgewonnen.

Eines Nachts kam Lamm und fragte schroff: „Wo liegt Brand?"

„Unten in der Schlucht."

„Führe mich hin!"

Der Mond schien hell. Ich ging voraus. Was hatte er nur mit Brand? Was sollte ich Lamm sagen, wenn er etwas gegen ihn hätte? Lamm schien wütend zu sein.

„Hier!" flüsterte ich.

Man sah nur einen Stahlhelm im Astgewirr.

„Sind Sie Brand?"

„Nein, Herr Leutnant. — Emil, komm mal rauf! Herr Leutnant will dich sprechen."

Ein Rumoren unten. Ein bloßer Kopf tauchte aus den Aesten auf und band sich hastig die Halsbinde um.

„Im Namen Seiner Majestät des Kaisers hat Ihnen der Kommandierende General das Eiserne Kreuz verliehen. Sie haben es redlich verdient."

Lamm reichte seine Hand hinunter. Brand ergriff sie zaghaft und ließ sie wieder los.

„Nehmen Sie nur auch das Eiserne Kreuz," lachte Lamm. Brand griff danach.

Die andern im Loch wünschten ihm ungestüm Glück.

„Ruhe! Ruhe!" lachte Lamm. „Ihr weckt ja die Franzosen drüben!"

Lamm nahm mich beiseite: „Jetzt zum nächsten. — Wie ich mit meinem Spruch anfing, mitten in die Halsbinde hinein, da dachte ich, ich hätte was sehr Dummes gemacht."

„Das vergessen dir die Leute nie, daß du ihnen das Eiserne Kreuz hier ins Loch gebracht hast!" —

Am Morgen war es neblig. Ich ging am Hang entlang.

In meiner Batterie sah ich Sendig auf seiner Treppe sitzen und einen Brief schreiben.

„Du!" sagte ich und setzte mich auf die oberste Stufe. „Du mußt heute abend den —"

Kramm!

Es gellte mir in den Ohren. Holzsplitter flogen umher. Die Granate war dicht über meinem Kopfe detoniert. Sendig polterte hinunter. Ich rutschte ihm nach. Er sah nach mir herauf.

„Du mußt heute abend —"

„Höre mal," unterbrach mich Sendig, „weißt du eigentlich, daß du für unverwundbar giltst? Jetzt glaub ich's wirklich auch. Hat es dir wirklich nichts getan?"

„Nein," ich sah an mir hinunter. „Doch, den Schaft meines Gewehres hat es aufgeschlitzt."

Sendig schüttelte den Kopf: „Das ist unerhört! Das ist unerhört!"

„Jetzt laß mich mal endlich weiterreden! Also, du löst heute abend den Weickert und sein Maschinengewehr ab. Du hast's besser, als er's gehabt hat, denn jetzt ist einigermaßen warmes Wetter, und die Trichter sind eingerichtet."

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen. Ich mach's gern."

In meinem Unterstand legte ich mich aufs Lager. Von der Granatdetonation sauste der Unterstand um mich wie eine Muschel. Ich gähnte und dabei sauste es noch mehr. Ich lag und wollte schlafen. Die Läuse plagten mich. Ich empfand es stärker als sonst. Jetzt geht es auch mit meiner Kraft zu Ende. Drei Wochen hier vorn, in der Nacht umhergelaufen und am Morgen stündlich aufgestört.

Ich lag überwach. Zu Mittag stand ich auf, um etwas zu essen. Aber ich hatte keinen Hunger.

„Was ist denn mit deinem Gewehr?" fragte Israel.

„Ach, nichts! Wir müssen ein neues suchen. Draußen liegen noch welche herum."

„Aber wie ist denn das gekommen?"

„Ach, laß mich doch!"

Ich legte mich wieder auf das Lager.

Funke hatte sich eine Zigarre angebrannt — er pflegte sie am Mundstück zu zerkauen — und erzählte:

„Mein Kompanieführer damals sagte immer: man soll sich nicht unnötig in Gefahr begeben. Aber wenn's drauf ankam, da war er da, und da konnte's schießen, wie's wollte. Das war eben ein feiner Mann. Und wie er mit unsereinem umgehen konnte! Nu, ich bin doch Tischler, und das war 'n vornehmer Mann — allerdings nicht von Adel — aber 'n vornehmer Mann — —"

Ich hörte das alles und das langweilte mich quälend, und doch mußte ich ihn gern haben wegen seiner Herzensgüte. Schließlich schlief ich halb ein.

Von oben schrie es: „Die Franzosen stellen sich am Weißen Berg bereit!"

Ich fuhr in die Höhe und hatte einen heftigen Schmerz auf der Brust.

„Alles bereitmachen, aber unten bleiben! Israel, zu Herrn Leutnant, melden!"

Ich hängte mir die Gasmaske um und stolperte die Treppe hinauf, die zum Weißen Berg führte. Es schmerzte mich zu atmen.

Ich sah nichts am Weißen Berg als Dunst, durch den die Sonne blendete.

S—kramm! — S—kramm! fuhr es über uns weg in den Grund. Einzelne Gewehrschüsse drüben. Maschinengewehre setzten ein und ratterten. Mir schien es, als ob sie hierher schössen. Auf dem deutschen Abhang des Berges stiegen ununterbrochen Granatwolken hoch.

Es peitschte so von den Maschinengewehren, daß man außer ihnen nichts mehr hören konnte.

Ich mußte mir bei dem Schrecken des Alarms etwas an der Brust gedehnt haben.

Jemand kam gerannt. Israel reichte mir das Kompaniebefehlsbuch.

„Komm herein!" schrie ich. „Was läufst du jetzt mit dem Befehlsbuch herum!"

„Ach, das bißchen Schießen!" lachte er.

Ramm! Ramm! in die Schlucht.

Zwei kamen gerannt. Lamm mit einem Läufer fuhr in unsre Treppe.

„Was gibt's hier?" schrie er mir ins Ohr.

„Nichts bei uns!" brüllte ich zurück.

Das Maschinengewehrfeuer ließ allmählich nach. Schwere Geschosse rauschten über uns weg nach dem weißen Graben hinter uns und der Höhe darüber. Unsre Artillerie bellte und spuckte.

Dann ließ auch das nach, und es wurde sehr still.

Gegen Abend kam Sendig: „Können nicht die andern Gruppen heute für uns Essen holen, damit wir gleich mit allen Leuten in der Schlucht ablösen können?"

Ich bestimmte, daß Hartenstein mehr Leute

hinterschickte, und ließ auch Funke und Israel, beide hintergehen.

Ich ging, sobald es dunkel war, hinaus und in die Schlucht. Weickert kam mir aufgeregt entgegen.

„Ich habe wieder drei Mann verloren, darunter zwei tot! Ich kann nicht mehr alle Löcher besetzen!"

„Sendig löst dich ab. Da kommen schon die ersten Leute."

Vom jenseitigen Schluchthang kam jemand herunter. Wer war das? Ich ging ihm entgegen. Es war ein Leutnant.

Ich meldete. Er grüßte höflich.

„Ich bin der Führer der Kompanie, die rechts an Sie anschließt. Wir haben gestern die Stellung bezogen. Ihre Kompanie hat gemeldet, daß wir zu weit hinten lägen. Deshalb werden wir uns hier vorn neben Ihnen eingraben. Ich hoffe auf gute Nachbarschaft und wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir zeigten, wie wir's am besten machen; denn Sie kennen die Verhältnisse besser."

Wir stiegen den jenseitigen Hang hinauf. Oben lagen seine Leute wie auf dem Exerzierplatz ausgeschwärmt, das Gewehr im Anschlag. Um Gottes willen! dachte ich. Die sind wohl noch nie im Krieg gewesen!

Ich zeigte ihm, wie wir die Trichter einrichten, nicht in gerader Linie, sondern möglichst unregelmäßig.

„Das darf ich nicht," sagte er. „Mein Bataillonskommandeur hat mir strengste Anweisung gegeben, wie ich es machen soll."

Ich war damit auch zufrieden; denn in diesem

Regiment schienen energische Führer zu sein. Man ließ mir vielleicht etwas zu viel Freiheit.

Lamm kam gegangen und begrüßte den Leutnant: „Es ist das erstemal, daß die Nachbardivision Verbindung mit uns aufnimmt!"

„Wie ist das möglich?" fragte der Leutnant.

„Es ist so."

„Sie sollen über uns nicht zu klagen haben."

Wir gingen zurück.

„Ich habe dir etwas mitzuteilen," sagte Lamm ernst.

Habe ich wieder etwas versäumt? dachte ich.

Er blieb stehen. Es war dunkel.

„Du bist wegen Auszeichnung vorm Feinde zum Vizefeldwebel befördert. — Hier habe ich dir mein Portepee mitgebracht und ein paar Knöpfe, — es sind freilich nur Gefreitenknöpfe."

Ich wollte ihm danken, — aber war denn das nicht zuviel? Ich hatte doch die Stellung hier, die wichtigste in der ganzen Division!

„Freust du dich denn nicht?"

„Doch, doch, aber — ihr macht mich nur eingebildet."

Er lachte und wollte etwas sagen. Aber er lachte immer mehr und gab mir nur das Portepee in die Hand und ging voraus.

An meinem Unterstand trafen wir Hartenstein:

„Hier, gratulieren Sie dem Renn zum Vizefeldwebel! Hat er's verdient?"

„Jawohl, Herr Leutnant, er hat's verdient," sagte er gerade.

Mich peinigte das. Aber es war auch eine

Freude dabei, daß er nicht neidisch war; denn ich hielt Hartenstein für tüchtiger als mich.

XIII

Funke kam mit Feldkesseln. „Es hat Verluste gegeben, vier Mann vom Zuge. Israel kommt gleich, der kann's besser erzählen."

Israel kam aufgeregt herunter und setzte den Wassertornister und einen Sack ab. Seine Rockschöße und Taschen waren voll Blut.

„Daß die so wenig Kameradschaft haben! — Wie wir bei den Küchen standen, da kam eine Gruppe Granaten in die Leute der vierten Kompanie. Die fuhren mitten hinein. Da kommen wieder Granaten, und eine geht in den Küchenkessel der vierten und spritzt die Verwundeten mit heißem Essen voll. Die schrien. Da reißt die ganze Bande aus, statt zu helfen! Ich habe nach ihnen gerufen, sie sollten mir helfen, aber niemand kam!"

„Ja," sagte Funke, „Israel war der einzige, der sich um die Verwundeten gekümmert hat."

„Einem hatte es beide Beine abgeschossen, und es hatte ihn dazu über und über mit Suppe beschüttet. Den hab ich allein auf einen Wagen laden müssen, und ich wußte nicht, wie ich ihn anpacken sollte, überall tat's ihm weh!"

Sie redeten durcheinander. Funke sagte immer wieder: „Ja, Israel ist der einzige, der weiß, was Kameradschaft ist."

Nachdem wir gegessen hatten, sprachen die andern wieder ruhig. Nur Israel war von einer unerklärlichen Aufregung und Unruhe.

„Wenn mir mal was geschieht —, mir hilft niemand!" sagte er.

„Ich helfe dir," sagte Funke.

„Du kannst mir nicht helfen! Das war mein letzter Abend! Mir hilft niemand mehr!"

„Du lebst noch lange," sagte Funke. „Der liebe Gott vergißt die guten Menschen nicht."

„Ach! Ich weiß es doch: das war mein letzter Abend! — Und ich möchte noch nicht sterben!"

Wenn sie nur nicht jetzt merken, daß ich Vizefeldwebel geworden bin! Ich wußte nicht, warum mir der Gedanke so schrecklich war. Ich zog Hartenstein am Aermel nach der Treppe.

Es war hell draußen. Die Amsel sang in der Birke und der Fink nicht weit davon. Hartenstein warf Brotkrumen hinaus.

„Sage ihnen nicht, daß ich Vizefeldwebel geworden bin!"

„Weshalb denn nicht?"

„Bitte, sag's ihnen nicht! Ich hab so ein Gefühl."

Nach einer Weile sagte er: „Das muß aber schrecklich gewesen sein beim Essenholen! Der Israel erschrickt doch nicht so leicht, — und er ist ganz außer sich."

Ich sah hinüber nach dem Weißen Berg, der sonderbar still dalag. Er war sehr schön.

„Irgendwo muß etwas blühen," sagte Hartenstein. „Es ist so ein Duft da."

Vor uns lagen nackte Kreidesteine, und die Birke war zerzaust. Sie hatte noch einmal ausgeschlagen, dann mußte sie eingehen. — Aber ein Duft war da von irgendwelchen Blüten.

Wir legten uns schlafen. Israel schlief schon.

Nur Funke saß da, in sich versunken und rauchte eine Zigarre.

— — — — — — — — — —

„Befehl vom Bataillon! Alles soll die Stellung besetzen! Die Franzosen stellen sich zum Angriff bereit!" schrie es von oben.

Wir ergriffen Gasmasken, Gewehre, Helme und stürzten hinaus. Im Nu waren die Geschützstände dicht besetzt. Die Maschinengewehre waren bereit.

Die Sonne schien. Es war still. Nur ganz in der Ferne war ein leises Wummern. Nirgends war auch nur eine Bewegung zu sehen. Ich schickte Funke zu Lamm, ihm zu melden, wir hätten besetzt, aber es wäre ganz still, auch kein Anzeichen eines Angriffes. Unterdessen ordnete ich an, die Leute sollten niederknien, damit man nicht vom Weißen Berg aus die vielen Menschen sähe und wir Artilleriefeuer herbekämen.

Es blieb still. Da kam Funke gerannt, so schnell wie ihn seine kurzen Beine trugen: „Israel ist tot!"

„Wo? Hat es denn geschossen?"

„Am Steilhang im Walde liegt er."

„Und was hat Herr Leutnant gesagt?"

„Wir sollten wieder in die Unterstände gehen."

Ich ließ meine Leute wegtreten und lief am Steilhang entlang. Von weitem sah ich ihn liegen, ausgestreckt auf dem Rücken, unter einer Fichte. Ich kniete neben ihm nieder. Er hatte das Kompaniebefehlsbuch in der Hand, das er hatte zu Lamm zurückbringen wollen. Ich hatte es ihm nicht gesagt. Vorn auf der Stirn hatte er ein wenig Blut, und etwas Hirn war ihm auf den Rock gespritzt.

Ich nahm das Befehlsbuch und trug es zu Lamm.

„Dieser Alarm war doch unglaublich!" schimpfte er. „Ich habe dem Bataillon eine gesalzene Meldung geschrieben, wir wüßten hier vorn besser, ob ein Angriff bevorsteht, als sie hinten! — Wir werden gegen Morgen durch die sechste Kompanie abgelöst. Die Küche wird uns halbwegs zum Lager treffen."

Ich ging zurück, wieder an Israel vorbei, und in den Unterstand. Funke kaute an einem Zigarrenstummel und klagte um Israel: „Das war der beste Mensch, den ich gesehen habe. Und wie er gewußt hat, daß er sterben müßte! Das ist auch nur bei guten Menschen so."

Hartenstein saß vornübergebeugt und zeichnete mit dem Finger auf dem Boden, wo nichts zu zeichnen war. Ich legte mich auf mein Lager und weinte bitterlich.

XIV

Gegen Abend begruben wir den Israel am Steilhang, wo er gefallen war; denn dort war es schön. Wir wollten hinten ein Kreuz für ihn machen mit seinem Namen und seinem Todestag.

Gegen Morgen kam die sechste Kompanie.

Ich schickte meine Leute sofort weg, damit sie noch vor Hellwerden aus dem gefährlichsten Bereich kämen, und blieb noch mit Funke da.

Mich löste ein energischer Vizefeldwebel ab. Ich sagte ihm, er sollte recht vorsichtig sein, daß er kein Artilleriefeuer herlenkte.

„Ach was!" rief er. „Wir haben keine Angst!"

Als wir aufbrachen, dämmerte es schon ein wenig. Wir gingen am Steilhang entlang und kamen

dann in einen Graben, der durch Wald führte und vor einer großen Wiese aufhörte. Die war ganz grün. Das war so merkwürdig, daß sie nur grün war und gar nicht weiß.

Es hatte stark getaut. Wir kamen in die Trümmer eines Ortes. Wir waren durstig geworden und traten in ein zerfallenes Gehöft, dessen Wände innen rosa angemalt waren. Flieder blühte am Brunnen. Die Sonne blitzte mit den ersten Strahlen über den Horizont weg. Das klare Wasser glitzerte im Becher. Ich glaubte nie dergleichen gesehen zu haben.

Dann wanderten wir weiter. Funke erzählte von seinen Kindern. Ich hörte es, aber nur den Ton seiner Rede. Ich war merkwürdig leicht.

Nach einer Zeit trafen wir die Kompanie am Straßenrande sitzen. Wie wenig das waren! Sie waren schmutzig und unrasiert, aber sie waren heiter.

An der Straße lagen tote Pferde und zerschossene Wagen. Ein wenig abseits wurde an etwas gebaut.

Hinter einer Höhe hielt unsre Feldküche. Wir empfingen Essen, legten uns auf den Bauch an die Erde, aßen und ließen uns von der Sonne bescheinen.

Lamm verkündete, das wäre erst das gestrige Mittagessen, und heute gegen Abend würde noch einmal Essen ausgegeben werden.

Sie grunzten vor Freude.

Wir marschierten durch einen großen Wald und kamen nach einigen Stunden recht müde ins Lager.

Zwischen Fichten wuchsen weiches Gras und

wilde Rosen. Wir schlugen Zelte auf und schliefen bis in den Nachmittag. Da war das zweite Mittagessen fertig. Dann spielte die Regimentsmusik nicht weit davon, und wir liefen hinüber. Aber als die Sonne unterging, legten wir uns wieder in die Zelte und schliefen bis zum Morgen. Der war heiter. Wir holten uns Wasser und wuschen und rasierten uns. Lamm war am Morgen ausgeritten und kam mit einem Zweig Kirschblüten auf dem Pferde zurück und reichte mir den Zweig.

„Was soll ich denn damit?" fragte ich.

„Ich habe doch den ganzen Baum gesehen, an dem er war," lachte er.

Ich war verlegen, ja ablehnend gegen seine Vergnügtheit. Weickert war auch schon wieder munter. Ich nahm meine Decke und ging weit abseits an einen Hang, zog mich aus und legte mich in die Sonne. Ich wollte niemand sehen.

XV

Am nächsten Tage ging es wieder vor. Als ich in meine Batterie kam, war ich erstaunt, wie schrecklich öde es da aussah. Was wir Wiese nannten, war ein Trichtersieb mit einzelnen Grasbüscheln. Und es roch sehr nach Granaten.

Der erste Tag verging ruhig.

Aber ich merkte jetzt, wie angegriffen wir waren. Gestern hatte Weickert so frisch ausgesehen, heute war er wieder grau und verfallen. Am Abend hatten zwei auf einmal hohes Fieber und mußten sofort hintergeschickt werden.

In der Nacht lief ich umher. Meine Leute waren unaufmerksam. Die drei Tage Ruhe schienen sie

zerstreut zu haben, und sie wußten wieder, daß es ein anderes Leben auch für sie gab, als Posten im Trichter zu sein.

Um Mitternacht plagte mich der Hunger. Ich hatte aber nichts mehr zu essen und schweifte draußen umher, nur weil ich nicht wußte, was ich sonst tun sollte. Der Mond ging auf. Hinten im Grund hing Nebel. Der Weiße Berg drang mit der Glatze mystisch durch die Finsternis. Alle Dinge waren seltsam klar. Ich ging zu Israels Grab, auf dem jetzt das Holzkreuz stand. Die Morgenkälte faßte mich und machte mich schauern.

Als das Essen kam, widerstand es mir. Ich aß nur mit Ekel einen Löffel. Und jetzt mußte man noch zwei Stunden wachen!

Ich zündete mir eine Zigarette an. Ich konnte nicht rauchen. — Vielleicht hatte ich nur einen verstimmten Magen. Wir hatten Schnaps bekommen. Ich goß etwas in meinen Feldbecher und trank. Aber es stieg mir hoch, und ich lief eilends hinaus in der Meinung, ich würde mich übergeben.

„Der Fink ist heute nicht gekommen," sagte Hartenstein. „Nur die Amsel."

Schließlich legte ich mich schlafen. Ich schlief aber nicht richtig; ich hörte alles, und ich verflocht es verquält in andere Vorstellungen.

Am Nachmittag schrie es herunter: „Die Franzosen greifen auf dem Weißen Berg an!"

Ich stürzte hinauf. Am französischen Hang sah ich welche hinaufklimmen und in Vertiefungen verschwinden, — man konnte dort nicht mehr zwischen Gräben und Trichtern unterscheiden. — Auf dem deutschen Hang wuchsen die Granatwolken

wie Gebüsche. Rote Leuchtkugeln platzten in der Luft. Unsere Artillerie begann zu bellen und weit hinten dumpfe Abschüsse. Das deutsche Sperrfeuer war ungewöhnlich heftig. Auf den Kuppen tauchten für Augenblicke Gestalten auf und verschwanden wieder, — man wußte nicht, ob Deutsche oder Franzosen.

Da kamen rechts Infanteriekolonnen im Laufschritt den Berg hinan. Ich sah sie dunkel gegen den hellen Himmel. Ein einzelner Mann schien Anweisungen zu geben. Er war größer und stärker als die andern. Die Kolonnen zerteilten sich. Ich sah nur noch den Offizier stehen. Auf einmal tauchte auf der rechten Kuppe von rechts her ein Mann auf und einer von links, beide, wie es schien, mit gefälltem Gewehr. Und beide gingen nach der deutschen Seite weg.

„Hast du das gesehen?" fragte Hartenstein.

„Ja, das war ein Nahkampf. Den hätte ich mir allerdings auch anders vorgestellt. Er sah recht mager aus."

Einzelne rannten von rechts über die erste Kuppe weg. Der Zustand der letzten Zeit war wieder hergestellt. — Weshalb bewegte man nur immer wieder die Waage? Nur zum Zermürben?

In dieser Nacht lief ich wieder umher. Ein Läufer kam, ich sollte zu Lamm kommen.

Er saß bei einer Kerze vor einem schmalen Wandtisch und schrieb.

„Setz dich mal hier neben mich auf die Bank. Ich möchte mit dir durchsprechen, wer zur Eingabe zu Auszeichnungen in Frage kommt. Ich bin ja der Kompanie so fremd geworden, daß ich kaum einen

mehr kenne. Jetzt, wo es etwas stiller ist, hat sich das Meldungschreiben wieder so vermehrt, daß ich in der letzten Nacht nur gerade einmal zu Langenohl vorgekommen bin. Ich muß einfach meinen Zugführern vertrauen, daß sie ihre Pflicht tun."

Er sprach müde.

Gegen Morgen, als das Essen kam, war mir sehr übel. Ich zwang mich, wenigstens etwas zu essen. Um drei Uhr morgens zu Mittag zu essen, wenn man ein Frühfieber hat! Noch zwei Stunden zu wachen, schien mir unmöglich.

Ich setzte mich zu Hartenstein auf die Treppe. Wir saßen stumm nebeneinander. Er warf keine Krumen hinaus; es war kein Vogel da und sang.

Er atmete nur. Sonst regte sich nichts an ihm. Wir schwiegen, und das Schweigen dehnte sich und wurde eine entsetzliche Leere. Was sollte man nur sagen? Ich hatte nichts mehr.

Hartenstein stand auf: „Jetzt ist es aus," und ging hinunter. Aber das war es nicht gewesen. Er hatte etwas gesagt, und das war gut von ihm. Ich sah nach der Uhr. Wir mußten noch eine Stunde wachen. Aber ich stand auf und legte mich schlafen. Und doch war ich Führer und hätte ein Beispiel geben müssen.

Ich schlief nicht ruhig. Draußen begann es zu schießen, ganz in die Nähe. Ich hörte es und ließ es geschehen. Der Unterstand schwankte einmal. Sand rieselte durch die Decke. Funke sprach mit einem, der meldete, daß der Posten links verwundet wäre.

Nach einer Weile kam Hartenstein: „Jetzt

schießt es zu Lamm. Ein französischer Artillerieflieger ist oben."

Ru — rumm! kam wieder ein Schuß.

Kra — ramm!

Ich rollte mich nach vorn.

Etwas streifte mich.

Ich fuhr nach dem Ausgang.

Hinter mir war ein menschliches Geräusch.

Hartenstein sah mich entsetzt an. Das war schon draußen.

Einer rannte nach der Schlucht hinunter.

Funke lief ihm nach und kehrte zurück.

„Der ist verrückt geworden," sagte Hartenstein und lief nach links fort.

Ich ging wieder in den Unterstand. Ich weiß nicht, warum; ich ging ganz langsam, nahm meine Gasmaske, das Gewehr und den Helm. Die Decke war hinten eingedrückt. Ein Kopf sah mich hintenüber aus dem Schutt an. Der war tot. Ein Feldkessel lag umgefallen auf einer Schlafdecke, mit Essen darübergeschüttet.

Ich ging hinauf.

Ra — ramm! links.

Hartenstein und Funke waren nicht mehr hier.

Kremm!

Ich bekam Dreck ins Gesicht und fing an zu rennen am Steilhang entlang.

Israels Grab war ein Trichter geworden, an dessen Rand Stücke des Holzkreuzes halb verschüttet lagen.

Meine Hast wurde immer größer. Ich hatte etwas versäumt und konnte mich nicht erinnern, was.

Ich rannte bei Lamm die Treppe hinunter. Ich sah nur seine Stiefel auf der Pritsche und eine Wolldecke darüber.

„Was gibt's?" fragte er.

Ich setzte mich auf die Holzbank.

„Herr Leutnant!" sagte ich. „Wir sind verschüttet."

„Bist du verwundet?"

Das hatte ich mir noch nicht überlegt.

„Nein."

Er erhob sich. Ich wagte nicht, ihn anzusehen. Er stand vor mir.

„Wieviel Verluste habt ihr?"

„Ich weiß nicht."

„Du weißt nicht?" sagte er scharf.

Ich wußte doch selbst, daß ich meine Pflicht nicht getan hatte!

„Wir können das nicht so lassen," sagte er ruhig. „Ich komme mit hinüber."

Wir gingen zusammen hinaus. Er blieb stehen.

„Sieh mich mal an."

Ich hatte das Gefühl, die Augen ringsum zu drehen, um seinen Blick zu vermeiden.

„Komm mal mit," sagte er ganz ruhig. „Wir werden zusammen das Nötige anordnen. — Hast du denn keine Ahnung, wer fort ist?"

„Doch, Bilmofsky ist fortgelaufen, er war so schon ein Tor und scheint den Rest zu haben."

Lamm fragte mich aus. Das Schießen hatte aufgehört. Allmählich wurde wieder alles klarer.

„So, jetzt gib deine Anordnungen!" sagte Lamm fröhlich. „Ich bleibe bei dir."

Ich war verzweifelt, ordnete aber an und stellte die Verluste fest. Zwei lagen unten verschüttet, einer war verwundet, Bilmofsky war sinnlos fortgerannt und fünf waren nicht zu brauchen. Sie saßen stumpf aufgeregt in den Unterständen.

„Ich gehe jetzt zurück," sagte Lamm. „Ich werde dafür sorgen, daß ihr abgelöst werdet."

Ich war in einem seltsamen Zustand. Es war, als verlöre ich immer wieder das Denken und müßte es neu lernen. Mich quälte das Gefühl der Schlappheit, versäumter Pflicht. Dabei fühlte ich mich elend und wie in ständiger Sehnsucht. Wenn ich den Wald ansah, sehnte ich mich nach ihm. Und wenn ich an die Kameraden dachte, sehnte ich mich nach ihnen. Am Abend kam ein Läufer: „Herr Leutnant läßt sagen, daß die ganze Kompanie gegen Morgen abgelöst wird und hinter ins Lager rückt."

XVI

Am Tage nach der Ablösung kam Lamm gegen Abend zu mir:

„Gehst du ein Stück mit spazieren?"

Wir gingen an einem Fichtenwäldchen entlang.

„Du," sagte ich, „ich hab ein schrecklich schlechtes Gewissen."

„Weshalb denn?"

„Als unser Unterstand eingeschossen wurde, — da habe ich mich nicht zusammengenommen. Ich kam mir sehr unehrlich vor; denn vorher hatte ich mich hingelegt, obwohl ich nicht durfte."

Er sah schweigend zu Boden.

„Konntest du dich denn zusammennehmen?"

„Ich hätte es tun müssen."

„Aber ich frage dich, ob du es auch konntest?"

„Ich weiß nicht, — aber ich glaube doch."

„Hast du dir schon einmal überlegt, was ein Nervenschock eigentlich ist?"

„Nu, eine Erschütterung."

„Damit kommst du nicht weiter. Bei jedem Schreck wird irgendein Eindruck vors Bewußtsein gebannt. Man starrt den Eindruck an. Aber der ist gerade unwesentlich. Wer die Geisteskraft hätte, sich bei einem unerwarteten Ereignis frei umzusehen, könnte nicht erschrecken. Du quälst dich mit irgendeiner Vorstellung. Aber die ist ganz gleichgültig. Weshalb du dich höchstens schämen könntest, das ist, daß du dich nicht umsehen willst. Und sieh mal dort den blühenden Kirschbaum — deswegen habe ich dich nämlich hergeführt, — sieh ihn dir mal an. Siehst du was dran?" Er lachte.

„Nu, er blüht." Ich konnte sonst nichts daran sehen. Er lachte immer mehr. Ich wurde ganz verlegen, weil ich so gar nichts sah.

„Es ist auch nichts weiter dran," lachte er.

Ich verstand gar nicht, was er wollte.

„Sage mal, wo war denn eben dein Nervenschock mit allen seinen Vorstellungen?"

„Fort." Auf einmal wurde es mir klar. „Aber du! Es ist doch was an dem Kirschbaum. Er ist nämlich wirklich schön," lachte ich.

„Bravo! Bravo!" rief er und wurde auf einmal ernst. „Aber weißt du was? Du bist furchtbar angegriffen. Du hast hier hinten gar keine Pflichten, und wenn wir wieder vorkommen, will uns der Major an eine ganz ruhige Stelle tun. Er hat sehr

nett mit mir gesprochen und mir gesagt, das könnte ja auch gar niemand auf die Dauer aushalten."

„Ich habe mich schon immer gewundert, daß es die Leute in den Löchern so lange ausgehalten haben," sagte ich.

„Und ich habe mich gewundert, daß niemand einen Ton gesagt hat. Weißt du, dazu gehört schon eine furchtbare Gutmütigkeit, — oder ein entsetzlicher Stumpfsinn."

XVII

Wir marschierten wieder vor und lösten an einer ruhigen Stelle im Walde ab. Die Züge Trepte und Langenohl kamen vor. Mein Zug lag mit Lamm zusammen vierhundert Meter dahinter in einem Stollen mit neun Eingängen. Endlose Treppen führten hinunter. Unten war ein pechfinsterer, langer Gang, von dem kleine Wohnstollen abgingen. Dort roch es nach nasser Kreide, eingeweichtem Holz und Moder. Als Tisch benutzten wir Minierholzstapel und auch als Lager; denn auf dem bloßen Boden war es zu feucht. Der Stollen war seit Monaten unbewohnt gewesen.

Als ich hinunterkam, schauerte mich. Wir zündeten einen Hindenburgbrenner an. Er brannte trüb. Funke rauchte wie immer eine Zigarre. Aber sie schmeckte ihm nicht. Auch die anderen rauchten; ich konnte es noch nicht wieder. Binnen kurzem war eine schreckliche Luft, als ob sie Pilze geraucht hätten. Wir legten uns schlafen. Ab und zu fiel in einem der leeren Gänge ein Wassertropfen von der Decke. Wie schrecklich leer es hier war! Im übernächsten Stollen lag Lamm mit seinen Leu-

ten, sonst war alles rechts und links leer. Eigentlich war es ja gleichgültig, ob noch jemand im Stollen lag, aber, — ich wußte nicht, warum, — es war ängstigend.

Als wir eine Zeit, nicht sehr lange, geschlafen hatten, wollten alle hinaus.

„Das dürfen wir nicht," sagte ich. „Es sind schon einmal alle neun Gänge des Stollens eingeschossen gewesen — drei sind ja noch so. Und deshalb soll sich kein Mensch zeigen."

„Aber wir können uns doch wenigstens auf die Treppen setzen?"

Die Treppen gingen nach Norden. Kein Strahl Sonne drang hinein. Wir sahen nur blendend weiß vor uns eine sonnenbeschienene Kreidewand.

Ich hatte im Stollen so gut wie nichts zu tun, hatte aber keine Ruhe zum Lesen. Das Licht war auch zu schlecht dazu. Ich lag die meiste Zeit in einem Halbschlaf. Am zweiten Tage wurde mir klar, ich hatte Fieber, besonders gegen Morgen, immer wenn das Feldküchenessen kam. Ich glaubte, daß die Ruhe hier das beste wäre, und sagte niemand etwas. Aber in der nächsten Nacht, als das Essen kam, fühlte ich mich so schwindlig und es war mir so übel, daß ich beschloß, es Lamm zu sagen. Lamm war gerade mit dem Major vorn in der Stellung. Ich legte mich hin und deckte mich zu. Trotzdem schlotterte ich vor Frost. Nach einer Weile wurde es besser. Ich unterließ die Meldung. Es kam mir unglaublich kläglich vor, sich vorn in Stellung und als Zugführer krank zu melden.

Zu Mittag hatte ich kräftigen Hunger und aß tüchtig. Ich glaubte, es würde schon wieder besser.

Aber gegen den nächsten Morgen war mein Zustand ganz schrecklich. Funke wollte mich zwingen, etwas zu essen. Ich konnte aber wirklich nicht. Dazu hatte ich große Angst, und der Frost schüttelte mich. Aber ich wollte doch noch einen Tag warten.

Am nächsten Morgen ging ich zu Lamm. Er ging mit mir zum Sanitätsunterstand und sprach heimlich mit dem Arzt.

Der Oberarzt ließ mich das Hemd herunterstreifen und klopfte und horchte lange an meiner Brust.

„Der Mann muß hinter. Aber Sie können ihn bei der Kompanie behalten. Das läßt sich machen. — Nutzen Sie das schöne Wetter und die gute Luft im Waldlager aus — das ist ja das reinste Sanatorium — und wenn ich hinterkomme, stellen Sie sich mir wieder vor! — Was kommt denn da noch für einer?"

Einer unsrer Sanitäter führte den Brand. Der sah schrecklich aus, mit tiefen Ringen unter den Augen, die den Arzt verängstigt ansahen.

„Die Sache kenne ich schon," sagte der Arzt und untersuchte ihn kurz. „Die Lunge ist in Ordnung. Der Vizefeldwebel kann Sie mit hinternehmen. Legen Sie sich auch viel in die Sonne. Das ist nicht so gefährlich, wie es aussieht. — Wir haben jetzt recht viel Fälle der Art," wendete er sich an Lamm, „besonders bei Ihrer Kompanie."

„Können die allein hintergehen?" fragte Lamm.

„Ja, getrost."

Lamm begleitete uns hinaus und gab mir sehr herzlich die Hand: „Erhol dich erst einmal hinten

eine Zeit. Das übrige sehen wir dann. Die Tornister schicke ich euch mit dem Packwagen diese Nacht."

Die Sonne war eben aufgegangen. Das Gehen war mir angenehm.

Ich wollte Brand am Arm nehmen, aber er sagte: „Ich kann allein."

So gingen wir still durch die Gräben, über die grüne Wiese und kamen auf die Straße.

Wir wurden bald müde und setzten uns in den Straßengraben. Ich hätte jetzt gern etwas zu essen und zu trinken gehabt. Aber mein Tornister war ja noch vorn.

Wir gingen weiter. An einem Bach stand eine verfallne Mühle von blühendem Flieder umgeben. Unten im Wasser bewegten sich grüne Pflanzen wie Schlangen. Dann kamen wir in einen Wald und gingen an einer Förderbahn entlang, an deren Böschungen rote Erdbeeren zwischen grünen Blättern wuchsen. Wir setzten uns, müde aber glücklich. Wir gingen wieder und setzten uns wieder und kamen erst zu Mittag ins Waldlager, wie Kinder auf einem Ausflug.

DER STELLUNGSKRIEG 1917/18

I

Ich hatte das Recht, mich gehen zu lassen. Aber das konnte ich bald nicht mehr. Ich las den Simplicius Simplicissimus.

Brand und ich gingen jeden Morgen mit den Schlafdecken an einen Südhang mit weichem Gras und jungen Fichten. Dort zogen wir uns aus. Ich wickelte mich in die Decke und legte mich darin in die Sonne. Da schwitzte ich, daß es mir von der Nasenspitze tropfte. Darauf zog ich mich wieder halb an und legte mich in den Schatten. Nach einiger Zeit pflegte ich sehr munter zu werden.

Am übrigen Tage lagen wir in den Erdbeeren. Es waren so viele da, daß man nur um sich zu pflücken brauchte, ohne aufzustehen.

Am Tage bevor die Kompanie von vorn zurückkam, gingen wir, für Lamm, Hartenstein und Funke Erdbeeren zu pflücken.

Ich gewann mich in einer Woche ganz wieder, so daß ich mich sogar nach einer Tätigkeit sehnte. Der Oberarzt, dem ich das sagte, schüttelte den Kopf: „Seien Sie mal geduldig!"

Aber ich glaubte kaum mehr daran, daß ich krank wäre.

II

Brand rückte dann mit der Kompanie wieder vor. Dafür waren Weickert, Jauer und mehrere andre von dem plötzlichen Fieber befallen worden und kamen zurück. Auch bei andern Kompanien zeigte sich dasselbe: plötzlich vierzig Grad Fieber.

Dann wurde unser Regiment aus der Front herausgezogen und marschierte in einem langen Marsch weit hinter in unversehrte Dörfer, in denen die Einwohner am Abend sangen und Gitarre spielten. Mich strengte der Marsch an. Brand, Jauer und ein paar andre mußten das letzte Stück des Marsches auf dem Maschinengewehrwagen gefahren werden, so erschöpft waren sie.

Hinten tat ich wieder Dienst bei der Kompanie.

Wir exerzierten gerade auf einer Wiese, als ein Läufer vom Bataillon kam.

„Vizefeldwebel Renn ist zum Sturmbataillon kommandiert. Er steht heute drei Uhr nachmittags abmarschbereit vorm Bataillonsgeschäftszimmer."

„Der Dienst beim Sturmbataillon," sagte Lamm, „wird dir besser sein als im Graben."

Mir leuchtete das nicht ein. Ich hatte allerdings keinen rechten Begriff, was ein Sturmbataillon wäre.

Vorm Bataillonsgeschäftszimmer traf ich einen jungen Leutnant und einige Unteroffiziere und Gefreite.

„Vizefeldwebel Renn dritte Kompanie zur Stelle!"

Der Leutnant machte eine Verbeugung und grüßte: „Lindner."

Ich hielt meine Gesichtsmuskeln fest, aber vielleicht verzog ich sie doch ein wenig. Er wurde leicht rot: „Ich bin gestern erst zum Leutnant befördert worden."

„Soll ich feststellen, ob alle zur Stelle sind, Herr Leutnant?" fragte ich aus Verlegenheit. Lindner konnte noch nicht zwanzig Jahre alt sein.

Wir marschierten in ein grünes Tal.

„Was ist eigentlich ein Sturmbataillon, Herr Leutnant?"

„Ich weiß es auch nicht recht. Ich weiß nur, daß wir als Patrouillen- und Stoßtruppführer ausgebildet werden sollen."

Wie kann man denn in so was ausgebildet werden können? dachte ich.

Unser Ausbildender war ein junger Offizier mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse. Er hatte einen Berliner Ton und war außer Dienst affig und anmaßend, aber im Dienst vergaß er das. Da war er jungenhaft natürlich und eifrig.

Die Sonne glühte auf den Flächen. Wir mußten Maschinengewehre schleppen und Handgranaten werfen, in Gräben vorgehen und geräuschlos kriechen. Anfangs strengte es mich sehr an. Ich schwitzte bei jeder Gelegenheit, und die Umgebung zerrann mir ein paarmal vor den Augen, doch nur für kurze Zeit. Dann wurde es mir täglich leichter. Der Dienst ging vom Morgen bis zum Abend, nur mit zwei oder drei Stunden Mittagspause. Ich hatte keine Zeit zum Nachdenken und fühlte mich wohl.

Lindner war immer mit mir zusammen, auch außer Dienst.

„Ich kann mich noch nicht hineinfinden, Offizier zu sein," sagte er mir. „Meine Familie ist schreck-

lich stolz darauf; denn es hat's noch keiner so weit gebracht. Aber ich kann nichts dafür — im Frieden wäre ich's auch nie geworden."

III

Es war schon gegen den Herbst, als ich zur Kompanie zurückkam. Niemand fragte mehr nach meiner Krankheit. Ich selbst erinnerte mich nur daran wie an etwas ganz Fremdes. Ich fühlte mich völlig gesund und war es auch.

Ich meldete mich bei Lamm — es war im Kompaniegeschäftszimmer. Er nahm ein Blatt vom Tisch und reichte es mir.

„Leutnant d. R. Lamm tritt als Ordonnanzoffizier zum Stab des ersten Bataillons. Oberleutnant Lößberg wird mit der Führerstelle der dritten Kompanie beliehen."

„Wer ist der neue Kompanieführer?"

„Der kommt vom Divisionsstab. Es gibt einen Befehl, wonach die Offiziere der höheren Stäbe ab und zu in der Front Dienst tun müssen."

„Ist das ein Grund, uns unsern Führer zu nehmen?"

„Beruhige dich darüber. Ich wäre auch sonst Ordonnanzoffizier geworden."

Am nächsten Morgen versammelte Lamm die Kompanie.

„Ich bin zum Bataillonsstab versetzt und verlasse euch heute. Daß es mir schwer wird, werdet ihr verstehen. Aber leichter macht mir meinen Fortgang, daß ich glaube, daß ich meinem Nachfolger eine gute Kompanie übergebe. Auf Wiedersehen, Kompanie!"

Wir traten weg.

„So einen kriegen wir nicht wieder," sagte Wolf, der von seiner Verwundung geheilt war.

Funke setzte sich in eine Ecke, kaute an seinem Zigarrenstummel und murmelte etwas von gutem Menschen vor sich hin.

Am Abend kam das Gerücht, der Neue wäre da.

„Wie sieht er denn aus?"

„Er hat'n Monokel und 'nen Reitstock."

„Das stinkt nach Etappe."

Ich merkte, die ganze Kompanie lehnte ihn ab, nicht eigentlich aus sachlichen Gründen, sondern weil er nicht Lamm war.

Am andern Morgen beim Antreten zum Dienst kam er. Der Feldwebel ließ stillstehen und meldete ihm.

„Ich bin unter dem heutigen Tage mit der dritten Kompanie beliehen worden. Ich habe Gutes von der Kompanie gehört. Ich rechne damit, daß meine Kompanie die beste im Regiment wird. Mit Gott für König und Vaterland ist von je unser Spruch gewesen und soll es bleiben, und damit begrüße ich Sie! — Rührt euch! Feldwebel, kommen Sie mit und stellen Sie mir die Unteroffiziere vor!"

„Vizefeldwebel Renn."

„Sie haben Lederknie und Wickelgamaschen. Ist das beim Regiment erlaubt, Feldwebel?"

„Er ist erst vor zwei Tagen vom Sturmbataillon gekommen."

„Das ist gut. Wir werden einen ganzen Stoßzug zusammenstellen. Uebrigens steht, wie ich sehe, die ganze Kompanie wie Kraut und Rüben durcheinander, alte neben jungen und Riesen neben Zwer-

gen. Hat denn niemand den Versuch gemacht, das zu ändern?"

„Nein, Herr Oberleutnant. Die bisherigen Kompanieführer haben die immer zusammengelassen, die sich kannten."

„Das geht nicht so. Das gibt doch gar kein militärisches Bild. Wir wollen sofort umformieren. Sie, Renn, kommen mit mir und bezeichnen mir die Leute, die für den Stoßzug in Frage kommen."

Ich deutete auf Wolf.

„Gut."

Ich zeigte auf Funke.

„Den? Wie kommt die Kompanie überhaupt zu so alten Leuten? — Ich wünsche Sie das nächste Mal gewaschen und in einem besseren Rock zu sehen!"

Wir stellten den neuen Zug zusammen mit Unteroffizier Hauffe und dem Gefreiten Sänger als Stoßtruppführern. Für den dritten Stoßtrupp fehlte noch der Führer.

„Wie heißen Sie denn?" fragte Lößberg einen vielleicht achtzehnjährigen Burschen mit strahlenden blauen Augen, den ich noch nicht kannte.

„Hähnel, Herr Oberleutnant!" schrie der Junge.

Ich sah Lößberg von der Seite an.

Er sah blaß aus, etwas aufgedunsen und hatte Lippen, deren Weichheit mir nicht gefiel.

IV

Lößberg hatte durch die Formierung nach der Größe die Abneigung der Kompanie gegen sich noch verschärft, hauptsächlich bei denen, die in den Frühlingskämpfen zusammengewesen und nun aus-

einandergerissen waren. Das waren aber die einzigen, die überhaupt eine Meinung hatten. Nur Funke trat in seiner unglaublichen Gutmütigkeit für ihn ein, obwohl ihn Lößberg geradezu verächtlich behandelte und immerfort etwas an seinem Anzug oder an seiner Haltung auszusetzen hatte.

Wir rückten am Tage nach der Umformierung in den Graben. In dieser Nacht sahen wir Lößberg nicht. Er kam erst am nächsten Morgen, sich alles anzusehen. Ich zeigte ihm meinen Zugabschnitt. Ein älterer Mann fegte den Graben.

„Mir fällt die Unsauberkeit Ihrer Leute auf. Wir müssen streng auf Sauberkeit halten. Dieser Mann sieht ja unglaublich aus!"

„Es wird sich das kaum erreichen lassen, bis wir nicht bessere Unterstände haben; denn bei den meisten sind die Eingänge so eng, daß man auf allen vieren herauskriechen muß und dabei vollkommen schmutzig wird."

„Sich nicht erreichen lassen, gibt's für mich nicht!" sagte er scharf. „Wir müssen das durchdrücken, und es geht!"

Im nächsten Unterstandseingang saß einer mit bloßem Oberkörper und suchte Läuse. Er stand verlegen auf, konnte aber nicht strammstehen, weil der Eingang zu niedrig war.

„Stellen Sie sich ordentlich hin!" herrschte ihn Lößberg an.

Er trat heraus und versperrte so den Graben.

„Was hat der Mann jetzt zu tun?" fragte mich Lößberg.

„Jetzt haben die Leute Frühstückspause, Herr Oberleutnant."

„Wie lange?"

„Das ist so genau nicht festgelegt; denn jetzt ist auch die Zeit, zu der geschlafen wird."

„Weshalb jetzt?"

„Weil sie in der Nacht Transporte gehabt haben, diese Nacht Eisenbahnschienen und mittlere Minen für die Minenwerfer hinter der Elisabethhöhe."

„Wie lange hat das gedauert?"

„Von Mitternacht bis zum Hellwerden."

„Da müssen aber die Leute gebummelt haben!"

„Die Minen sind sehr schwer und müssen vorsichtig getragen werden."

Ich merkte, Lößberg suchte danach, etwas zu verbessern, verstand aber wohl zu wenig davon.

„Als Unteroffizier vom Grabendienst!" meldete sich der lange Sänger.

„Haben Sie sich heute schon gewaschen?" Sänger sah wirklich sehr schmutzig im Gesicht aus.

„Nein, Herr Oberleutnant, wir haben kein Wasser im Graben."

„Das ist kein Grund! Wer will, findet schon etwas. — Mein lieber Renn, das geht nicht! Wir sind doch keine Räuberhorde, sondern eine Kompanie Seiner Majestät!" Dieses schöne Wort schien ihm selbst zu gefallen.

Wir kamen zu einem Posten. Es war ein rotbäckiger, junger Kerl, der stramm meldete. Lößberg trat auf den Auftritt und legte ihm den Arm um den Hals.

„Nun zeigen Sie mal, was Sie hier zu beobachten haben!"

Der Posten erklärte es.

Wir gingen weiter.

„So sollen alle Leute Ihres Zuges sein, so frisch und gerade!"

„Hier ist die rechte Grenze meines Zugabschnitts, Herr Oberleutnant."

„Ich spreche die Zugführer um elf Uhr in meinem Unterstand! — Guten Morgen!"

Ich ging mit Sänger zurück.

„Der ist gar nicht so schwer zu behandeln," lachte er. „Wir werden ja bald wissen, wann er seine Rundgänge macht, und da stellen wir hübsche Leute auf Posten."

Um elf Uhr trafen wir Zugführer uns vor seinem Unterstand. Er hielt uns fast zwei Stunden die verschiedensten Mißstände vor und gab an, wie es geändert werden sollte.

Schließlich wurden wir entlassen.

„Was soll man da tun, Herr Leutnant?" fragte ich den Zugführer unseres ersten Zuges. „Das geht doch gar nicht, und bei diesem System werden die Leute überhaupt nicht zum Schlafen kommen."

„Man sagt: ja, und macht es, wie man will," lachte der Leutnant. Trepte lachte auch. Mir war gar nicht zum Lachen. Ich sorgte mich um meine Leute. Was sollte man nur tun? Gehorchen muß man, aber doch auch für seine Untergebenen eintreten.

V

Ich mußte zugeben, daß manche von Lößbergs Anordnungen wirklich gut waren. Aber zugleich war eine Unehrlichkeit in allem. Lößberg wollte nicht sehen, daß auf diese Weise die Verbesserungen dort, wo sie, wenigstens mir, am notwendig-

sten erschienen an den Unterständen, fast völlig liegen blieben, und daß alles nur fürs Auge geschah. Hinter seinem Rücken hintergingen wir Zugführer ihn und ebenso die Gruppenführer, wo wir nur konnten, vor allem in den Stunden, zu denen er sich nicht zeigte. In der Nacht kam er nie aus seinem Unterstand, weil er nachtblind war.

Das merkte er wohl auch und suchte sich bei den Mannschaften einen Anhang zu gewinnen. Hauffe, Hartenstein und Sänger waren für liebenswürdige und große Worte ganz unempfänglich. Aber auch der junge Hähnel zeigte sich ihm gegenüber sehr kühl, während er sonst eher zutraulich war. Er konnte allerdings auch sehr grob werden, wenn ihm etwas nicht paßte. Er hatte etwas in seinen großen, hellblauen Augen, weshalb ihn alle liebten und beschützen wollten, wenn es notwendig gewesen wäre. Er war nicht im mindesten hübsch, aber niemand konnte sich dem Zauber seiner strahlenden Augen entziehen. So ging es auch Lößberg, der ihn bald zum Gefreiten und kurze Zeit darauf zum Unteroffizier machte. Hähnel freute sich sehr darüber, aber er fühlte nicht die geringste persönliche Dankbarkeit gegen Lößberg, was der nicht begreifen konnte.

Nicht alle waren so unbestechlich. Lößberg pflegte denen, die ihm gefielen, neue Röcke zu verschaffen, und von diesen glaubten auch die meisten an seine großen Worte. Aber unter seinen Günstlingen war auch nicht ein wirklich tüchtiger Mensch. Im übrigen schlief er sehr wenig und war vom Morgen um sechs Uhr bis häufig nach Mitternacht tätig. Da hielt er Besprechungen, — er liebte

sich zu hören und machte sich daran besoffen, seine eigne Organisation zu bewundern, — schrieb große Meldungen an seine Vorgesetzten, die er scheinbar mit seinen Läufern — oder wer sonst bei ihm war — besprach, um zu zeigen, wie gut er so etwas könnte, entwarf Ausbildungspläne und kümmerte sich kurz um alles angelegentlich.

Ich betrachtete das ohne Bewunderung, nur mit kühlem Staunen, wie es jemand fertig brächte, aus bloßem kaltem Ehrgeiz so ungeheuer zu arbeiten.

VI

Es wurde Winter.

Der Pfarrer Schlechte war nicht mehr da. Ein junger Hilfspfarrer war für ihn gekommen. Der war Vizefeldwebel bei unserm Regiment, und er predigte auch in dieser Uniform. Der peinigte uns nicht mit der Frage, weshalb Gott den Krieg zugelassen hätte, sondern er erzählte sehr schlicht und mit großer Frische aus der Bibel. Und damit hatte er den Erfolg, daß bisweilen in der Baracke weiter darüber gesprochen wurde.

Dieser Vizefeldwebel wurde aber schwer verwundet, und für ihn kam ein anderer, der nie an der Front gewesen war. Das war ein sonderbarer Mann.

„Der Kaiser hätte den Krieg nicht beginnen dürfen," sagte er in einer Predigt, und kurz darauf: „Der Kaiser hat den Krieg nicht begonnen."

Die Predigten dieses Mannes ärgerten mich nicht, ich suchte mein Vergnügen darin, herauszubringen, wie er eigentlich auf seine Feststellung

kam. Einmal sagte er: „Es ist euch eine Lust, für König und Vaterland zu sterben!"

Wußte der Pfarrer denn gar nichts von unserm Empfinden des Krieges? Und hielt er denn den Krieg etwa für etwas Gutes? Wozu deckte er den wunden Punkt des Krieges gerade von der Kanzel aus auf?

Am Tage nach dieser Predigt hielt ein Offizier, den ich nicht kannte, einen Aufklärungsunterricht, weshalb wir Krieg führten und weshalb wir Belgien brauchten. — Was? das verfluchte Belgien wollen wir behalten? Wegen irgendeines äußeren Vorteils wollen wir uns mit diesem Volk belasten? — Denken denn unsre Führer, daß sie uns damit den Krieg schmackhafter machen, daß sie uns ihre Sorgen aufladen?

Ich verfiel in Grübeln. Was ist denn das Vaterland? Nichts? Eine altgewordene Redensart? Aber es ist doch etwas. Ich liebe es vielleicht auch.

VII

Im März gibt es eine große deutsche Offensive, sagte man. Ich mußte zugeben: Lößberg hatte die Kompanie gut ausgebildet. Vielleicht war sie wirklich die beste im Regiment. Sie war besser vorbereitet, als wir es 1914 beim Ausmarsch gewesen waren.

Da hieß es auf einmal: der Oberleutnant geht wieder zu einem höheren Stab. Er hat sich hintergebohrt. Er war eigens deshalb auf Urlaub. Aber er will vor seinem Abgang noch ein großes Patrouillenunternehmen machen, um Gefangene einzu-

bringen. Und dann wird das Regiment aus der Front gezogen für die Offensive.

Lößberg ließ hinten beim Waldlager ein Uebungswerk bauen, das die feindlichen Gräben nach Fliegeraufnahmen nachbildete. Daran sollten die ausgewählten Mannschaften üben.

Hauffe kam zu mir: „Ich mache das Unternehmen nicht mit."

Ich war darüber erstaunt. Er war der beste Patrouillenführer der Kompanie.

„Wie kommt das denn?"

„Der Oberleutnant zeigte mir die Pläne, und da habe ich ihm gesagt: der Sache traue ich nicht; es sind zu viel Menschen dabei." Er lachte.

„Weißt du, wer sonst mitmacht?"

„Er hat sich den Leutnant Lindner als Führer geborgt. Sonst machen die Stoßtrupps von Hähnel und Sänger und noch einige von den andern Zügen mit. Es sollen auch Pioniere dabei sein, um das französische Drahthindernis zu sprengen, und eine Unmenge von Artillerie und Minenwerfern und Maschinengewehren soll schießen."

Ich soll also nicht mitmachen, dachte ich kühl.

Der Patrouillenabend kam. Eine Leuchtkugel ging hoch, und das Schießen begann. — Ein schwerer Fehler, dachte ich, das Schießen mit einem Leuchtzeichen von der Stelle aus anzufordern, wo man stürmen will. Ein gescheiter Gegner weiß sofort alles.

Es stampfte und bellte von hinten.

Chach — chach — chach — schl kamen die schweren Wurfminen hoch aus der Luft gependelt und detonierten mit breitem Krachen. Maschinen-

gewehre ratterten von hinten, daß ich unwillkürlich den Kopf einzog, obwohl ich wußte, daß sie absichtlich zu hoch schossen und nur verwirren sollten. Und das ging schon seit Minuten. — Zu viel! Viel zu viel! Das kann nicht gelingen! — Ich sah die Stoßtrupps aus dem Graben steigen. Unterdessen schoß es ununterbrochen weiter.

Ein Krachen nicht weit. War das die Sprengung des Drahthindernisses oder ein französischer Einschlag?

Ramm! Ramm! Ramm! Das französische Sperrfeuer hatte eingesetzt, und zwar äußerst heftig.

Ich zitterte vor Erregung. Hähnel, Sänger und der größte Teil meines Zuges waren vorn.

Jemand kam in den Graben gesprungen und andre hinterher.

„Was ist denn eigentlich los?" schrie Sänger.

„Weshalb sollen wir denn zurückgehen?" fragte Hähnel.

„Weshalb haben Sie nicht angegriffen?" schrie Lößberg.

„Herr Leutnant Lindner schrie von vorn: ‚Zurück! zurück!'" sagte Hähnel.

Lindner sprang in den Graben. Es schoß heftig um uns.

„Ich habe nicht ‚Zurück!' gerufen, sondern die Pioniere, weil das Hindernis noch nicht gesprengt war."

„Also dann jetzt vor!" schrie Lößberg erregt.

„Sind die Stoßtrupps bereit?" fragte Lindner.

„Nein, jetzt ist alles durcheinander!" schrie Sänger, um sich verständlich zu machen. „Ich habe nur zwei Mann da!"

„Bringen Sie die andern her!" schrie Lößberg.

„Herr Oberleutnant!" sagte Hähnel ruhig. „Das ist mißglückt!"

„Mißglückt gibt es nicht!" schrie Lößberg.

„Herr Oberleutnant!" sagte Sänger. „Die Sache war falsch angelegt."

„Rücken Sie hinter!" schrie Lößberg und ging fort. Es schoß immer noch heftig von beiden Seiten.

Lamm kam gerannt: „Der Bataillonskommandeur möchte wissen, wieviel Gefangene gemacht sind! Es muß doch so weit sein?"

„Alles mißglückt!"

Er sah mich starr an: „Wie kommt das?"

Ich brüllte ihm einiges zu, um mich verständlich zu machen. Eine Leuchtkugel stieg hoch, das Beendigungszeichen.

„Da werden ja die höheren Stäbe rasen vor Wut! Bis hinauf zum Armeeführer hatte er alle für die Sache in Bewegung gesetzt."

Lamm lief fort.

Das Feuer ließ nach. Ich hatte zwei Verwundete im Zuge durch das französische Sperrfeuer.

VIII

Gegen Morgen kam ein Läufer.

„Herr Feldwebel möchte zu Herrn Oberleutnant kommen."

Ich fand ihn gebeugt auf einem Stuhl sitzen. Er stand müde auf:

„Mein lieber Renn! Ob es wohl möglich ist, Leute zu finden, die in der nächsten Nacht versuchen, Gefangene zu machen?"

„Soll wieder mit Artillerie und Minenwerfern gearbeitet werden, Herr Oberleutnant?"

„Nein, wir müssen versuchen, es ganz geheim zu machen."

„Dann will ich die Patrouille machen, Herr Oberleutnant. — Kann ich Fliegeraufnahmen dazu haben?"

„Alles, was Sie wollen, mein lieber Renn!"

Ich machte mich zuerst an die Fliegeraufnahmen. Sie waren so scharf, daß ich sogar die Drahthindernisse erkennen konnte. Ich fand an einer Grabenbiegung nach vorn eine kleine Erweiterung, die ihrer Form nach ein Postenstand sein mußte. Freilich lag dieser Postenstand an einer Stelle des feindlichen Grabensystems, die sehr weit von unserem entfernt war, wohl siebenhundert Meter. Aber das hatte wieder den Vorteil, daß sie dort einen Handstreich am wenigsten erwarten würden.

Ich ging zu Hauffe.

„Ich gehe nicht, wenn es nicht befohlen wird," sagte er.

Ich ging zu Hartenstein.

„Du wirst auch nie klug werden!" sagte er. „Für Lößberg, den Hund, rühr ich keinen Finger! Aber für dich muß ich schon mitkommen. Ich hab hier noch einen, Leuschel, der ist zwar nicht geübt, aber der Kerl hat Kräfte und Verstand. — Wie hast du dir's denn gedacht?"

„Ich dachte, mit etwa zwei Mann den Posten anzupacken und auszuheben. Dafür sind wir drei gut. Und dann noch vier Mann zum Abriegeln der Gräben, daß wir nicht überfallen werden. Ich habe ein paar junge Kerle, die das können."

Als es hell geworden war, betrachtete ich die französischen Gräben von einem höher gelegenen Graben aus. Der Artilleriebeobachtungsoffizier lieh mir dazu sein Scherenfernrohr. Ich mußte mir die Punkte im Gelände einprägen, nämlich einen helleren Fleck am Boden, — woher es da heller war, konnte ich nicht sehen —, dann eine Mulde, vielleicht nur ein paar Handbreit tief. Die führte zu einer Drahthindernisecke. Von da mußten wir zu der Stelle, wo das Hindernis dünn aussah. Dann waren noch dreißig Schritt zu dem Posten.

Am Nachmittag schlief ich.

Kurz vor elf Uhr brachen wir auf.

Wir waren in Strickjacken, die Socken über die Hosen gezogen, eine kleine Pistole und das Messer in der Hosentasche. Hartenstein und Leuschel sahen groß und gefährlich aus.

Wir drei schritten voraus. Die vier Kleinen mit Gewehren und Handgranaten folgten. Der Mond schien.

Der Boden war hart gefroren, und das ausgewachsene, gefrorene Kraut knisterte bei jeder Berührung.

Wir stiegen einer hinter dem andern durch unsre vier Drahthindernisstreifen. Dort lag ein toter Franzose, wahrscheinlich noch vom vorigen Frühling. Er roch nicht mehr.

Hier vor der Stellung sagte ich den jungen Leuten erst, daß noch gar nicht erkundet wäre, und daß wir in einer Nacht erkunden und zugreifen müßten.

„Der Mond geht in zwei bis drei Stunden unter. Bis dahin schleichen wir uns ganz langsam an."

Der Mond stand uns im Gesicht. Daher würden sie uns nicht als Schattenrisse sehen.

Wir schlichen weiter, legten uns dann hin und krochen. Am ersten französischen Hindernis mußten wir halten. Der Mond stand noch vor uns. Das Hindernis war zu stark, um, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, darüber wegzukommen. Hartenstein kroch nach rechts und fand dort eine zerschossene Stelle. Wir ließen die andern zurück und krochen allein weiter, sehr langsam und immer horchend. Schritte und Reden. Nach dem Stand des Mondes war es etwa ein Uhr. Ich glaubte an einer Stelle eine Bewegung gesehen zu haben, war aber nicht ganz sicher. Wieder Schritte. Das mußte der abgelöste Posten sein.

Wir blieben liegen, bis der Mond untergegangen war. Dann kroch ich zurück und holte die andern, erst durchs erste Drahthindernis, dann an einem zweiten Hindernis, das nach hinten verlief, etwa fünfzig Schritt entlang. Der französische Graben ging links wie das Hindernis nach hinten. Der Posten trat manchmal hin und her und hustete. Es war nur ein Mann. Zu sehen war nichts bei der großen Dunkelheit.

Wir krochen ganz langsam am Posten vorbei und trafen Hartenstein etwa zwanzig Schritt weiter.

Wir wandten uns links um. Ich suchte die Lücke im Drahthindernis. Das dauerte an anderthalb Stunden. Wir mußten jetzt vorsichtig sein wegen der nächsten Ablösung. Wir krochen noch immer am Hindernis entlang und fanden schließlich eine Stelle mit wenigen Drähten. Da lagen wir still. Zwei Mann waren zum Abriegeln nach rechts bestimmt.

Die andern beiden hatten keinen bestimmten Auftrag. Damit waren sie überflüssig. Eigentlich müßten sie nach links abriegeln. Aber um ihnen den Auftrag zu geben und sie aufzustellen, hätte ich mit ihnen wieder zurückkriechen müssen, am Posten vorbei, und dann müßte ich wieder vorkriechen. Da konnten weitere Stunden vergehen, und dann wären wir vielleicht nicht mehr fähig, gut draufzugehen; wir waren jetzt schon steif vor Frost.

Schritte von mehreren Menschen im Graben. Sie schimpften auf irgend etwas. Drei Stimmen; es konnten aber noch mehr Menschen sein. Was wollten die? Nicht weit rechts vor uns hielten sie an. Dort stand vielleicht ein Doppelposten. Dann müßten wir zwischen beiden Posten in den Graben.

Wieder Schritte. Zwei Menschen. Links war also auch ein Doppelposten? Sie gingen an uns vorbei.

Husten.

Ein Gespräch. Das war die Ablösung.

Schritte zweier Menschen, aber nach links. Weshalb einen andern Weg, als sie gekommen sind? Kommen sie später zurück?

Wir lagen still. Ich steckte die Hände in die Hosentaschen, um nicht noch steifer zu werden. Es blieb still, nur manchmal ein Husten.

Jetzt kamen sie nicht mehr zurück. Vielleicht mußten die beiden den Graben ein Stück abgehen und dann in einem andern Graben zurückkehren.

Ich stieß Hartenstein und Leuschel an. Hartenstein erhob sich, wir andern auch.

Erst vorsichtig durch den Draht.

Ich rannte auf den Graben zu.

Hinter mir ein Fall. Einer platzte lachend heraus.

Ich sprang in den Graben, Hartenstein und Leuschel dicht hinter mir. Es konnten nur fünfzehn Schritt zum Posten sein. Wir rannten.

Ein Geräusch vor uns.

Ein Schuß von hinten.

Der Postenstand war leer, nur eine Handgranate. Der Posten war ausgerissen. Das verfluchte Lachen!

Ich kletterte aus dem Graben nach links.

Zwei Schüsse fast zu gleicher Zeit von hinten.

Wir rannten nach dem Drahthindernis.

Von links zwei Schüsse!

Durch den Draht!

Hinter mir flüsterte einer kläglich.

Ich war durch das Hindernis und kniete hin.

Ein Schuß!

Alle kamen nach. Eine Leuchtkugel ging hoch.

Wir warfen uns hin. Mehrere Schüsse vorbei. Sie sahen uns wohl nicht.

Wieder eine Leuchtkugel. Noch zwei Schüsse und lautes hastiges Reden. Wir waren noch nicht außer Gefahr. Sie konnten uns beim vordern Hindernis den Weg abschneiden. Aber das wäre für uns ein Vorteil. Dann könnten wir mit unsern sieben Mann draufstoßen in der Richtung auf unsre eignen Gräben.

Die Leuchtkugeln verglimmten. Wir krochen nach dem vorderen Drahtverhau. Einer kam zu mir:

„Lesche hat einen Beinschuß."

„Kann er mit?"

„Ja."

Wir kamen unbelästigt durchs vordere Hindernis und gingen dann aufrecht weiter. Lesche humpelte. Ich merkte erst jetzt, wie verfroren ich war.

„Ich mache nie wieder 'ne Patrouille mit solchen jungen Kerlen, die sich nicht zusammennehmen können!" knurrte Hartenstein.

Vor unserm vordersten Graben stand Trepte.

„Nichts?"

„Nichts — nur einen Verwundeten. — Geht in eure Unterstände! Ich muß zu Herrn Oberleutnant."

Lößberg schlief und wurde geweckt. Ich berichtete.

„Das war die letzte Hoffnung," sagte er. „Es hilft nichts. Morgen werden wir abgelöst."

IX

Am nächsten Abend wurden wir abgelöst und marschierten ins Lager. Ich war sehr müde.

Am folgenden Morgen traten wir vor den Baracken abmarschbereit an. Die Leute der mißglückten Großpatrouille von neulich waren noch nicht aus Ménicourt da, wo sie nach dem Unternehmen untergekommen waren.

„Unglaublich!" sagte Lößberg. „Vor einer halben Stunde hätten sie schon da sein müssen! — Aber wenn sie einen nicht mehr brauchen, lassen sie einen einfach im Stich! — Feldwebel, haben Sie auch sagen lassen, daß ich den Leutnant Lindner nicht zu sehen wünsche?"

„Jawohl, Herr Oberleutnant."

Lößberg hatte an uns längst seine Abschiedsrede gehalten. Wir standen und warteten auf die Patrouillenleute. Das Gras zwischen den Fichten war

niedergetreten. Die Wagenspuren und Stiefeleindrücke waren mit harten Kanten gefroren.

Da bog Sänger um die Waldecke, den Kragen offen und das Gewehr übermäßig hintenüber gelassen. Die andern wurden sichtbar. Jeder latschte, wie er wollte. Einer hatte den Helm auf dem Kopfe, der andre in der Hand.

Ich hatte meine Leute nie so gesehen. Das mußte Absicht sein.

„Können Sie nicht Ihre Mannschaften ordentlich herführen, wenn Ihr Kompanieführer sich von Ihnen verabschieden will, Unteroffizier Sänger?"

Sänger ließ halten und stellte sie auf.

„Einer hat noch den Helm in der Hand, Unteroffizier Sänger!"

„Patrouille Lindner ohne Herrn Leutnant Lindner zur Stelle!" meldete Sänger.

Lößberg sah ihn sprachlos an.

„Ich habe Sie herberufen!" schrie Lößberg, zitternd vor Wut, „um mich von Ihnen zu verabschieden! Ich hatte damit gerechnet, daß Sie so auftreten würden, wie Sie es von mir gelernt haben!" Lößberg faßte sich auf einmal. „Sie sind allerdings — das weiß ich — an dem Mißerfolg nicht schuld. Einem guten Führer gelingt alles! Von einem schneidigen Kerl läßt sich Unmögliches verlangen, von einem Feigling nichts! — Ihr Führer, der heute nicht da ist, war nicht der geeignete; sonst hätten wir heute Gefangne, Auszeichnungen und Ruhm. Feigheit hat alles zunichte gemacht!"

Lößberg ritt fort. In der Kompanie murmelte es.

„Ja," hörte ich eine noch junge Stimme, „der Leutnant Lindner ist dran schuld."

„Halt's Maul, wenn du nichts verstehst!" sagte Sänger. „Wer ist denn feige und verdrückt sich vor der Offensive?"

„Still da!" sagte der Kompaniefeldwebel. „Kompanie stillgestanden!"

Er meldete dem Bataillonskommandeur, der mit Lamm geritten kam.

„Wo ist Herr Oberleutnant Lößberg?"

„Eben fortgeritten, Herr Major."

„Haben Sie ihm nicht übermittelt, daß ich mich hier von ihm verabschieden wollte?"

„Jawohl, Herr Major, und ich habe Herrn Oberleutnant eben noch einmal daran erinnert."

Der Major wendete seinen Kopf zu Lamm, sprach etwas leise mit ihm, wendete sein Pferd und ritt mit zusammengekniffenen Lippen davon.

„Dritte Kompanie!" rief Lamm. „Ich übernehme wieder meine Kompanie! Ich hoffe, ihr freut euch so darüber wie ich!"

Wir rückten ab. Die Kompanie war vergnügt, weil wir wieder Lamm als Führer hatten. Nach mehrstündigem Marsch kamen wir zu der Bahnstation, auf der wir verladen werden sollten.

Lamm nahm mich beiseite und wollte mir eben etwas sagen, als Lindner rasch gegangen kam.

„Verzeihen Sie!" sagte er zu Lamm. „Kann ich mal mit Renn sprechen? — Ist das wahr, daß mich der Oberleutnant einen Feigling genannt hat?"

„Ja."

„Was soll ich tun?"

„Sprechen doch Herr Leutnant mit unserm neuen Kompanieführer."

Lindner ging zu Lamm. Sie gingen zusammen

zum Major. Lamm kam zurück. Er war nachdenklich.

Jetzt begriff er wohl, warum ich Lößberg so gehaßt hatte.

Der Zug kam, und wir stiegen ein.

DIE MÄRZOFFENSIVE 1918

I

Gegen Abend hielten wir in einem Waldtal, stiegen aus und marschierten in das nächste Dorf. Dort blieben wir zwei Tage. Uns war gesagt worden, daß wir von hier ab nach dem Versammlungsraum unsrer Offensivarmee in den Nächten marschieren würden, damit die feindlichen Flieger das Zusammenziehen so großer Truppenmassen nicht bemerkten.

Mich hatte das plötzliche Aufhören aller Zucht, als die Patrouillenleute ohne Ordnung anmarschiert kamen, nachdenklich gestimmt. Und wie frech Sänger dem Oberleutnant geantwortet hatte nach dem Mißlingen des Unternehmens! Eine Meuterei hielt ich im deutschen Heere für unmöglich, aber so etwas wie damals, das grenzte doch an Meuterei. Die große Frühlingsoffensive mußte den Krieg beendigen. Sonst? — Der Krieg konnte doch nicht zum Dauerzustand werden. Irgendwann mußten sich doch die Völker wieder vertragen.

— — — — — — — — — —

Wir marschierten Nacht für Nacht und lagen am Tage still. Da schlief man nicht viel. Und das Marschieren, ohne etwas zu sehen, in der engen Kolonne strengte sehr an.

Wir hatten in der Kompanie einen Erzgebirgler, einen schon älteren, häßlichen Menschen. Wenn die Kompanie müde war, fing der an zu singen. Lamm duldete es, daß er dazu aus der Kolonne trat und neben der Kompanie herlief. Er erfand kleine Verse im Singen, und die Kompanie mußte den Kehrreim singen:

„Und wenn der Kuckuck rufen tut,
Wird alles wieder gut,
Wird alles, alles, alles wieder gut."

Das sangen sie mit Begeisterung. Der Vorsänger hatte es dabei nicht leicht; denn wenn uns ein Fuhrwerk entgegenkam, mußte er hinter der Kompanie verschwinden und dann wieder vorlaufen.

Es lag noch etwas Besonderes in seinen Versen: sie waren nie gemein und dazu brachte er immer neue, und manche waren sonderbar auf unsre Gemütsstimmung gepaßt. Ich hätte ihn gern näher kennengelernt, aber er war nicht ein Mensch zum Kennenlernen. Sein Gesicht war immer gleichmäßig dunkel, weder ernst noch heiter, und er kümmerte sich um niemand als um die Leute seiner Gruppe, auf die er ja angewiesen war.

II

Wir kamen in ein großes Dorf in der Picardie. Dort blieben und exerzierten wir.

Von meinen Leuten hatten zwei die Sohlen von den Schnürschuhen geschnitten und nach der Heimat geschickt, weil es ja dort kein Leder mehr gab. Ich meldete das Lamm. Er befahl eine Durchsicht des ganzen Schuhwerks. Bei den andern Zügen, bei

denen ältere Leute und mehr Familienväter waren als bei mir, fehlte noch viel mehr.

Einige Leute sagten ganz offen, sie würden sich nicht zu Krüppeln schießen lassen, sie würden sich rechtzeitig verdrücken.

Ich fand, daß der Unteroffizier Sänger, gegen den ich seit der Patrouille einiges Mißtrauen hatte, ganz harmlos war, nur etwas unbeherrscht, wenn ihn etwas ärgerte.

Hartenstein hatte sich mit Besser, einem kleinen, beweglichen Mann von einigen dreißig Jahren, befreundet. Besser war Kellner und in allen Ländern Europas gewesen, außer in Rußland, und das tat mir leid; denn ich hätte immer gern etwas von diesem Lande gehört, das mir sehr geheimnisvoll vorkam, besonders jetzt nach der Bolschewistenrevolution. Besser sprach auch immer von dem unsinnigen Krieg, und man müßte einfach streiken und nicht mitmachen.

Ich sagte einmal dem Hartenstein: „Weshalb verkehrst du nur mit dem?"

Hartenstein lachte: „Weil das der beste Mensch von der Welt ist. Der redet nur so, aber wenn's drauf ankommt, da sollst du mal sehen, wie der mitmacht!"

Aber auch mir wurde der Krieg immer verdächtiger.

III

Wir marschierten in einer Nacht vor und kamen in einen Industrieort. Die Truppen vor uns verließen eben die Quartiere. Wir gingen hinein und schliefen.

Wir blieben den Tag und die Nacht da und er-

fuhren nichts weiter, als daß wir vorläufig Armeereserve wären.

Am folgenden Morgen, noch im Dunkeln kam der Abmarschbefehl. Wir traten auf der engen Straße an.

Lamm kam geritten.

„Der erste Stoß ist gelungen. Die erste und die zweite englische Stellung sind in unsrer Hand. Heute wird die dritte Stellung angegriffen. Die ist aber nach Fliegermeldungen nur knietief."

Wir marschierten ab. Es wurde wieder ein trüber Morgen.

Wir kamen dem Kanonendonner immer näher. Fern von uns standen am Himmel drei Fesselballons. Sie bewegten sich bald aufeinander zu, bald auseinander, und wir kamen ihnen nicht näher. Das war ein Zeichen, daß sie marschierten.

Rechts und links der Straße auf den Aeckern hielten Wagenkolonnen immer dichter. Ein offenes Lastauto überholte uns.

„Du heh, die Granaten!"

Es lagen vier Granaten auf dem Lastauto und ragten zu beiden Seiten hinaus.

Wir hielten. Links in einiger Entfernung wimmelte es schwarz von Menschen. Ab und zu krachte es dort. Das waren die Geschütze, aus denen die Riesengranaten geschossen wurden.

Wir blieben den Tag und die Nacht über hier und schlugen Zelte auf. Ich hatte eine Karte der französischen Front. Wir stießen von St. Quentin her vor. Wollten wir bis Amiens durchstoßen und die Franzosen von den Engländern trennen? Ob das den Krieg beendete? Er mußte ja beendet werden.

Am nächsten Tag kamen wir in das Gebiet der geräumten Stellungen, eine weite, kahle Ebene mit Gräben.

Früher steckte man ganz in den Gräben, heute marschierten wir oben auf der Straße und sahen in die Gräben hinein.

Wir kreuzten die Drahthindernisse — hier waren die Löcher der Horchposten — und näherten uns der englischen Stellung. Es wurde an der Wiederherstellung der Straße gearbeitet. Wir marschierten langsam und mit Stockungen.

Die Sonne ging unter. Wir kamen in die englische Stellung. Zwei Tote lagen in einem Graben.

Wir übernachteten in einem Grund mit einem Bach und Weiden. Wellblechplatten lagen umher, aus denen wir uns Hütten bauten. Nicht weit davon war ein englisches Lager mit hohen Spitzzelten. Die Gruppe Hähnel schleppte ein Zelt her und hatte auch neue Röcke, Schuhe und Rasierzeuge gefunden. Sie wollten das Zelt behalten.

„Wenn ihr's tragen wollt," sagte ich, „ist mir's recht."

Sie hatten wohl gedacht, ich würde ihnen einen Platz dafür auf unserm Maschinengewehrwagen verschaffen. Am nächsten Morgen nahmen sie es nicht mit.

Wir gingen auf einer schmalen Notbrücke über einen kleinen Fluß. Das jenseitige Ufer stieg steil auf. Dort lagen tote Schotten in ihren kurzen Röckchen. Die Stiefel und Strümpfe waren ihnen ausgezogen. Mehrere meiner Leute trugen auch schon gute englische Schnürstiefel. Links der Straße

stand eine verlassene Batterie mit einigen toten Franzosen.

Wir übernachteten wieder in einem Graben und spannten auf der Windseite die Zeltbahnen doppelt.

Dieses ganze Gebiet war von uns vor einem Jahre geräumt worden. Ich dachte, die Franzosen hätten wieder aufgebaut. Aber kein Mensch wohnte da, und die Felder waren nicht bestellt.

Wir kamen in das Gelände der Somme-Schlacht. Die Gräben waren überwuchert, der Draht der Hindernisse verrostet. Nicht einmal die Straßen waren wieder hergestellt.

In den Trümmern eines Orts blieben wir zwei Tage lang bei eisigem Winde. In ein bis zwei Kilometer Entfernung ragte der tote Wald von Bourraine, vor dem ich 1916 verwundet wurde.

Am Tage darauf marschierten wir quer durch das Grabengewirr der Somme-Schlacht und schlugen Zelte auf. Ein gefallenes Pferd lag da. Alle stürzten sich darauf und schnitten mit dem Messer Stücke Fleisch heraus.

Es wurde dunkel und fing an zu regnen. Ich legte mich ins Zelt.

„Zelte abbrechen! Sofort auf der Straße antreten!"

Draußen war es stockdunkel. Es regnete in Strömen. Es wurde hin und her geschimpft. Wo waren meine Gruppen? Ich rief.

Schließlich kam einer:

„Gruppe Hähnel steht auf der Straße!"

„Sind Sie endlich fertig?" schrie mich Trepte an.

„Wen meinen Sie denn? Hier ist Renn."

„Diese verfluchte Dunkelheit! Haben Sie jemand von meinen Leuten gesehen?"

„Nein, ich suche auch noch."

Nach dreiviertel Stunden stand die Kompanie auf der Straße. Aber es fehlten drei Mann, darunter Leiser. Die hatten wohl die Verwirrung benutzt und waren ausgerissen.

Lamm war nicht zu finden. Auf uns goß der Regen nieder.

„Wo ist der Bataillonsstab?" fragten immer wieder Kompanieführer.

„So eine verdammte Scheiße!" schimpfte irgend jemand. „Da hat uns die Brigade mal wieder alarmiert, statt einen ruhigen Befehl auszugeben!"

„Nu, was tut denn das?"

„Was das tut? Jetzt können wir vier Stunden lang im Regen stehen, statt zu schlafen!"

„Nu, wir können doch wieder Zelte aufschlagen."

„Das wär ein hübscher Spaß bei der Dunkelheit, und sich dann unter ein Dach legen, und unten ist Schlamm!"

Wir standen und ließen es auf uns regnen. Lamm kam zurück und stand bei uns.

„Greifen wir morgen früh an?"

„Ich weiß es nicht."

Wir waren wieder still. Der Regen tropfte.

Schließlich nach Mitternacht marschierten wir ab. Es hatte aufgehört zu regnen. Am Himmel trieben uns große, weiße Wolken entgegen und ließen manchmal den Mond durchblicken. Die Wolken kamen vom Meere her. Wir marschierten durch Dörfer. Manchmal lief ein Schein vom Mond über

die Aecker. Ich träumte immerfort vom Meer, an das wir vielleicht kämen. Wie sieht das Meer aus?

IV

Der Tag kam trüb herauf.

Wir marschierten durch ein großes und, wie es schien, reiches Dorf. Jenseits bogen wir rechts auf einen Acker mit hellgrünem Winterkorn. Dort schanzten wir uns flache Löcher zum Hineinlegen und Schlafen.

„Heute greifen wir an," sagte Lamm. „Es soll eine Führerreserve ausgeschieden werden, damit nicht alle beim ersten Angriff weg sind, wie sonst. Ich habe von den Zugführern Trepte bestimmt. Von deinem Zug mag Hauffe hintergehen."

Hähnel kam: „Da haben dir meine Leute eine Flasche Rotwein mitgebracht."

„Sauft sie nur selbst!" sagte ich. Ich hatte gar keine Lust, vor dem Angriff und am frühen Morgen zu trinken.

„Nee, die haben selbst viel zu viel, und sie trinken nicht, wenn du nicht trinkst."

„Nu gut, ich danke euch," sagte ich und wollte sie mit Wolf und Funke teilen. Aber die hatten auch schon Flaschen. Ich goß also in meinen Feldbecher. Der Wein war sehr schwer, wie mir schien. Kleine französische Flieger kreisten vor uns und schossen von oben mit Maschinengewehren, manchmal auch nach uns. Das machte mir aber keinen gefährlichen Eindruck. Ich trank die Flasche leer, legte den Tornister unter meinen Kopf, deckte mich zu und schlief in meinem langen, schmalen Loch.

— — — — — — — — — —

Ich wachte auf und hörte:

„Was willst du denn mit dem Pferd hier?"

„Der Feldwebel hat mich vorgeschickt, weil es weiter geht."

„Ja, es geht weiter, aber indem wir stürmen," lachte Wolf.

„Ach so?" Er ging mit dem Kompanieführerpferd davon.

Ich sah mich um. Sie packten ihre Tornister.

„Herr Feldwebel, wir sollen in zehn Minuten stehen," sagte Funke.

Ich stand rasch auf, zog den Mantel aus und packte meinen Tornister.

Wir rückten zu den andern Kompanien des Bataillons. Mich drückte es heftig auf die Blase. Das kam von dem verfluchten Wein. Ich wollte aber nicht austreten vor dem ganzen Bataillon. Die hätten doch nur gesagt: Seht, dem kommt schon's Schiffen vor Angst!

Ringsum stellten sich Truppen zum Angriff bereit, alle ohne die geringste Vorsicht, sich zu decken. Die Sonne schien.

Links an der Straße standen viele Geschütze in drei Reihen hintereinander, kurze dicke und lange dünne bis zu den schweren Mörsern. Eine dichte Menge müßiger Leute, hauptsächlich Trainsoldaten, sah unsrer Bereitstellung zu.

Unsre Kompanie war ganz vorn, links von uns die erste Kompanie, rechts eine fremde Division.

Lamm rief uns Zugführer zusammen.

„In der Kompanie gliedern wir uns: rechts Renn, links Langenohl, dahinter ich mit Sandkorn. Den Anschluß hat Renn. — Sehen Sie dort vor! Hier

kommen erst Felder mit Winterkorn und dann in etwa drei Kilometer Entfernung ein Wald. An dem sehen Sie in der Mitte einen Farbenwechsel: links ist der Wald mehr olivgrün und wird auf einmal kreidiggrün. Das ist unsre Richtung. — In wenigen Minuten geht es los!"

Ich nahm Brand mit seiner leichten Maschinengewehrgruppe vor, dahinter ich. Die übrigen Gruppen sollten rechts und links hinter mir folgen, in Schwänzen mit dem Führer vorn.

„Antreten!" rief Lamm.

„Marsch!"

Rechts und links setzten sie sich in Bewegung, rechts in breiten Schützenlinien, bei uns in kurzen Schwänzen, weiter links in unregelmäßigen Haufen. Links hinter mir folgte Lamm mit seinen Läufern, Krankenträgern und zwei Reservemaschinengewehren auf einer Karre, die der Waffenmeistergehilfe zog. Dahinter der Zug Sandkorn, dann die vierte Kompanie, schwere Maschinengewehre und Minenwerfer.

Das ist ja ein ungeheurer Angriff! dachte ich. Und es sind mindestens drei Divisionen. Aber diese ungeheure Menschenanhäufung ängstigte mich etwas. Und weshalb schoß unsre Artillerie nicht?

Von drüben kamen einzelne Infanterieschüsse. Die sind nervös, dachte ich, daß sie auf solche Entfernung schon schießen.

Das Gelände senkte sich. Vor uns lief ein mäßig tiefer Grund quer. Im Grunde war ein flacher Graben geschanzt, aber leer.

Wir stiegen am andern Hang hinauf.

Das Gewehrfeuer nahm plötzlich zu.

Brand mit seinen Leuten und den Maschinengewehren rannte; sie verschwanden oben.

Ich sah mich rasch um.

„Wir ziehen uns etwas nach rechts," sagte ich zu Funke und Wolf, „damit wir nicht zu unserm Maschinengewehr kommen und dort die Anhäufung noch größer machen."

Sie nickten.

Schüsse knallten um mich.

Ich sah schon den Waldrand auf vierhundert Meter oder weniger. Wir rannten.

Brands Maschinengewehr schoß links. Ich wollte darüber hinaus vorrennen.

Es peitschte, rasselte und pfiff.

Ich warf mich hin. Ich hatte kein Gewehr, nur die Pistole und die nützte hier nichts. Der Waldrand war gezackt. Gerade auf uns ragte ein Zipfel vor. Wenn man den hätte, hätte man bald die ganze Stellung.

Einer warf sich links von mir hin. Es war der kleine, runde Quellmalz.

„Ich bin verwundet. Kann ich zurück?"

Das Blut lief ihm übers Gesicht.

„Geben Sie mir Ihr Gewehr und Patronen!"

Er warf Patronen vor mich hin.

Ich hatte bemerkt: einen halben Schritt vom linken Rand im Waldzipfel war manchmal wie ein dünner Dunst. Dort schoß also einer. Ich zielte genau. Es waren etwa dreihundert Meter. Der Mann schoß mindestens dreißig Zentimeter über dem Erdboden.

Rechts von mir kamen zwei vorgelaufen und warfen sich hin.

Brand mit seinem Maschinengewehr lag viel zu weit hinten.

„M.-G.-Gruppe Brand vorgehen!" brüllte ich.

S! ein Schuß dicht an meinem Ohr vorbei.

Unsinn! fuhr es mir durch den Kopf. Denen sagen, sie sollen vorgehen? Nein, selber vorgehen!

Ich raffte mich empor und rannte. Recht weit! dachte ich. Im Rennen merkte ich nicht so, wie es schoß.

Einen kleinen Blick nach der Seite. Ich war schon halbwegs zwischen unsrer Schützenlinie und dem Waldrand. Verflucht allein! dachte ich und warf mich hin.

Wie Vögel fuhren die Geschosse über mich weg und um mich. Ich wußte nicht, was deutsche und was feindliche wären. Wieder sah ich den leichten Dunst an der Waldspitze.

Ich zielte. Ich hatte eine wunderbare Ruhe dazu.

Ich lud wieder und zielte eine Handbreit weiter rechts. Es waren nur noch hundertfünfzig Meter Entfernung.

Knips! Ich riß die Kammer auf. Sie war leer. Ich griff in die Tasche. Ich hatte die Patronen einzustecken vergessen.

Ein Schuß einen halben Schritt vor mir in den Boden!

Ich ließ meinen Kopf nach unten fallen. Schießen konnte ich nicht, also mich tot stellen! Ich hatte den Kopf im Helm etwas schräg nach rechts auf den Boden gelegt und sah vor mir einige grüne Halme Winterkorn. Dahinter kam eine leichte Senkung, in die ich nicht sehen konnte. Entfernter lagen Deutsche, wohl über fünfhundert Meter vom

Waldrand entfernt. Die kommen nicht heran. Ist es auch schon je gelungen, eine vollbesetzte Stellung ohne Artilleriehilfe und über die Ebene zu nehmen? — Wann wird es dunkel? In zwei Stunden. — Und wie entsetzlich das jetzt auf meine Blase drückt! Bis dahin kann ich es nicht halten. Ich hob mich etwas mit dem Gesäß und wollte es hinauslassen.

Wieder ein Schuß dicht vor mich.

Ach, mag's in meine Hosen fließen! Und es floß und floß, die ganze Flasche Wein. Meine Beine wurden warm und kühl. So eine Kinderei!

Ich hörte Schritte links von mir.

Ich sah hoch. Es war Hartenstein. Einer warf sich neben mich. Das war Besser.

„Geben Sie mir Patronen!" rief ich.

Er warf mir welche hin.

„Schießen!" schrie ich, „daß der 'rankommt."

Wir schossen.

Hartenstein war fünf Schritte vom Waldrand. Da fiel er mit einer Drehung nach uns hin und sah uns an.

Links kamen wieder welche vor.

Ich stand auf und ging mit ihnen.

Es schoß, aber immer schwächer.

In dem Waldzipfel sah ich einen ausreißen.

Ich riß das Gewehr hoch und schoß. Er fiel hin. Den habe ich umgebracht, dachte ich, aber es regte mich nicht auf.

Hartenstein hatte nur einen leichten Schuß.

In dem Waldzipfel war ein Graben wie eine Badewanne. Da lagen Tornister und Konserven.

Einige wollten sich Andenken holen.

„Hier bleiben!" sagte ich. „Wir haben die Stel-

lung noch nicht. Scharf aufpassen! Gewehr vor! Und hier durchs Dickicht!"

Wir gingen vorsichtig weiter.

Halblinks war plötzlich ein Graben da. Die Franzosen hielten die Hände in die Höhe.

„Là bas!" sagte ich und winkte hinter.

Sie sprangen aus dem Graben und liefen nach der Seite, von der wir kamen.

Ein Gewehrschuß ganz nah.

Wir schlichen weiter, Besser war dicht neben mir, das Gewehr bereit.

Wir kamen an den jenseitigen Waldrand. Da lag eine Schlucht vor uns. Drüben stieg ein dünner Buchenwald an. Jenseits auf der Wiesenhöhe verschwanden zurückgehende Franzosen.

In der Schlucht ließ ich halten. Es wäre sinnlos gewesen, mit meinen fünf Mann weiter vorzustoßen. Einige Leute von der linken Nachbardivision kamen und eins unsrer leichten Maschinengewehre mit zwei Mann. Sie trugen mühsam das viele Gerät.

„Wo sind die andern Maschinengewehre?"

„Alle weg. Lamm ist auch verwundet und Langenohl tot."

Ich teilte die Leute neu ein und ging weiter.

Ramm! Ramm! Ramm! in den Wald, in einer Linie, ganz dicht!

„Marschmarsch!" brüllte ich.

Eine Granate zwei Schritt rechts vor mich.

Ich trat auf. Ein Stechen im Fuß. Ich sah: das Oberleder war aufgerissen, und Blut war daran.

„Soll ich verbinden?" schrie Besser.

„Nein, lauft weiter!"

Ich versuchte mit der Ferse aufzutreten. Das

ging. Ich humpelte zurück in die Schlucht. Ein junger Kerl kam zu mir. „So trifft man sich wieder."

„Wer sind Sie denn?"

„Ich bin von der ersten Kompanie. Aber ich hab Herrn Feldwebel immer gesehen."

Er hatte einen Wadenschuß.

„Wie ist's bei der ersten?"

„Unser Kompanieführer ist tot. Der hatte sich zum Maschinengewehr auf die Straße gelegt. Die sind alle tot auf der Straße. Wer sonst noch da ist, weiß ich nicht, — nicht viel."

Wir humpelten zusammen.

Vier Franzosen hatten ein breites Brett auf ihre Schultern genommen, auf dem ein verwundeter Deutscher saß, und trugen ihn vergnügt hinter.

In einiger Entfernung rechts detonierten Granaten. Da war auch Infanteriefeuer.

Wir kamen an den Waldrand, von dem aus vorhin die Franzosen schossen. Vor uns lag das Feld mit Winterkorn und darauf wie die Brustscheiben die Toten. Hartenstein war nicht mehr da. Hähnel lag auf dem Rücken mit aufgerissenen Augen. Er machte Bewegungen mit den Armen. Ich kniete hin und faßte seine Hand. Er sah mich nicht an.

„Hähnel," sagte ich, „du brauchst dich nicht zu fürchten. Ich bin da." Er bewegte sich und starrte in die Luft. Er hatte einen Bauchschuß. — Ach, ich konnte nicht helfen! — Um den trauert niemand; er hat keine Angehörigen, — und wenn er welche hätte, was nützte es ihm?

Ich ging weiter.

Jauer lag da. Sandkorn mit einem Loch vorn im Helm, sonst ordentlich auf beiden Ellbogen. Sänger

lag halb auf der Seite, einen Arm unter dem Leib vorgestreckt. Von Funke und Wolf war nichts zu sehen.

Wir kamen gegen das Dorf hin. Regelmäßig kam eine Granate auf einen Acker.

Noch einer schloß sich uns an. Der hatte einen Unterarmschuß und fürchtete sich vor den Granaten.

Wir rannten, so gut es ging, und kamen an einen Friedhof. Dort verbanden zwei Aerzte, von Verwundeten umringt.

„Was haben Sie?" rief der Oberarzt, der damals meine Lunge untersucht hatte, über die Wartenden weg.

„Fußschuß, Herr Oberarzt."

„Gleich ins Feldlazarett!"

Die andern kamen mit mir.

Auf der Dorfstraße kam Hauffe gerannt:

„Du bist ja da? Alle haben gesagt, du wärst tot! — Ich zeige dir das Lazarett und brate dir ein Huhn; wir haben welche!"

„Weißt du was von Funke und Wolf?"

„Der gute Funke ist tot. Von Wolf weiß ich nichts."

Es begann dunkel zu werden.

„Hier ist das Lazarett. Ich hol dich dann wieder hier ab."

Ich kam in einen Raum, in dem etliche standen. Rechts um die Ecke schien bei einer Karbidlampe verbunden zu werden. Ich sah die Leute an. Da sah ich ein ganz zerfetztes Gesicht, Nase und Mund ein blutiger Klumpen — und das waren Wolfs Augen, die mich traurig ansahen. — Wie kann der

nur überhaupt noch leben und aufrechtstehen? Ich sah ihn und wollte fragen. Aber er konnte ja nicht antworten. Ich setzte mich auf eine Kiste und betastete meinen Stiefel. Ich mußte ihn aufschneiden. Beim Aufschneiden der Naht dachte ich mit Grauen an Wolf. — Der kann doch nichts essen. Geht er denn einfach zugrunde, in zwei, drei Tagen?

Als ich wieder aufsah, war er verschwunden, und ich kam bald an den Arzt.

„Stark splittriger Bruch. Der Granatsplitter scheint noch drin zu sitzen. Das können wir hier nicht operieren. Sie müssen selbst suchen, in ein größeres Lazarett zu kommen."

Sie verbanden mich und gaben mir eine Spritze ins Bein.

Hauffe kam bald wieder. Ich konnte mit der nackten Ferse besser auftreten als vorhin im Stiefel. Er führte mich in ein großes Haus.

In einem niedrigen Raum brannte eine Petroleumlampe an der Decke. Es hingen allerhand Gerätschaften umher. Es war wohl eine Wollspinnerei.

Hauffe zog mich rasch vorwärts und ließ mich los. Da saß Lamm, den rechten Arm eingebunden und stocherte mit der linken Hand auf einem Tiegel herum an einem Hühnerbein. Er ließ die Gabel los und gab mir die linke Hand.

Hauffe brachte Rotwein. Trepte setzte sich dazu. Wir aßen. Das Huhn war stark gewürzt. Ich hatte großen Durst und trank Rotwein.

Ich merkte jetzt auch: ich war sehr aufgeregt. In meinem Fuß begann es zu ziehen. Ich legte ihn

auf einen Stuhl hoch. Aber der .Schmerz wurde immer stärker.

Hauffe machte mir ein Lager auf einem Haufen Wolle, und ich legte mich.

Mitten in der Nacht wachte ich auf von so heftigen Schmerzen, daß ich an allen Gliedern zitterte.

Ich streckte das Bein in die Luft.

Ich stand auf und humpelte umher.

Ich legte mich wieder.

Schließlich setzte ich mich auf einen Stuhl und legte das Bein auf einen andern Stuhl. So erwartete ich in Verzweiflung den Morgen.

V

Am nächsten Tage begann meine Wanderung mit Lamm durch das verödete Land. Der junge Kerl mit dem Wadenschuß hatte sich auch wieder herzugefunden. Er humpelte links, ich rechts. Meine Ferse war natürlich nicht an das Nacktauftreten gewöhnt. Ich fühlte auf die Dauer selbst die Steine dieser Kalkstraße.

Es begann ein wenig zu schneien. Gefangene Franzosen gingen ohne Begleitung denselben Weg. Was sollten sie auch tun? Vorn war die Front; das Land ringsum war wüst, kein Mensch darin und nichts zu essen.

In einem Lazarett bekamen wir ein wenig Suppe und wurden weitergeschickt. Der mit dem Wadenschuß klagte über Hunger. Ich aß wenig und hatte nur Durst.

Wir wanderten auf einer breiten, gepflasterten Straße. Die Steine waren sehr hart und etwas höckrig.

Wir kamen in eine kleine Stadt. Ab und zu kam es angerauscht und schlug irgendwo ein. Wir fragten nach einem Lazarett. Als wir dahin kamen, sagte uns ein Krankenwärter:

„Wir können niemand aufnehmen. Es ist Befehl gekommen, das Lazarett zu räumen, weil es immer herschießt."

„Wohin müssen wir denn gehen?"

„Ich weiß nicht. Ich weiß nur, daß diese Straße hinterführt."

Wir wanderten weiter. Lamm begann es zu schwindeln, und mich strengte das Anziehen der Fußspitze immer mehr an, und ich fühlte das Blut an der Fußsohle klopfen.

Wir mußten uns öfter setzen. Meine Hosen waren noch immer nicht ganz trocken.

Gegen Abend erreichten wir ein Dorf. Lamm und ich waren so willenlos, daß wir uns von dem jungen Kerl zu beiden Seiten eines Tores auf Steine setzen ließen. Ich merkte wohl, daß das komisch aussehen mußte, aber ich konnte nicht lachen.

Ich kann mich an Einzelheiten dieser Nacht nicht mehr erinnern.

Jedenfalls habe ich die Nacht durch phantasiert.

Als das Morgenlicht kam, wurde mir wohler. Ich trank Kaffee und brach mit den andern auf. Ich hatte keine Fiebervorstellungen mehr, sondern ich sah die kahle Landschaft schrecklich nüchtern und fühlte mich schwach zum Gehen.

Einige Lastautos überholten uns. Lamm rief eins an. Die Kraftfahrer schimpften nur und fuhren weiter.

Lamm rief wieder eins an. Die antworteten gar

nicht. Ich sah, wie es Lamm um die Lippen zuckte. Er war nahe am Weinen vor Angegriffenheit und sah schrecklich blaß aus. Der mit dem Wadenschuß war sehr munter und humpelte schon fast gar nicht mehr. Ich sprach leise mit ihm, er sollte es doch noch mal versuchen.

„Ich werd's schon machen," flüsterte er, „setzen Sie sich nur da an den Straßenrand!"

Als wieder ein Auto kam, stellte er sich auf die Straße und machte die Arme breit. Die Kraftfahrer hielten.

„Was gibt's denn?"

„Nehmt mal die beiden dort mit!"

„Du kannst uns doch nicht einfach anhalten!" schimpften sie.

„Mit euch kann man ja nicht anders verkehren!" lachte er.

Sie schimpften, halfen uns aber in den Laderaum. Dann fuhr der Wagen klappernd und schnurrend an. Mein Fuß lag auf den zitternden Brettern. Ich zog ihn an und legte ihn über mein linkes Knie. Aber die Stellung war zu unsicher. Ich nahm den Fuß in die Hände. Das war noch viel schlimmer.

„Warten Sie," sagte der junge Kerl, setzte sich an die Seitenwand und nahm den Fuß in beide Hände auf seinen Schoß. Das war wirklich wohltuend, vielleicht mehr wegen seiner Gutherzigkeit als wegen der guten Lage.

So kamen wir nach St. Quentin und fuhren von dort mit einem Leichtverwundetenzug weiter. Ich kam in verschiedene Lazarette. Ueberall röntgten sie meinen Fuß.

„Schwierige Operation! Sehen Sie zu, daß Sie zu einem Spezialisten kommen!"

So kam ich in wenigen Tagen in die Garnison. Ich wurde wieder geröntgt.

„In den Operationssaal!"

Der Wärter brachte mich hin. Ich wurde gewaschen und bekam eine Betäubungsspritze in den Fuß. Das tat sehr weh. Die nächste war schon weniger schmerzhaft.

Eine Schwester hielt mir ein Tuch vor, daß ich nichts sehen konnte.

Ich merkte, der Arzt schnitt.

„Noch offenhalten, Schwester! Alles mögliche haben Sie da drin, einen ganz gehörigen Granatsplitter, Knochensplitter, ein Stück Leder und Wolle oder so etwas, vom Strumpf."

VI

Die Heilung war langwierig. Ein Knochensplitter nach dem andern eiterte heraus. Der Arzt fischte jeden Tag mit der Pinzette mehrere Stückchen aus der Wunde. Dann stopfte er Watte hinein, damit sie nicht vorzeitig zuheilte. Ich erhielt eine Holzschiene. Damit konnte ich nur wenig und recht mühsam gehen.

„Drüben in der Offizierstation liegt seit gestern ein Leutnant Lamm," sagte der Wärter. „Der fragt nach Ihnen."

Ich humpelte hinüber.

Lamm lag blaß im Bett. Es hatte sich herausgestellt, daß in seinem Arm ein Nerv zerschossen war und daß es nötig wäre, die Nervenenden zu-

sammenzunähen. Er wurde operiert. Danach hatte er arge Schmerzen.

Ich bekam Fieber. In den nächsten Tagen lag ich immer im Bett. Beim Verbinden sagte der Arzt auf einmal: „Jetzt haben wir den Störenfried! Ein Splitter ist gewandert und will hier heraus."

Er tupfte mit der Pinzette auf eine Stelle. Es tat weh.

„Wärter, in den Operationssaal! Wir machen einen kleinen Hautschnitt. Dann sind Sie gleich Splitter und Fieber los."

VII

Die Wundbehandlung war schmerzhaft. Ich hatte oft Fieber und lag meistens im Bett. Es hatte sich eine Knochenfistel gebildet, die immer eiterte, und zudem kamen noch immer Knochensplitter heraus.

Da, eines Nachmittags, kam Hänsel. Er setzte sich auf mein Bett.

„Ich dachte, du wärst im Felde?" sagte ich.

„Ich bin auf Urlaub." Er sah mich erschreckend starr an, und sein Blick ging wie durch mich durch. „Siehst du die Zeichen?"

„Was für Zeichen?"

„Die alte Ordnung löst sich." —

Die Schwester brachte mir ein Päckchen. Was war das? Von meinem Regiment! — Ich wollte es beiseite legen, aber Hänsel sagte: „Mach's nur auf!"

Es war ein flaches Kästchen mit einem silbernen Kreuz auf dem Deckel. Ich drückte es auf. Da lag mit glänzendem Silberrand das Eiserne Kreuz erster Klasse. Ein Papier war dabei mit einem kurzen Glückwunsch vom Oberst.

„Darüber freu ich mich!" sagte Hänsel und sah auf einmal wieder kindlich gut drein.

Nach zwei Tagen kam Hänsel wieder. Ich war aufgestanden; denn es war bei der großen Hitze nicht gut, im Bett zu liegen. Wir gingen in den Garten. Ich legte mein Bein auf einer Bank lang. Er setzte sich auf einen Stuhl mir gegenüber. Er schien noch kräftiger geworden zu sein.

„Ich muß in zwei Tagen wieder hinaus," sagte er düster. — „Weißt du, um mein Leben handelt es sich nicht — obwohl ich es natürlich liebe — sondern daß man überhaupt in den Krieg muß."

Er beugte sich zu mir vor: „Bei der ersten Gelegenheit laufe ich über!"

— — — — — — — — —

Mir ging es nicht sonderlich gut. Ich hatte fast dauernd Schmerzen, und die Wunde eiterte.

Wenn sich die Wunde nur einmal schlösse! dachte ich. Ich muß doch dann erst wieder richtig gehen lernen. Meine Zehen sind ganz steif geworden.

Noch einige Knochensplitter wurden mir aus dem Fuß gezogen. Dann heilte die Wunde rasch.

Anfang Oktober war ich wieder felddienstfähig und bekam einen kurzen Urlaub in meine Heimat.

Von Hänsel hatte ich seit seinem Besuch keine Nachricht. War er übergelaufen? Er schrieb auch sonst keine Briefe. Aber ich war doch unruhig. Wenn man den Krieg nicht will, nützt das Ueberlaufen vielleicht etwas. Aber in Gefangenschaft gehen! Sich hinter Drahtzäunen bewachen lassen!

ZUSAMMENBRUCH

I

„Wir müssen sehen, wie wir den Ersatztransport hinauskriegen," sagte mir der Leutnant im Geschäftszimmer des Ersatzbataillons.

Mich wunderte der Ton. Das ist wahrscheinlich einer von den ganz Aengstlichen, dachte ich.

Wir gingen auf den Kasernenhof hinaus. Die Kompaniefeldwebel ordneten ihre Leute und meldeten. Es fehlten noch etwa fünfzig Mann. Die dawaren, trugen große Pakete in den Händen, standen unordentlich im Glied und schwatzten durcheinander.

Wir warteten. Von den Fehlenden kamen nur noch drei. Das sind aber Zustände hier beim Ersatzbataillon! dachte ich.

„Die Fehlenden werden Herrn Major gemeldet!" sagte der Leutnant. „Wir müssen jetzt abmarschieren."

Auf dem Bahnhof beim Einsteigen in den Zug schimpften die Leute, es wäre zu wenig Platz.

Der Leutnant nahm mich mit in sein Abteil. Der Zug fuhr ab.

„Unerfreulich!" sagte er nach einer Weile. „Die Lage an der Front scheint auch recht bedenklich zu sein."

„Ich habe die Frontbewegungen nicht verfolgt, Herr Leutnant."

„Lesen Sie denn keine Zeitungen?"

„Nur selten, und dann versteht man nichts."

Er sah mich forschend an: „Da wissen Sie wohl auch nichts von dem deutschen Friedensangebot?"

„Ich habe gehört, daß man sich darüber aufregt. Aber ich verstehe nicht, weshalb."

„Nu, es ist doch ein Eingeständnis unsrer Schwäche!" fuhr der Leutnant auf.

Ich wollte mich nicht mit ihm streiten. Es war mir auch ganz gleichgültig, was man darüber sagte, wenn nur der Krieg zu Ende ginge! Ich hatte auch noch nie über Politik nachgedacht. Ich hatte einen Ekel davor, wie vor etwas Schmutzigem.

II

In einer kleinen flandrischen Stadt stiegen wir nach mehreren Tagen Bahnfahrt aus und marschierten bei Sonnenschein auf einer flachen Straße, rechts und links Gemüsefelder mit blauen Kohlköpfen auf moorigschwarzer Erde.

Ich marschierte vorn, der Leutnant hinten. Die Leute schwatzten und schimpften so laut, daß wir es verstehen mußten.

„Jetzt ist der Kotz aus! Wegen den paar Tagen Krieg werden wir uns nicht mehr totschießen lassen!"

„Wenn ich vor soll, sage ich einfach: das mache ich nicht!"

Ein paar niedrige Ziegelhäuser kamen, neben denen vier Bäume seltsam hoch aussahen.

Wir kamen in einen größeren Ort. Auf dem vier-

eckigen Marktplatz verteilte der Regimentsschreiber den Ersatz auf die Bataillone. Ich kam zum zweiten Bataillon.

III

Ich wartete von Tag zu Tag, was mit mir werden sollte. Das Regiment war winzig klein geworden. An einer Stelle, irgendwo vorn, war ein ganzes Bataillon umzingelt und abgefangen worden, anderswo die erste und die dritte Kompanie mit dem Bataillonsstab. Offiziere fremder Regimenter waren herversetzt worden, die niemand kannte. Zwei der Bataillonskommandeure waren eigentlich Kavalleristen. Jetzt sollte ein Reserveregiment aufgelöst und damit unser Regiment aufgefüllt werden.

Die Geschäftszimmer, bei denen ich war, lagen etwa fünfzig Kilometer hinter der Front und verkehrten mit der Front und den Feldküchen durch Boten auf Fahrrädern, die meist erst am nächsten Tage zurückkamen.

Die Ersatzmannschaften, die ich mitgebracht hatte, bummelten in den Straßen umher und gingen ins Kino.

Endlich eines Morgens war der Regimentsadjutant gekommen und hatte befohlen, die Ersatzmannschaften sollten mit einem um zehn Uhr eintreffenden Bataillon zum Regiment vorrücken.

Wir traten auf dem Marktplatz an. Die Ersatzmannschaften waren sehr still. Vielleicht fürchteten sie sich vor dem Bataillon, das angekündigt war, und wollten erst einmal das weitere abwarten.

Wir warteten. Nach anderthalb Stunden kam ein Offizier geritten und sagte, das Bataillon hätte nicht

den Umweg über den Ort hier machen wollen. Er würde den Ersatz vorführen.

Wir marschierten ab. Ich ging hinten. Es war schwül. Die Sonne schien, aber zugleich war ein graues Gewitterlicht da.

Es war sehr dunkel geworden. In der Ferne zuckte es. Große Tropfen fielen, immer dichter.

Im nächsten Ort traten wir in eine große, leere Scheune, die merkwürdig schwarz aussah, und warteten, daß der Gewitterguß vorüberginge.

Gegen Abend kamen wir in eine kleine Stadt mit engen Gassen. Es ging auf schmalen Brücken über Kanäle mit langsam fließendem Wasser, auf dem Lastkähne lagen.

Auf einem Platz hielten wir. Mehrere Offiziere kamen aus einem Hause. Ich kannte keinen von ihnen.

„Vizefeldwebel Renn zur sechsten Kompanie!"

Ich rückte mit den zwanzig Mann für meine Kompanie ab. Ein Bataillonsläufer führte uns.

„Hier wohnt Herr Leutnant Schubring," sagte der Läufer.

Ich ließ halten und richtete die Leute aus. Mich ärgerte ihre schlappe Haltung.

„Sie müssen nun einmal stillstehen," sagte ich, „da machen Sie's auch gut! Oder gehören Sie zu denen, die alles möglichst schlecht machen wollen?"

Der Ton schien sie zu verwundern. Ich ließ sie stehen und ging ins Haus. Im ersten Stock traf ich einen Gefreiten.

„Ich möchte zu Herrn Leutnant."

Jemand sah aus einer Tür: „Wer ist da?" Er

trug einen spärlichen, sehr geraden Scheitel in der Mitte und einen Klemmer darunter.

„Vizefeldwebel Renn mit zwanzig Mann als Ersatz zur sechsten Kompanie!"

„Kommen Sie mal herein!" Er war etwa vierzig Jahre alt und sah nervös aus. „Was für Ersatz? Wieder so verlumptes Pack?"

„Sehr schlapp, Herr Leutnant."

„Was? — Gut, ich sehe sie mir an."

Er verteilte die Leute.

„Sie bekommen den zweiten Zug," sagte er zu mir. „Den führte bisher der Unteroffizier Mehling, ein gewandter Mensch, aber zu jung. Er liegt hier nebenan."

Ich ging ins Nebenhaus.

Mehling sah mich aus offnen, braunen Augen an und erklärte mir mit wenigen Worten alles. Er war der erste klare Mensch, seit ich wieder im Felde war.

Der Führer des ersten Zuges war Unteroffizier Höhle, der des dritten Leutnant Hanfstengel.

Wir blieben mehrere Tage in der Stadt. In der Ferne hörten wir manchmal ein Murren von Kanonen. Vor uns lag noch eine Division. Wir stellten nur einige Posten nach rechts, weil man unsrer Nachbardivision nicht traute. Angeblich hatte sie sich mit der Bevölkerung verbrüdert.

In der Stadt waren alle Läden offen. Da gab es Zwirn und weiße Semmeln. Ich kaufte mir gleich welche und aß in einer Konditorei ein Stück echten Kuchen. Das alles gab es ja seit Jahren in Deutschland nicht mehr.

IV

In den ersten Tagen des November kam der Befehl, nach vorn abzumarschieren.

Zu Mittag kamen wir gegen einen kleinen Ort mit Bäumen und niedrigen Häusern. Alle paar Minuten ging ein Schuß nach dem Straßenkreuz. Wir liefen, eine Gruppe nach der andern, über das Straßenkreuz weg nach einer Feldscheune, in der wir mehrere Stunden blieben.

Gegen fünf Uhr nachmittags trafen zwei schwere Maschinengewehre bei uns ein. Wir nahmen auch unsre leichten Maschinengewehre vom Wagen und rückten an einem Bahndamm entlang vor.

Es begann dunkel zu werden.

Düstre Häuser unter hohen Bäumen. Vielleicht zweihundert Meter vor uns krachten Granaten. Rasseln von Wagen. Zwei Geschütze jagten nach hinten an uns vorbei.

„Was bedeutet denn das, Herr Leutnant?" fragte ich.

„In dieser Nacht wird die Stellung hier geräumt. Wahrscheinlich gehen die Batterien schon jetzt zurück."

Wir legten uns in einen ziemlich verfallenen Stall, in dem einige Rinder standen.

Nach zwei oder drei Stunden wurde der Rückmarsch befohlen. Es war stockdunkel.

Sehr müde kamen wir nach Mitternacht in ein Dorf und nächtigten in einer Kirche auf Stroh.

Am nächsten Morgen rief Schubring uns Zugführer zu sich.

„Die Verpflegungsnachfuhr soll durch Meuterer

unterbunden sein. Wir müssen daher Vieh requirieren. Wer von Ihnen versteht etwas davon?"

„Ich bin Fleischer," sagte Unteroffizier Höhle. „Ich habe schon ein paar gute Ochsen hier gesehen."

Vor dem Altar hatten sich etwa zehn Mann zum Schinkenklopfen aufgestellt. Einer mußte sich in die Hände eines andern bücken. Er bekam eine hinten drauf, daß es knallte, und erhob sich: „Du, Albin!" Er zeigte auf einen.

„Falsch! Noch mal!"

Das spielten sie mehrere Stunden mit viel Geschrei. Es waren meist ganz junge Kerle in der Kompanie. Der Leutnant Hanfstengel stand dabei und lachte. Er hätte wahrscheinlich gern mitgemacht.

V

Zwei Tage später rückten wir wieder ein Stück vor. Wir waren Reserve. Vor uns hatte das erste Bataillon eine Stellung längs eines Kanales besetzt.

Bei Sonnenschein rückten wir über eine Höhe. Die deutschen Batterien bellten uns gellend in die Ohren. Ab und zu barsten französische Granaten.

In einem Ort sollten wir bleiben. Dort bekamen wir ein kleines, verlassenes Haus zugewiesen, in dem es nichts mehr gab als Wände und teilweise auch Fensterscheiben. Die Offiziere wohnten im nächsten Hause.

Die jungen Kerle begannen gleich wieder vorm Hause im Sonnenschein mit Schinkenklopfen. Unteroffizier Höhle schlachtete hinter dem Hause ein Schwein, damit es der Kompanieführer nicht

merkte. Den Leutnant Hanfstengel wollten seine Leute nachher vom Kompanieführer weglocken und ihm auch Wellfleisch geben. Ihn hatten die Leute, glaube ich, weniger deshalb gern, weil er auch vergnügt blieb, wenn es schoß, als weil er so fein und jung war.

Zu Mittag kam die Feldküche mit Rindfleisch. Eine Stunde später gab es hinter dem Hause Höhles Schwein. Wir waren dann kurzatmig vom vielen Essen und legten uns aufs Stroh.

Gegen Abend rief uns der Leutnant Schubring.

„Meine Herren, ich vermisse die nötige Zucht in der Kompanie. Wir müssen exerzieren. Am Tage kommen zu viel Flieger her. Daher müssen wir es in der Morgendämmerung machen. Sie müssen durchgreifen und den Leuten diese Zuchtlosigkeit austreiben. Vor allem grüßen sie schlecht. Bestellen Sie Ihre Züge für morgen früh um sieben. Danke!"

Er grüßte, wir traten weg.

Am nächsten Morgen weckte ich meine Leute: „Hinaustreten zum Exerzieren! Der Kaffee wird nachher ausgegeben."

„In welchem Anzug, Herr Feldwebel?" fragte Mehling.

„Patronentaschen, Gewehr, Mütze."

Krafff! Eine Granate vors Haus.

„Hunde, verdächtige!" schimpfte einer.

Ich trat vors Haus.

Kramm! in den nächsten Hof.

Hanfstengel kam: „Lassen Sie trotzdem exerzieren?"

„Kommt der Kompanieführer denn nicht?"

„Doch, der kommt. Aber wir können doch nicht

antreten lassen. Ich denke, wir bleiben vorläufig, wo wir sind."

Ramms! Fünfzig Schritt weiter auf die Straße.

Wir ließen die Züge im Hause und warteten selbst vor der Tür.

Nach etwa zehn Minuten kam Schubring.

Hanfstengel meldete: „Wir haben die Kompanie nicht antreten lassen, wegen des Beschusses."

„Wegen drei Granaten? — Da können Sie doch nicht einfach das von mir befohlene Exerzieren absagen! — Lassen Sie heraustreten!"

Ja, wenn man gewußt hätte, daß es bei drei Granaten bliebe!

„Was sollen wir exerzieren?" fragte Hanfstengel.

„Ehrenbezeigungen sind das im Augenblick Notwendigste."

Ich ließ den Zug vorm Hause antreten.

„Stillgestanden! — Richten Sie sich besser aus! — Wenn wir überhaupt exerzieren, muß es stramm gemacht werden! Jedem ordentlichen Menschen macht es Spaß, sich einmal zusammenzunehmen."

Ich rückte ein Stück die Straße entlang und überlegte immer, wie ich ihnen sagen sollte, daß wir Ehrenbezeigungen machen müßten, ohne daß es wie ein Hohn herauskäme.

Ich sagte ihnen gar nichts, sondern machte ihnen ein strammes Grüßen vor und ließ sie anfangen. Sie gaben sich Mühe. Ich hatte fast nichts auszusetzen, und wir waren in fünf Minuten fertig. Sollte ich es wiederholen lassen? Sie hatten es ja gut gemacht.

Ich ließ die Gewehre in die Hand nehmen. Das

übte ich ein paar Mal. Dann konnte ich das Gewehr übernehmen lassen und das mehrmals tun.

Schubring kam: „Weshalb machen Sie Gewehrgriffe?"

„Ich wollte Ehrenbezeigungen mit Gewehr machen lassen, Herr Leutnant. Aber sie nahmen das Gewehr so schlecht über, daß ich glaubte, das erst einmal ordentlich machen lassen zu müssen."

„Das ist ganz richtig. Fahren Sie nur fort."

So brachte ich dreiviertel Stunden herum. Dann wußte ich nichts mehr. Ich ging zu Schubring und fragte, was ich jetzt tun sollte.

„Machen Sie noch irgend etwas! In einer Viertelstunde rücken wir so wie so ein."

Später erfuhr ich, daß Hanfstengel und Höhle die ganze Stunde durch nur hatten grüßen lassen. Die Leute schimpften, aber nicht auf ihre Zugführer, sondern auf den Kompanieführer, weil der bei Beschuß exerzieren ließe und weil sie ihn auch sonst nicht leiden konnten.

„Bei den andern Zügen," erzählte mir Mehling, „haben sie sich verschworen, den Kompanieführer erst recht schlecht zu grüßen." Er lachte.

Ich war unruhig und ging hinaus, ob ich nicht einen Fleck fände, wo ich etwas für mich lesen könnte.

Auf der Straße kam mir der Kompaniefeldwebel entgegen.

„Guten Morgen!" sagte ich. „Die Leute schreien nach ihrer Löhnung. Hier gibt's so viel zu kaufen, und sie haben kein Geld mehr."

„Wie soll ich denn das machen?" rief er erregt.

„Wieso? Sie kriegen doch das Geld vom Zahlmeister?"

„Nein, keinen Pfennig! In der Etappe ist ja der Teufel los. Wir Feldwebel haben vor drei Tagen einen Boten zum Zahlmeister hintergeschickt, er ist noch nicht wieder da. — Die Leute in der Etappe taugten ja schon immer nichts, aber jetzt sind's die reinsten Räuberbanden geworden! Besonders in Brüssel! Natürlich lauter Drückeberger!"

VI

In der Nacht hatte eine Granate einen Mann und eine Frau des Dorfs erschlagen. Am Morgen rückten wir weiter vor.

Auf ein Straßenkreuz ging alle paar Minuten ein Schuß, aber so genau immer auf denselben Fleck, daß wir nur auf das Feld zu biegen brauchten und dann wieder auf die Straße.

Vorn war ununterbrochnes Rollen und hier und da Bersten. Mir war beklommen zumut. Ich hatte gedacht, wir würden nicht noch einmal ins Feuer kommen; der Waffenstillstand würde früher eintreten.

Wir sahen jetzt über eine flache Höhe die ganze Gegend vor uns. In der Ferne lag ein großes Dorf, oder eine Stadt, mit einem kleinen, dichten Wald rechts, aus dem große, schwarze Granatwolken stiegen. Ueber dem Dorf lag eine Dunstwolke. Manchmal sah ich auch Staub auffahren.

Halbwegs zu diesem Ort lag ein kleines Dorf, in das wir marschierten. Wir erhielten drei große Stuben in einem Haus zugewiesen. Die ganze Kompanie war nur fünfzig Mann stark. Die Feldküche

fuhr auf den Hof und machte den Deckel auf, um das Mittagessen auszugeben.

Ramm! ramm! ramm! Wo die Schüsse saßen, war nicht zu sehen.

„Eine Granate ist ins Haus gegangen!" rief einer.

Die Feldküchenpferde bäumten sich, — der Fahrer war hinten am Kessel beschäftigt, — und rannten mit der Küche zum Hof hinaus, Köche und Fahrer schreiend hinterher.

Schwapp! ein Guß Essen auf die Straße.

Ramm! ramm!

„Mein Zug Zeug in die Hand! Mir folgen!" befahl ich.

Sie drängten mir nach hinaus. Nur ins Freie, wenn es schießt!

Ramm! ramm! ramm!

Ich bog scharf um das Haus. Auf dem Feld waren lauter neue Granattrichter dicht beisammen.

Ich ging etwa hundert Meter vom Hause fort und blieb stehen. Hier waren wir wahrscheinlich sicher. Meine Leute waren dicht hinter mir, Hanfstengel und Höhle mit ihren Leuten folgten.

„Verdammte Scheiße!" fluchte Höhle.

Das Feuer ließ nach einer halben Stunde überall nach. Nur in den Wald krachten noch boshaft die schwarzen Granaten, und links davon lag über dem Dorf die Dunstwolke.

Wir kehrten in unsern Hof zurück. Die Feldküche kam auch. Der Fahrer führte beide Pferde vorn am Maul und beruhigte sie. Sie wollten nicht gern wieder auf den Hof.

Gegen Abend kam ein Läufer: „Die Herrn Zugführer möchten zu Herrn Leutnant kommen."

Er saß auf einem geflochtenen Stuhl und stand nicht auf, als wir uns meldeten.

„Die Franzosen haben vorn angegriffen. Sie scheinen einen Offizier und zwei Züge abgefangen zu haben, die vor einem Sumpf lagen. Genauere Nachrichten fehlen noch. Jedenfalls haben sie nur wenig Boden gewonnen. — Es ist möglich, daß wir heute abend vorn ablösen müssen. Dann erwarte ich, daß der Geist der Unterordnung unter die Fronterfahrung stärker sein wird als kleine Bedenken des Augenblicks!"

Er entließ uns durch Verneigen des Kopfes. Wir gingen stumm hinaus.

Schubring hatte also kein Vertrauen zu uns? Das brachte mich auf. Habe ich deshalb versucht, deine saudummen Befehle so gut wie nur irgend möglich auszuführen, daß du mich dann beschimpfst?

VII

Am nächsten Tage rückten wir noch ein Stück vor. Die Franzosen sollten beim Regiment links von uns ziemlich weit vorgekommen sein. Deshalb legten wir uns nach schräg links in einem Felde bereit, um den Rücken unsres Regiments und die Artillerie dahinter zu sichern. Dort schanzten wir kleine Löcher. Ich setzte mich in einen Granattrichter. Die Sonne schien, aber es war immerhin November. Es wurde kühl, und ich bekam Hunger, hatte aber nichts mehr zu essen; denn die Feldküche hatte wegen der Unordnung in der Etappe heute kein Brot mitbringen können.

Da kamen zwei von meinen Leuten: „Herr Feldwebel, in dem verlassenen Haus dort gibt es Kar-

toffeln. Können wir dahin und für den Zug welche kochen?"

Der Kompanieführer war allein unterwegs, seine Läufer wußten nicht wo. Ich besprach es mit Leutnant Hanfstengel und Unteroffizier Höhle, und wir beschlossen, gemeinsam Kartoffeln zu kochen.

„Sehen Sie mal dorthin!" sagte Hanfstengel. „Das sieht mir doch recht bedenklich aus."

„Ich beobachte auch schon seit einer Stunde, daß dort immer einzelne Leute zurückgehen."

„Ich werde mal hinübergehen, Herr Leutnant," sagte Höhle. „Ich habe ja der Bande dort drüben schon immer nicht getraut! Wie die Kerle nur so'n Maschinengewehr tragen, da weiß man ja schon alles!"

Höhle kam zurück: „Die Leute sagen, morgen mittag wäre Waffenstillstand, und heute um sechs würde die Stellung hier geräumt, da hätte 's keinen Zweck, sich noch zum Krüppel schießen zu lassen! Ich hab die Bande gehörig angeniest. Ich hab sie auch gefragt, ob sie nicht Offiziere hätten. Nee, sagten sie, der letzte wäre vorgestern nacht in einem Haus erschlagen worden."

Ramm! fuhr es ein Stück vor uns in den Boden. Vorn schoß es wieder äußerst heftig.

„Was hat das nur für einen Sinn," sagte Hanfstengel, „jetzt noch so auf den Stellungen herumzutrommeln und gar noch anzugreifen? Macht es denn denen da drüben Spaß, nur ja noch einige tot zu machen, solange es noch völkerrechtlich erlaubt ist?"

„Wahrscheinlich wollen sie ihre Munition verschießen," sagte Höhle.

„Es ist für mich kein Grund zum Schießen, wenn es mir Spaß macht," sagte Hanfstengel.

Die Leute hatten einen Berg Kartoffeln gekocht. Ein junger, ganz dünner Kerl holte sich seinen ganzen Stahlhelm voll. Ich blieb wie zufällig an seinem Loch stehen, um zu sehen, ob er den Haufen bewältigte und ob er sie mit der Schale äße. Er schälte sie, konnte sie aber doch nicht alle essen. Die vielen Kartoffeln machten uns, — ich merkte es an mir selbst, — zufrieden und träge. Wir saßen in unsern Löchern. Es schoß immerfort in unsre Nähe. Aber niemand störte das.

Es begann zu dämmern. Der Mond kam. Das Artilleriefeuer schwieg von deutscher Seite ganz. Wahrscheinlich waren unsre Batterien schon abgerückt, damit später die Straßen für die Infanterie frei wären. Die französische Artillerie schoß auch nicht mehr so heftig.

Um sechs Uhr rückten wir ab, ausgeschwärmt über das Feld. Freute ich mich? Ich fragte mich selbst danach. Ich fühlte mich befreit von der ständigen Furcht der letzten Jahre. Aber sonst? Ich wußte nicht, was der Waffenstillstand für Folgen haben würde, und war unruhig. Aber die Nacht war schön.

VIII

Wir waren die ganze Nacht durch marschiert und kamen bei Morgengrauen in eine enggebaute, kleine Stadt mit düstern Häusern. Mein Zug lag im Hintergarten einer Villa, in dem nur noch einzelne Blumentöpfe mit spärlichen Gewächsen am Boden standen. Wir schliefen bis Mittag.

Am Nachmittag standen wir auf der Straße herum.

„Herr Feldwebel!" kam Mehling lachend. „Hier sind Strafgefangene gewesen, mehrere Kompanien. Die sind von ihren Bewachungsleuten freigelassen worden. Und die Strafgefangenen haben sich auf einen Verpflegungszug, der auf dem Bahnhof stand, gestürzt und haben die ganzen Vorräte an die Einwohner verkauft. Eine Kompanie unsres Regiments hat eingreifen müssen."

„Das ist gar nicht lächerlich!"

Ich fuhr herum. Es war der Kompaniefeldwebel, der Mehling mit wütenden Augen ansah.

„Die Verpflegsvorräte, die sie verkauft haben, das waren nämlich unsre, von denen wir ein paar Wochen, — oder wie lange, — leben sollten!"

„Wie kommt es denn aber, daß der Zug noch hier steht, obwohl wir die letzten Truppen sind vor dem Feinde?" fragte ich.

„Die Meuterer haben unsre Feldbäckereikolonne aufgelöst und in die Heimat geschickt."

„Was? Woher kriegen wir denn da Brot?" fragte Höhle.

„Das müssen wir uns selbst backen. Und dazu hatte uns das Generalkommando den Zug mit Mehl und Zucker und andern Vorräten hier stehen lassen."

„Wie sollen wir denn auf dem Marsch backen?"

„Da fragen Sie nur die Leute, die uns die Bäckereikolonne aufgelöst haben!" schimpfte der Feldwebel.

„Ich möchte ja so'n Kerl da haben!" knurrte Höhle. „Früher haben sich die Etappenschweine

hinten vollgefressen, und wir haben uns totschießen lassen, und jetzt fallen sie einem auch noch in den Rücken!"

Der Kompanieführer kam aus einem Haus. Wir standen stramm.

„Haben Sie Brot empfangen?" fragte er den Feldwebel.

„Nein, Herr Leutnant. Wir müssen unterwegs backen."

„Das geht doch gar nicht."

„Ich denke doch, es läßt sich machen, wenn mir Herr Leutnant alle Bäcker der Kompanie zur Verfügung stellen, — es sind fünf. Von denen müssen immer zwei die Nacht durch backen, und in der nächsten Nacht kommen die andern dran."

„Daß aber das Brot auch gut wird!" sagte Schubring und ging fort.

Ich ärgerte mich. Konnte er nichts andres zu einem guten Vorschlag sagen?

„Woher haben Herr Feldwebel denn aber Mehl?" fragte Mehling.

„Ich habe mir rechtzeitig welches gesichert. — Nur mit dem Zucker wird es auch bei uns knapp."

Im Laufe des Nachmittags rückten alle übrigen Truppen aus der Stadt. Nur wir sollten als Nachhut bis zum Morgen dableiben.

Die Stimmung in der Kompanie wurde immer schärfer gegen die Banden hinter der Front, vor allem als die Nachricht kam, daß in Brüssel die Drückeberger aus den Spelunken gekrochen wären, in denen sie sich bei den Einwohnern verborgen gehalten hätten. Und die hätten den Offizieren die Achselstücke von den Schultern gerissen. Der An-

führer der Bande sollte ein Arzt, Doktor Freund, — oder so ähnlich, — sein. Darauf hätte sich die Bevölkerung von Brüssel erhoben. Die Truppenstäbe und die deutschen Behörden wären mit knapper Not entkommen.

IX

Am folgenden Mittag marschierten wir als letzte Truppe aus der stillen Stadt ab und trafen nach etwa einer Stunde mit dem übrigen Regiment zusammen. Die fünfte Kompanie kam als neuer erster Zug unter Leutnant Ssymank zu unsrer Kompanie. Die Züge Hanfstengel und Höhle wurden zu einem verschmolzen. Die Offiziere hatten lange Besprechungen. Dann kam der Kompanieführer und rief die Kompanie um sich:

„Ich habe Ihnen mitzuteilen, daß in Deutschland die Revolution ausgebrochen ist. Seine Majestät der Kaiser hat sich nach Holland begeben, ebenso der Kronprinz. — Die Division hat befohlen, daß in jeder Kompanie drei Vertrauensleute zu wählen sind. Die Züge teilen mir bis morgen je einen mit. Ich bemerke noch, daß diese Vertrauensleute keine Soldatenräte sind, wie in Rußland, sondern daß sie lediglich das Vertrauen zwischen Offizier und Mann noch mehr festigen sollen."

Der Leutnant Ssymank stand vor seinem Zuge mit zusammengezogenen Brauen. Er hob seine Hand zum Stahlhelm, den er noch vom Marsch her auf hatte:

„Wie meinen Sie, bitte: die Züge zeigen je einen Vertrauensmann an? Gilt meine Kompanie als drei Züge oder als ein Zug?"

„Wir können doch nicht für jedes kleine Privatinteresse einen Vertrauensmann wählen lassen!"

„Also einer," sagte Ssymank kalt und deutlich.

„Ich habe weiter nichts bekanntzugeben," sagte Schubring.

Wir traten weg.

Die Vertrauensleute wurden ohne jede Aufregung gewählt; bei mir Mehling, bei Hanfstengel Höhle und bei Ssymank der Gefreite Herrmann, ein etwa Vierzigjähriger mit einem mürrischen Gesicht.

„Das ist so'n Organisierter!" sagte Höhle.

X

Wir marschierten. Unsre Bäcker hatten in einer Nacht über die Hälfte des Mehlvorrats verbacken. Aber das Brot war so klitschig, daß man nur ganz wenig davon essen konnte. Schubring schimpfte auf die Bäcker und den Feldwebel.

„Herr Leutnant," sagte der Feldwebel, „das kann dem besten Bäcker passieren, wenn er in einem Ofen backen muß, den er nicht kennt."

„Aber nun haben wir kein Mehl mehr!"

„Ich werde sehen, daß ich neues bekomme, Herr Leutnant."

Am nächsten Tage erschien ein zweirädriger Ochsenkarren mit Mehlsäcken.

Schubring sah ihn sich an: „Ist das auch mit rechten Dingen beschafft?"

„Jawohl, Herr Leutnant. Der Verpflegungsoffizier hat einen Gutschein darüber ausgestellt."

Nach langem Marsch hatte ich in der Nacht an einer Kanalbrücke einen Doppelposten aufzustellen. Ich selbst lag mit meinem Zuge in einem Häuschen

dicht am Kanal als Feldwache. Der Mond schien. Ich ging auf dem Damm nach links und fand in einiger Entfernung den nächsten Posten. Nach rechts hatte ich eine Patrouille geschickt. Die kam erst nach geraumer Zeit zurück:

„Herr Feldwebel! Wir sind an der nächsten Brücke gewesen. Da war aber niemand. Deshalb sind wir noch zur übernächsten gegangen. Dort führt eine große Straße über den Kanal. Und dort war auch niemand."

Am Morgen schickte ich noch einmal eine Patrouille dorthin. Die kam schon nach zwanzig Minuten wieder:

„Herr Feldwebel, jetzt stehen belgische Posten an der Brücke!"

Ich schrieb darüber sofort eine Meldung an den Kompanieführer, schickte sie ab und saß in Ungewißheit da. Aber ich erhielt keine Antwort.

XI

Am nächsten Morgen marschierten wir ab. Es war kalt geworden. Aber die Sonne schien. Die breite Straße lief gerade durch eine flache Landschaft, die munter aussah. Am Nachmittag wurde sie unfreundlich. Die Bäume erschienen mir grau, und der Ort, in den wir marschierten, sah ungastlich aus. An der düstern Kirche lehnten Maschinengewehre. Geschütze aller Art standen auf dem Friedhof.

Eine unsrer Maschinengewehrkompanien hielt davor und schaffte ihre Maschinengewehre hinein. Das waren Waffen, die nach dem Waffenstillstandsvertrag den Feinden auszuliefern waren. Die würden sie im Regen stehen lassen und bald wäre alles altes Eisen.

Wir marschierten wohl zwei Wochen lang durch das flandrische Belgien und kamen dann in den französisch sprechenden Teil. Wir marschierten immer als ständige Nachhut einen Tagesmarsch vor den uns folgenden Feinden. Vor den Häusern standen Zivilisten, sahen voll Haß nach uns und schimpften.

Wieder sollten wir Mehl und Zucker empfangen, und wieder hatten die Truppen vor uns alles zu Spottpreisen an die Bevölkerung verkauft. Die Stimmung gegen die Revolutionäre wurde noch schärfer, vor allem durch Höhle und den Gefreiten Mann geschürt, während Herrmann, der Sozialdemokrat, versuchte, die Stimmung lau zu erhalten. Dieser Herrmann mit seinem immer mürrischen Gesicht war wie ein kleiner Beamter und gegen jede entschiedene Tat.

XII

In der Nähe von Lüttich hatten wir einen Rasttag. Mehling ging mit mehreren nach Lüttich hinein. Ich ging nach einem nahen Fort und sah mir die tiefen Gräben und gesprengten Betonbauten an.

Vor einem großen Gutshof stritten sich Leute unsres Regiments mit einem Belgier.

„Herr Feldwebel!" wendete sich einer an mich. „Wir haben einen Gutschein über Stroh vom Verpflegungsoffizier bekommen, aber der Mann hier will keins herausrücken."

„Weshalb denn nicht?"

„Er sagt, dann behielte er nicht genug. Aber er hat die ganze Scheune voll."

„Da müßt ihr euch schon an einen Offizier wenden. Wenn ich dem Gutsbesitzer was sage, das macht ihm doch keinen Eindruck."

Erst spät kam Mehling aus Lüttich zurück und erzählte, daß die ganze Stadt beflaggt wäre. Franzosen, Engländer und Belgier waren schon dort. In den Cafés saßen sie. Die Marseillaise wurde gespielt und Hurra geschrien. Mehling war noch voll Freude und Glanz davon. Aber ich war traurig. Das verfluchte Vaterland stand mir doch nahl

XIII

Am nächsten Morgen ging es auf einer langen Brücke über die Maas, die hier ein recht stattlicher Fluß ist. Dann schlängelten wir uns am andern Ufer Stunde über Stunde die Höhen hinauf.

Bei Dunkelwerden marschierten wir in ein Tal mit einem Kirchdorf drin. Es war kalt. An einer Brücke, unter der ein Bach brauste, hielten wir. Die Quartiermacher kamen.

„Wie ist's hier?"

„Gute Quartiere!" riefen sie.

Wir rückten auseinander. Ich merkte auf einmal einen Schmerz am rechten Fuß, wo meine Wunde gewesen war. Es war nicht der Schmerz wie von einer Blase, sondern ein dumpfer, innerer Schmerz.

Wir gingen an einem steilen Grashang mit Obstbäumen entlang und kamen zu einem einzeln stehenden Fachwerkhaus. Die Holztreppe darin war wie poliert, und der Flur im ersten Stock rings mit

dunklem Holz ohne Verzierung verschalt. Ein paar Truhen, Brettstühle und eine hohe Uhr standen an den Wänden.

Aus einem Zimmer kam ein junger Mann mit seiner Frau und lud uns freundlich in eine große Stube, in der Matratzen und Decken am Boden lagen.

Ich zog mir sofort die Stiefel aus und betastete den Fuß. Die Narbe am Fußballen war empfindlich. Wir marschierten ja aber schon drei Wochen. Ich ging in die Küche und fragte nach warmem Wasser.

„Blessé?" fragte der Mann und deutete auf meinen Fuß.

„Oui, monsieur."

Er stand sofort auf. Seine Frau brachte einen Kübel und einen Stuhl, daß ich gleich bei ihnen den Fuß ins Wasser hängen könnte. Dann saß ich auf meinem Stuhl und sie am Herd. Draußen schien der Mond kalt auf den Wiesenhang. Es mochte schon wieder gefroren haben. Die beiden Leute sahen gesund aus. Sie waren schweigsam und zufrieden. Wozu soll man auch herausschwatzen, was der andre weiß?

Ich war glücklich in dem Hause.

XIV

Beim Antreten am nächsten Morgen schimpften Ssymank und Hanfstengel auf die widerlichen Einwohner des Dorfes. Sie hatten beim Pfarrer gelegen, und der hatte ihnen Wasser zum Waschen und was er nur konnte, verweigert. Als sie ihn darüber zur Rede stellten, hatte er von Barbaren und Boches gesprochen, die man totschlagen müßte.

Ssymank war so wütend geworden, daß er auf den Pfarrer losgehen wollte. Aber Hanfstengel hatte ihn zurückgehalten.

Darauf hatte sich Ssymank in seiner Wut an den Pfarrer gewendet: „Sie sind ein Schwein!" und war hinausmarschiert.

Wir marschierten flott in den trüben Tag hinein. Mein Fuß hatte sich gut erholt. Heute sollte es über die deutsche Grenze gehen.

Am frühen Nachmittag trat eine Marschstockung ein. Wir schoben uns aus einem Grunde immer ein paar Schritte gegen ein Dorf vor.

In der Kompanie waren sie guter Laune.

„Noch einmal eine Wagenlänge, einen — Jupp!" riefen sie im Chor. Dann fingen welche an zu singen:

„Denn dieser Feldzug
ist ja kein Schnellzug.
Wisch deine Tränen ab
mit Sandpapier."

Nach zwei bis drei Stunden erreichten wir das Dorf und eine Wegegabel. Dort kam von links die Marschkolonne einer fremden Division und aus dem Grunde unsre Kolonne auf dieselbe Straße. Unser Regimentskommandeur hielt da zu Pferde und versuchte sein Regiment vorwärts zu bringen. Von der fremden Division war ein General da. Er stand neben seinem Auto, das auf dem Platz vor einem Café hielt. Leute aller Truppengattungen standen dort, saßen auf Prellsteinen und Stühlen und bliesen über Kaffee, der in dem Metallbecher erst abkühlen mußte, bis man die Lippen daran-

bringen konnte. Andre kippten einen Schnaps hinter. Mehling hatte sich schon durch die Menschen ins Café gedrängt. Ich wußte, wir hatten noch über zehn Kilometer bis zur Grenze und mußten auch dann noch sicher eine Strecke weit marschieren. Ich setzte mich an den Straßenrand, um meinen Fuß zu schonen.

Erst in der Abenddämmerung kam unsre Kolonne wieder in Gang. Wir waren müde vom vielen Warten. Als es nach anderthalb Stunden wieder zu stocken begann, schrien sie wieder:

„Noch einmal eine Wagenlänge, einen — Jupp!" Dann sangen sie:

„In Hamburg, da bin ich gewesen,
in Samt und in Seide gehüllt.
Meinen Namen, den darf ich nicht nennen;
denn ich bin ja ein Mädchen fürs Geld."

Sie sangen es gedehnt und schwermütig in die Nacht. Einige hatten sich gesetzt. Ein Artillerieunteroffizier kam entlang geritten: „Straße frei!"

Sie standen fluchend auf.

Ein Auto kam mit einem General.

„Der kann ooch loofen wie mir!"

Der Marsch kam wieder in Fluß.

Wieder überholte uns ein Auto. „Straße frei!" Darin lagen vier Fliegermannschaften mit schief gesetzten Mützen.

„Was haben die zu fahren!"

„Fußlatscher!" rief einer höhnisch aus dem Auto.

„Reißt sie heraus, das sind Etappenschweine!"

Einige drangen nach dem Auto. Aber das sauste

rücksichtslos in die Leute vor uns. Die sprangen beiseite. „Licht aus!" schrie einer, aber nicht mehr harmlos. Das Auto entschwand.

Stockend ging es weiter. Der Ruf: Licht aus! wurde immer häufiger.

Wir näherten uns einem Gedröhn fahrender Wagen.

„Wir kommen an die Grenzstraße," sagte Hanfstengel.

„Wie weit ist es noch, Herr Leutnant?"

„Ich schätze noch anderthalb Stunden, wenn wir frei marschieren."

„Da mach ich nicht mehr mit, Herr Leutnant!" schimpfte ein Unteroffizier.

„Wir brauchen dich auch nicht," lachte Mehling. „Leg dich nur in den Straßengraben. Wir suchen uns unterdessen ein besseres Quartier."

Einer lachte. Der Unteroffizier murmelte etwas vor sich hin.

Das Dröhnen war schon nah. Jetzt erkannte ich die Straße, die quer zu uns verlief. Von rechts kamen in zwei Reihen nebeneinander schwere Geschütze.

Wir kamen ganz langsam an die Straße heran.

„Herr Leutnant!" rief jemand, der bei der Dunkelheit und dem Gewirr von Menschen, Pferden und Wagen nicht zu erkennen war. „Herr Major läßt sagen, die Kompanien sollen sich hier im Straßengraben vorschnüren."

Nun ging es, bald langsam, bald halb rennend, einer hinter dem andern auf dem unebenen Grund des Straßengrabens. Mein Fuß begann zu schmerzen. Ich versuchte ihn gleichmäßig und sicher aufzusetzen, aber das machte nur mein Fußgelenk müde.

Gegen elf Uhr, während rechts immer noch die Wagen und Geschütze auf der Straße dröhnten, stiegen links von der Straße düstere Fabriken auf. Wir hielten.

„Warum geht's nicht weiter? Wir wollen ins Quartier!"

Der Leutnant Schubring stand stocksteif da und sah auf die vorbeiratternden Wagen.

„Wir können auch ohne Führer auskommen!"

„Haltet doch euer Maul!" rief Höhle. „Herr Leutnant kann doch die Quartiermacher nicht herzaubern. Wißt ihr etwa, wohin wir müssen?"

Wir warteten. Sogar der beliebte Hanfstengel wurde von seinen Leuten angepöbelt.

Mehling sagte mir heimlich: „Wenn Herr Feldwebel mal mein Gewehr nehmen, geh ich nach den Quartiermachern suchen. Die stehen sicher hier wo an der Straße, und man braucht nur alle zwanzig Schritt zu brüllen."

Ich trat zu meinem Zug und sagte ihnen, daß Mehling suchte.

„So ein Kotz!"

„Das könntet ihr aber im Krieg gelernt haben, wo man Quartiermacher hinstellt!"

„Wann werden wir denn entlassen, Herr Feldwebel?" fragte eine dünne Stimme.

„Das weiß ich nicht," sagte ich.

„Du wirst überhaupt nicht entlassen! Der Kotz geht so weiter. Mir müssen eben selbst fortlaufen!"

Es wurde recht kalt.

Endlich nach anderthalb Stunden hatte Schubring die Quartiermacher gefunden. Er war ihnen grob geworden, und sie hatten ihn angebrüllt: „Wenn Sie nur Ihren Dreck ordentlich machten!"

Mehling fehlte.

Wir marschierten bei Mondschein eine Straße seitlich ab, auf der wir allein waren. Die Felder rechts und links sahen schwarz aus. Wieder auf festem Straßengrund zu marschieren, tat wohl. Aber mein Fuß tat sehr weh.

Nach Mitternacht kamen wir in ein kleines Dorf. Da ragte ein mächtiges Gebäude. Die Tür öffnete sich. Ein rötliches Licht drang heraus. Ein Mann stand in der Tür.

„Wo kommen wir hin?" fragte einer grob.

Auf einmal erschien Mehling: „Benehmt euch mal! Der Herr Mühlenbesitzer hier hat Kaffee machen lassen, und wir haben einen geheizten Saal."

„Kommen Sie nur herein," sagte der Mann freundlich. „Da die Treppe hinauf! Ich kann nicht so schnell wie ihr."

Oben in dem Saal lagen Strohsäcke. Der Mühlenbesitzer ging unter uns umher und fragte, ob wir genug Wasser hätten, und: „dort ist der Abort, gleich draußen rechts."

„Machen wir Schinkenklopfen?" fragte ein junger Kerl.

„Du bist wohl verrückt! Ich habe ganz genug von dem Marsch."

XV

Unsre Feldküche und die andern Wagen trafen erst gegen Mittag ein. Sie machten gleich den Küchendeckel auf und gaben Kaffee aus.

„Immer auf dem Damm?" fragte Höhle.

„Wir gehören doch nicht zu dem Gesindel wie bei den andern Wagen, das nie an der Front war und nun sein Maul aufreißt!"

„Machen die sich mausig?"

„Aber lausig!" sagte der andre Koch. „Und dabei haben sie gar nicht mitzusprechen, lauter halbe Leute, halb blind oder halb taub oder mit Herzfehler! Und ich glaube nicht mal an die Fehler! Die haben nur nicht vorgewollt!"

„Das sind alles Scheißer!" sagte der Küchenfahrer und führte seine schweren Pferde in den Stall.

„Wenn die zu frech werden," sagte Höhle, „dann sagt's nur. Den wollen wir schon was vorgeigen!"

„Das brauchst du nicht," lachte der schwächere von den beiden Köchen. „Die Bande nehm ich schon allein auf. Und der Max, der ist doch im Athletenklub in Dessau gewesen, und die haben gestaunt!"

Am Nachmittag marschierten wir ab und kamen bei Anbruch der Dunkelheit nach Aachen. Alle Häuser waren beflaggt. Unsere Musik spielte ein Stück vor uns, und die Trommel schlug sich an den Häusern, aus denen Menschen sahen. Menschen begleiteten unsern Marsch.

Wir waren die letzten deutschen Truppen vor den einrückenden Belgiern und Franzosen.

Am Tage darauf rückten wir auf den Bahnhof und warteten da bei strömendem Regen auf den Zug. Es war längst Nacht geworden, als er eintraf. Es waren alles Viehwagen mit Schiebetüren. Wohin wir fuhren, wußten wir nicht, nur daß es noch nicht gleich nach Hause ging.

ENDE

VORMARSCH 7
STELLUNGSKRIEG 139
Der Stellungskrieg vor Chailly 141
Die Sommeschlacht 181
Verwundet 222
Die Aisne-Champagneschlacht 1917 . . . 247
Der Stellungskrieg 1917/18 335
Die Märzoffensive 1918 359
ZUSAMMENBRUCH 383

INV. VE 36

DRUCK DER
FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI
G. M. B. H.
FRANKFURT AM MAIN